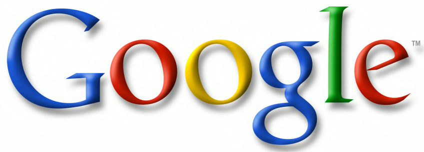


Grundlinien

des

natürlichen Systemes

der

praktischen Philosophie.

Von

Dr. Friedrich Eduard Beneke,
Professor an der Universität zu Berlin.

Zweiter Band.
Specielle Sittenlehre.

Berlin, Posen und Bromberg.
Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler.
1841.

Grundlinien

der

Sittenlehre.

Ein
Versuch eines natürlichen Systemes
derselben.

Von

Dr. Friedrich Eduard Beneke,
Professor an der Universität zu Berlin.

Zweiter Band.
Specielle Sittenlehre.

Berlin, Posen und Bromberg.
Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler.
1841.

Étendez les principes de la connoissance intime de notre être, et vous verrez des conséquences innombrables en sortir, de manière que tout ce qu'on avoit vu et senti jusqu'alors, disparoitroit à nos yeux comme un nuage, pour faire place à un monde nouveau.

(Bonstetten.)

All the great arts of education, legislation and government are still more dependent on the laws of the human mind, than the arts of navigation are on the laws of the planetary system.

(Mackintosh.)



Vorrede.

Mehr als vier Jahre sind verflossen, seitdem der erste Band dieses Buches erschienen ist; und so durfte ich denn wohl, während der bereits seit längerer Zeit ausgearbeitete zweite einer wiederholten Durchsicht und Feile unterlag, die begründete Hoffnung nähren, es werde mir unterdeß, wo nicht ein Mitarbeiter, doch eine Kritik entgegenkommen, welche mir dafür eine noch höhere Spannkraft und willkommene Fingerzeige gäbe. Aber worüber ich in der Vorrede zum ersten Bande klagen mußte, daß ich „die Kelter alleine trete", Das muß ich auch jetzt noch in demselben Maße beklagen. Die wichtigste und interessanteste von allen Wissenschaften, die Sittenlehre, ist bei uns Deutschen noch immer mit dem Fluche derselben Vernachlässigung behaftet, unter welchem sie bereits während unseres ganzen Jahrhundertes gelegen hat.

Aber freilich: wer darf sich hierüber wundern? — Der Scholasticismus und der Neuplatonismus sind in ihren kraf-

festen Gestalten aus den Gräbern emporgestiegen, in welchen sie zu einer ewigen Ruhe bestimmt zu sein schienen; und indem es bei der sonst verbreiteten intellektuellen Kultur unserer Zeit allerdings viele Anstrengungen kosten muß, für dieselben Aufmerksamkeit und Geltung zu gewinnen: wie sollte da noch Muße und Lust bleiben für dergleichen Kleinigkeiten, wie die eigene sittliche Vervollkommnung und die des menschlichen Geschlechtes im Ganzen sind? — Man hat so dringend mit dem hochwichtigen Geschäfte zu thun, für Dasjenige, wovon der Mensch nun einmal nichts wissen kann, immer abstrusere Formeln zu erfinden, daß hiedurch die völlige Unwissenheit und die völlige Unbekümmerniß um Das, was zu wissen möglich und in den heiligsten Beziehungen förderlich ist, mehr als vollständig gerechtfertigt werden! Was geht die Philosophie das einzelne Existirende an? Ihr Gegenstand ist von vorn herein lediglich das Universum!

Hiemit stehn nun freilich die vom Verfasser überhaupt, und namentlich in diesem Buche angestellten Forschungen im direktesten Gegensatze. Sie gehn entschieden auf das als wirklich Gegebene, auf Das, was sich wissen läßt; machen das Dunkle klar, stellen das bisher nebelhaft Ineinanderfließende in scharf bestimmten Formen auseinander. Dies alles sind Verbrechen gegen die herrschenden philosophischen Richtungen; und so ist es denn natürlich, daß des Verfassers Philosophie von allen Seiten verketzert wird. In Einem Gebiete allerdings hat es ihm nicht an Anerkennung gefehlt.

Selbst seine entschiedensten Gegner gestehn ihm zu, daß er für die Pädagogik eine neue und fruchtbarere Auffassungsweise herbeigeführt habe. Aber weiter soll nun die psychologische Reform, deren Durchführung er sich zur Aufgabe seines Lebens gesetzt hat, nicht reichen. Der Streit um die bisherige Psychologie sei „eigentlich nur von pädagogischem Interesse"; „seine Methode bringe ihn ganz um die Vortheile, welche die Psychologie von der Kritik der Vernunft erhalten habe", und sei deshalb „durchaus ungeeignet, die Probleme der eigentlichen philosophischen Wissenschaften zu lösen". — Die neue Psychologie hat sich bekanntlich diese Aufgabe in deren vollstem Umfange gestellt: eine völlige Umgestaltung der „eigentlichen philosophischen Wissenschaften" nicht weniger für sich in Anspruch genommen, als die der Pädagogik. Aber die von ihr aus angekündigte Reform soll, nach der Meinung Jener, überhaupt nicht in der „progressiven", sondern in der „regressiven Richtung" liegen: indem ich „gleich den Philosophen des Auslandes, die Bedeutung der großen, von Kant aufgestellten Frage nicht verstanden habe, wie synthetische Urtheile a priori möglich seien"*).

Was nun zuerst das Lob meiner Psychologie ausschließlich im Verhältniß zur Pädagogik betrifft:

*) Das hier Angeführte findet man beinah in gleicher Weise ausgesprochen von Fries in der Vorrede zur zweiten Auflage des 2ten Bandes seines „Handbuches der psychischen Anthropologie", S. VIII.—XIII., und von Rosenkranz in der „Geschichte der Kantischen Philosophie" (Kants Werke ꝛc., Band XII.), S. 435 f.

so ist dies gerade eben so, als wenn Jemand sagen wollte, die Physik sei trefflich, um Dampfmaschinen zu bauen, sonst aber eine durchaus falsche und unfruchtbare Wissenschaft. Was sich in der Anwendung auf das Eine probehaltig erweis't, Das, sollte man denken, müßte sich auch für das Andere, welches seiner Natur nach auf der gleichen Grundlage ruht, nicht weniger probehaltig erweisen. Alle Begriffe, mit denen sich die Logik, die Moral, die Rechtsphilosophie, die Aesthetik, und selbst die Metaphysik und die Religionsphilosophie beschäftigen, sind Begriffe von psychischen Produkten; und diese Produkte werden fortwährend in allen Menschen nach eben den Gesetzen gebildet, nach welchen sich die Kinder entwickeln und im Anschließen hieran erzogen werden können und sollen. Dabei sind sie abgeleitete, zusammengesetzte und verwickelte Produkte, und welche eben deshalb (hievon zeugt die ganze Geschichte der Philosophie) bei ihrer unmittelbaren Auffassung nicht klar und bestimmt zu fassen, nicht vollständig zu verstehn sind. Was also ist zu thun? — Wir müssen, für ihr volles Verständniß, zu ihrer Entstehungsweise, zu ihren Grundelementen zurückgehn; und indem diese lediglich durch die Psychologie erkannt werden können: so läßt sich auch für alle philosophischen Wissenschaften eine volle Klarheit und Bestimmtheit lediglich durch die Psychologie gewinnen. Dies ist der überaus einfache Grundgedanke, welcher dem Verf. bei allen seinen philosophischen Bestrebungen zum Leuchtpunkte gedient hat,

und bis man ihn eines Besseren überweis't, fortwährend dienen wird*).

Dies führt mich zum Zweiten hinüber: zu dem Vorwurfe, daß ich das berühmte Kantische Problem nicht verstanden habe, und deshalb mit meiner ganzen Philosophie noch in der vorkantischen Zeit liege. Da wünschte ich nun wohl, daß mich Diejenigen, von welchen dieser Vorwurf ausgegangen ist, belehrten, was denn eigentlich von Kant, für die Lösung des bezeichneten Problems in der Art geschehn sei, daß es eine tiefer dringende Prüfung aushielte. — Ich bin ein warmer Verehrer von Kant's kritischen Leistungen, wie sie namentlich der früheren Metaphysik und Religionsphilosophie gegenübergetreten sind; und habe dies überall mit der vollsten Anerkennung, ja mit Begeisterung ausgesprochen. Aber was das Positive betrifft, womit er den durch seine Kritik gewonnenen freien Raum auszufüllen versucht hat, so weiß ich recht eigentlich keinen einzigen Punkt, wo er das Rechte, ja wo er das Erfoderliche auch nur besser getroffen hätte, als die Vorzüglicheren unter seinen Vorgängern. Nicht als wenn es ihm an Genie gefehlt hätte: denn dieses hat er in einem

*) Man vergleiche die ausführlichen Auseinandersetzungen, welche ich über die hier angedeutete Begründung der Philosophie im ersten Bande, S. 32 ff. und 38 ff., in der kleinen Schrift „Die Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Erfahrung, zur Spekulation und zum Leben", S. 11 ff., 17, 38 u. 45 ff. und in meinem „Systeme der Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 22 — 30 gegeben habe.

bewunderungswürdigen Grade hinzugebracht. Aber ihm fehlte die richtige Methode: indem zu seiner Zeit der Scholasticismus in Deutschland noch zu mächtig war, als daß er sich, wie sehr auch immer seine Grundtendenz darauf hinging, von dessen Fesseln hätte losmachen können*). Hieraus ist es auch abzuleiten, daß Kant, ungeachtet des entschiedenen Sieges seiner Philosophie, beinah in allen Punkten das Gegentheil von Dem gewirkt hat, was er wirken wollte. Er hat trefflich niedergerissen; aber er hat nichts aufgebaut, was sich hätte halten können. Wie ich also die Sache ansehe, stellt sie sich gerade entgegengesetzt: Kant hat das von ihm aufgestellte Problem weder gelös't, noch einmal seiner wahren Bedeutung nach verstanden; dagegen gerade die in Bezug darauf herabgesetzte neue Psychologie sowohl des wahren Verständnisses als der Lösung desselben mächtig geworden, ja das einzige Werkzeug ist, wodurch dieses Verständniß und diese Lösung überhaupt möglich waren und in alle Zukunft hin sein werden.

Dies in Hinsicht derjenigen philosophischen Wissenschaften auszuführen, welche der Vorstellungsseite angehören, ist hier der Ort nicht**). Wir haben es hier lediglich mit

---

*) Man vergleiche hierüber meine kleine Schrift „Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit", besonders S. 26 — 33, S. 65 ff. und S. 88 f.

**) Man findet die Erörterungen darüber in meinem „Systeme der Metaphysik und Religionsphilosophie", besonders S. 60 — 67, S. 152 — 61, S. 253 ff. u. S. 274 — 81; vgl. auch meine

der Sittenlehre zu thun. Welche also sind die Synthesen, die für deren Begründung zu erklären waren? — Im Ganzen und Großen unstreitig zwei, von denen die eine mehr nach der objektiven, die andere mehr nach der subjektiven Seite hinliegt: so daß sie also, dem Wesentlichen nach, den beiden, in diesem Bande behandelten Haupttheilen entsprechen. Es fragt sich zuerst: wie sind die Verbindungen zu erklären, welche sich allgemein-menschlich-nothwendig, oder allgemein-gültig, in unserem Bewußtsein zwischen den Vorstellungen gewisser Handlungen und den Anfoderungen des Sittlichen oder den Verwerfungen als unsittlich vorfinden, obgleich doch diese Handlungen auf die mannigfachsten Gegenstände gehn, und auf keinen von diesen jene Prädikate unmittelbar anwendbar sind? Und es fragt sich zweitens: wie ist es zu erklären, daß das ursprünglich Moralisch-Indifferente (denn in diesem Charakter zeigt sich ja der Mensch bei seiner Geburt) zu einem Moralischen oder zu einem Unmoralischen wird? Wie treten mit dem, an und für sich weder moralischen noch unmoralischen Streben das Moralische und das Unmoralische in Verbindung?

Was finden wir nun bei Kant zur Erklärung dieser beiden Synthesen? — Fassen wir das erste Problem ins Auge, so fallen die „Handlungen" und die denselben zum

---

„Logik als Kunstlehre des Denkens", Vorr. S. XVI. ff., so wie die dort aus dem Buche selbst nachgewiesenen Stellen.

Grunde liegenden Schätzungen, Begehrungen, Wollungen, der Hauptsache nach mit Demjenigen zusammen, was Kant „materiale" Principien nennt. Diese nun will er bekanntlich von der Begründung des Sittlichen gänzlich ausgeschlossen wissen*), das heißt doch nichts anderes, als: die zu erklärende Synthesis, obgleich sie bei allen Menschen unzweifelhaft vorliegt, wird von ihm, weil er sie nicht zu erklären im Stande ist, gänzlich zur Seite geschoben und abgeleugnet; und hiedurch die Sittenlehre, indem sie in Gegensatz gebracht wird mit Allem, was sich im Leben moralisch entwickelt, zu einer Leerheit und einer Unfruchtbarkeit verdammt, welche sie, ungeachtet des ihr von Kant zugesprochenen Primates, mit unausweichlicher Nothwendigkeit zu dem Scheintode geführt haben, den wir seit dem Ende des vorigen Jahrhundertes beklagen müssen**).

Aber giebt denn Kant selbst gar keine Begründung des Moralischen? — Allerdings giebt er eine solche: es soll darüber durch die Tauglichkeit der Maxime zu einem allgemeinen Gesetze entschieden werden. Wir wollen hier kein Gewicht darauf legen, daß sich, den klarsten Zeugnissen unseres moralischen Bewußtseins gemäß, die Syn-

---

*) Vgl. das hierüber Band I., S. 14 ff. und 17 ff. Bemerkte. — Wie inkonsequent dies jedoch von Kant ausgeführt worden ist, findet sich ebendas. S. 22 ff. auseinandergesetzt.

**) Man vergleiche hierüber Band I., S. 60 ff., auch meine „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des Kriminalrechtes", Band I., S. 36 ff.

thesis, auf welche sich dieses Kriterium bezieht, **nicht wirklich in uns findet***). Aber wie soll dieselbe, nach **Kants** eigenen Erklärungen, a priori gegeben sein? — „Es ist aber (heißt es) **gänzlich unmöglich** einzusehn, d. i. a priori begreiflich zu machen, wie ein bloßer Gedanke, der selbst nichts Sinnliches in sich enthält, eine Empfindung der Lust oder Unlust hervorbringe..... Die Erklärung, wie und warum uns die Allgemeinheit der Maxime als Gesetz, mithin die Sittlichkeit interessire, ist uns Menschen **gänzlich unmöglich**"; und noch bestimmter und entschiedener später: „Wie nun aber reine Vernunft, ohne alle Triebfedern, die irgendwoher sonst genommen sein mögen, für sich selbst praktisch sein, d. i. wie das bloße Princip der Allgemeingültigkeit aller ihrer Maximen als Gesetze (welches freilich die Form einer reinen praktischen Vernunft sein würde) ohne alle Materie (Gegenstand) des Willens, woran man im Voraus irgend ein Interesse nehmen dürfe, für sich selbst eine Triebfeder abgeben, und ein Interesse, welches rein moralisch heißen würde, bewirken, oder mit anderen Worten, wie reine Vernunft praktisch sein könne, dies zu erklären, dazu ist alle menschliche Vernunft **gänzlich unvermögend, und alle Mühe und Arbeit, hievon Erklärung zu suchen, ist verloren****). — Also, um es nun zusammenzufassen: **die allgemein-menschlich-**

*) Vgl. Band I., S. 18 ff.

**) Vgl. „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", S. 122—23.

nothwendig gegebene Synthesis wird von Kant abgeleugnet, und dafür eine andere erdichtet, für welche er nicht nur selber gesteht, keine Erklärung zu haben, sondern auch jede Erklärung in alle Zukunft hin für unmöglich ausgiebt. Heißt dies nun der Wissenschaft „Vortheile" verschaffen, um die sich spätere Bearbeitungen „durch Anwendung einer anderen Methode bringen" könnten?

Und verhält es sich etwa mit der Lösung des zweiten Problems besser? In welcher Art wird der ursprünglich sittlich-indifferente Mensch entweder zum sittlichen oder zum unsittlichen? — Kant antwortet hierauf durch seine Theorie der transscendentalen Freiheit: ein Gewebe von fortwährenden Widersprüchen, wie wir schon an einem anderen Orte nachgewiesen haben*). Was uns aber hier zunächst interessirt: ganz eben so, wie bei dem ersten Probleme, wird diese Freiheit zuletzt von Kant selbst als ein „schlechterdings aus allen Datis der Sinnenwelt unerklärliches Faktum" bezeichnet, und dessen Begriff, ungeachtet er uns durch die praktische Vernunft an die Hand gegeben werde, „in Ansehung des theoretischen Gebrauchs der Vernunft, obgleich ein möglicher, denkbarer, dennoch leerer Begriff" sei**). — Wir haben also wieder Dasselbe:

---

*) Vgl. Band I., S. 547 ff.

**) „Kritik der praktischen Vernunft" (5te Aufl.) S. 73 ff. und S. 95.

die zu erklärende Synthesis wird nicht erklärt, ja wird für unerklärlich ausgegeben.

Aber vielleicht hat Kant hiemit Recht: diese Synthesen sind wirklich unerklärlich. — Wir haben gesehn: keineswegs; vielmehr sind wir durch unsere psychologisch-genetischen Untersuchungen zu sehr bestimmten und vollständigen Erklärungen davon geführt worden.

Zuerst (wie sich uns gezeigt hat) ist es allerdings richtig, daß über das Moralische lediglich die Form entscheiden kann: denn Sittlichkeit und Unsittlichkeit sind Prädikate, nicht für die Dinge oder deren Werthe, auch nicht einmal zunächst für die Handlungen, sondern für die Gesinnungen. Und eben so ist es richtig, daß diese Form eine allgemeine ist. Aber dieselbe ist keine logische Form, sondern eine praktische: eine Form der Schätzungen und Strebungen, die als solche vermöge der allgemein-menschlich-gleichen Prädetermination begründet ist*).

Verfolgen wir dies im Anschließen an die durch die neue Psychologie gewonnenen tieferen Aufklärungen: so können wir über die Natur und den Grund der in Frage stehenden Synthesis nicht länger in Zweifel sein. Das Moralische, oder das von Kant sogenannte Formale, bildet sich ur-

*) Vgl. Band I., S. 21 f., 29 ff., 86 ff. und besonders S. 228 ff. und 250 ff.

sprünglich gar nicht anders als an dem Materialen*) oder an den Schätzungen und Strebungen; und es hat also nicht das mindeste Räthselhafte, wie wir jenes mit diesen in Verbindung setzen können und müssen. Wir nennen etwas sittlich in den Schätzungen und Strebungen, so wie hievon abgeleitet in den Handlungen, allerdings nicht deshalb, weil darin Dieses oder Jenes geschätzt oder erstrebt und gethan wird (also nicht aus materialen Principien), sondern um seiner Form willen, oder weil es mit der Norm einstimmig geschätzt oder erstrebt wird**); aber hiedurch eben werden dann auch die Schätzungen, Bestrebungen und Handlungen zu sittlichen. Sie werden dazu vermöge der (wenigstens der Hauptsache nach) vor allem Verkehr mit der Außenwelt, durch die Beschaffenheiten der Urvermögen und der Bildungsgesetze gegebenen Prädetermination; und diese also ist die tiefste Grundlage (wenn wir uns des Kantischen Sprachgebrauches bedienen wollen) der darauf gegründeten synthetischen Urtheile a priori.

Und eben so erklärt sich die zweite Synthese. Da nach dem eben Bemerkten die Norm des Sittlichen allgemein-menschlich-nothwendig bedingt ist nur durch eine Prädetermination: so kann sie unter Umständen auch

*) Seine Hervorbildung zu besonderen Akten (Formenanschauungen, kategorischen Imperativen ꝛc.) erfodert erst besondere Bildungsprocesse; vgl. darüber Band I., S. 339 ff.

**) Vgl. bes. Band I., S. 428 f.

nicht zur Verwirklichung kommen; und da das Sittliche nur die Hervorbildung der innersten Grundnatur des Menschen enthält, so muß das Sittlich-Abweichende im Ganzen und Großen von den Bildungsmomenten stammen. Nun ist kein einziges derselben sittlich-abweichend (dieser Ausdruck ja nur auf menschliche Gesinnungen anwendbar), und eben so wenig irgend ein Einzelnes, was dadurch im Menschen gewirkt werden kann. Aber was einzelne Einwirkungen nicht vermögen, Das vermögen gewisse Reihenfolgen von Einwirkungen: wenn keine Reaktion von innen eintritt, können sich die Spuren von niederen Schätzungen und Strebungen oder von Verstimmungen der Seele so zahlreich ansammeln, daß dadurch moralische Eigenschaften begründet werden. Für alles Dies lassen sich die bestimmtesten Naturgesetze nachweisen, ohne daß wir zu einer in sich widersprechenden und unerklärlichen Freiheit unsere Zuflucht zu nehmen brauchten. Allerdings ist der Mensch frei; aber seine Freiheit (die der Willkühr, so wie die sittliche Freiheit im engeren Sinne des Wortes) entsteht und wirkt nach Gesetzen der geistigen Natur, und ist nach diesen durch und durch mit der größten Bestimmtheit zu erklären*).

Also die eine wie die andere Synthesis, welche nach Kant's Urtheil „schlechterdings unerklärlich" sein sollten, sind erklärt, und sind erklärt durch die neue Psy-

*) Vgl. darüber den vorliegenden Band, S. 411 ff. und 418 ff., so wie Band I., S. 507 ff., 515 ff. und 562 ff.

chologie. Was Kant, bei allem seinen Genie, an dieser Erklärung hinderte, war eben nur der Mangel an dieser naturgemäßen Psychologie*). Ohne diese konnte er die Natur der zu erklärenden Synthesen höchstens rathen, und er hat falsch gerathen. Durch die neue Psychologie aber ist ein sicheres Wissen davon möglich geworden. Zugleich sind wir mit unseren psychologischen Zergliederungen zu einer Tiefe gelangt, zu welcher alle Spaltungen und aller

*) Selbst die eigentliche Bedeutung des A priori ist erst durch die neue Psychologie klar geworden. Bei Kant ist dieses in ein mystisches Dunkel gehüllt: sein kategorischer Imperativ, seine reine praktische Vernunft, und wie er es sonst noch bezeichnen mag, sind qualitates occultae, von deren eigentlicher Natur er nichts auszusagen wußte. Durch die klare Nachweisung der Art, wie das Moralische prädeterminirt ist — im Gegensatz mit der bisher angenommenen Präformation, welche in keiner Weise mit den von der Entwickelung des Moralischen vorliegenden Erfahrungen in Einstimmung gebracht werden kann (vgl. Band I., S. 32 ff. u. 86 ff.) — ist dieses Dunkel zerstreut, sind die verborgenen Eigenschaften in ein helles Licht gestellt worden. Die sogenannte „reine Vernunft", die praktische wie die spekulative, hat sich als eine psychologische Dichtung gezeigt, von der gerade bei Demjenigen, welcher die synthetischen Urtheile a priori wahrhaft zu erklären im Stande ist, nicht mehr die Rede sein kann. — Wie Fries zwischen präformirten und prädeterminirten Vermögen „nicht einmal einen Unterschied finden kann" (a. a. O. S. XII.), weiß ich kaum zu erklären; wenigstens würde die einzige Erklärung, die ich dafür wüßte, die sein, daß er sich bei den von ihm angenommenen Vermögen überhaupt nichts Klar-Bestimmtes gedacht hätte. Die von der neuen Psychologie zum Grunde gelegten Annahmen aber sind durch und durch klar bestimmte; und so würde sie denn schon insofern ohne Zweifel als ein höchst bedeutender Gewinn für die gesammte Philosophie anzusehn sein.

Wechsel der moralischen Ansichten nicht hinunterreichen; und auch für die Sittenlehre also, wie für alle übrigen philosophischen Wissenschaften, ist die Zeit herangekommen, wo alle Völker, und unter allen Völkern alle Forscher, gegenseitig einander fördernd und in derselben Richtung ihrem großen Ziele zustreben werden.

Daß man sich bis jetzt noch in unserem Vaterlande weigert, dies anzuerkennen, möchte seinem tiefsten Grunde nach daraus abzuleiten sein, daß das Denken der bei Weitem Meisten unter uns, und besonders gerade der meisten Philosophirenden, für eine strenge Wissenschaft vom Geistigen noch nicht reif ist. Man ist im Allgemeinen noch nicht über die Perioden des Witzes und der Poesie herausgekommen, welche, der Natur des menschlichen Geistes gemäß, in allen Erkenntnißgebieten der des strengen Begriffes und Urtheils vorangehn müssen*). Dies gilt von derjenigen Philosophie, welche sich die „Philosophie an sich" zu sein rühmt, nicht weniger, als von den übrigen; und so wird denn, was bereits der Periode der strengen Wissenschaft angehört, als „zu prosaisch", „zu nüchtern", oder als „mechanisch" rc. zurückgewiesen. Als wenn eine Wissenschaft anders als prosaisch und nüchtern sein könnte und sollte! Und als wenn jeder strenge und lichte Zusammenhang, auch im Gebiete des Geistigen

*) M. vgl. meine „Logik als Kunstlehre des Denkens", S. 39 ff., so wie die Schrift „Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit", S. 40 ff. u. 63 ff.

und rein zwischen geistigen Elementen, Mechanismus wäre! — Um so mehr freut sich der Verf., wenigstens auf dem Gebiete der Pädagogik in der letzten Zeit einige tüchtige Männer gefunden zu haben, welche die wahre Bedeutung der Aufgabe, um die es sich handelt, einsehn, und von deren Mitarbeit er daher für die Zukunft viel hoffen darf*). Möge es ihm recht bald auch auf dem Gebiete der Sittenlehre so gut werden!

Bei keiner anderen Arbeit, selbst nicht bei der doch ebenfalls so ausgedehnten und reichen Erziehungs- und Unterrichtslehre, hat sich dem Verf. so sehr das Gefühl davon aufgedrängt, wie wenig, ungeachtet aller Anstrengungen, der Einzelne zu leisten vermöge; und er möchte sich gern schämen wegen der Unvollkommenheit des hier Dargebotenen, wenn er nur in unserer Zeit wüßte, vor wem er sich schämen sollte. Dies gilt besonders vom vierten Haupttheile, welcher gewissermaßen eine ganz neue Aufgabe zu lösen unternimmt, während der dritte freilich theilweis auf einem vielfach gebahnten Wege fortgehn konnte, und soweit nur eine tiefere und genauere Analyse zu erstreben hatte. Die

*) Denen, die sich in die abstrakteren Darstellungen, in welchen der Verf. seine psychologischen Forschungen dem Publikum übergeben hat, noch immer nicht zu finden wissen, kann die im vorigen Jahre erschienene, mit ausgezeichnetem Talente für eine populär-lebendige Darstellung abgefaßte Schrift des Seminardirektors Dreßler: „Beneke oder die Seelenlehre als Naturwissenschaft ꝛc. (Bautzen, bei Reichel)“ dafür treffliche Dienste leisten.

Aufgabe des vierten aber ist, wie eine überaus fruchtbare, so auch eine überaus umfangreiche. Alle moralischen Eigenschaften entstehn nach den ewigen Grundgesetzen, welche Gott in die menschliche Natur gelegt hat: die moralischen Unvollkommenheiten nach eben denjenigen, nach welchen, auf denselben Grundlagen, auch die entgegengesetzten Vollkommenheiten hätten entstehn können; und es würde also lediglich darauf ankommen, die Entwickelungen immer mehr von jenen ab und in die Richtung zu diesen hin zu lenken. Läßt sich nun das einmal Entstandene schwer wieder rückgängig machen: so gilt es vor Allem, das Entstehn der moralischen Abweichungen überhaupt zu verhüten; und hiefür bedürfen wir zunächst eines Blickes, welcher die Komplikationen, die in dieser oder jener Art zu solchen Abweichungen führen können, schon von fern her sicher und klar zu würdigen im Stande ist. Aber wie viele Menschen auch existirt haben, und noch existiren werden: der Charakter keines Einzigen ist dem des Anderen vollkommen gleich anzunehmen. Und so ist es denn in der That eine unendliche Aufgabe, welche, nachdem einmal die Grundgesetze der moralischen Bildung entdeckt sind, dem menschlichen Geschlechte dafür vorliegt; und, wie bei allen ähnlichen Aufgaben, können wir auch hier nur durch das Zusammenarbeiten von Hunderten in der Lösung derselben erwünschte Fortschritte machen. Bis jetzt freilich will man hievon noch nichts wissen; und das Studium der neuen Psychologie, welches allein zu dieser Lösung befähigen kann, wird von den Jün-

gern der spekulativen Schulen mit tiefer Verachtung zurückgewiesen. Aber die Zeit wird kommen, und ist nicht fern, wo man sich dennoch wird zu denselben bequemen müssen; und hiezu möge Gott seinen Segen verleihn!

Berlin, im Juli 1841.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung in die specielle Sittenlehre . . . . . . 1.

Dritter Haupttheil.

Moralische Würdigung und Regelung der menschlichen Neigungen in objektiver Beziehung.

Vorbemerkungen . . . . 25.

Erster Abschnitt. Moralische Würdigung der auf uns selbst gehenden Neigungen . . . . 39.

I. Neigungen, welche durch noch unausgebildete Urvermögen begründet werden . . . . . . 40.

II. Neigungen zu niederen sinnlichen Erregungen . . . 49.

III. Neigungen zu Erregungen der höheren Sinne . 75.

IV. Neigungen zu Reproduktionen und Produktionen von Vorstellungen . . . . 80.

V. Neigungen zu Reproduktionen und Produktionen von Gefühlen, Strebungen und Gemüthsbewegungen 99.

VI. Neigungen zur Erwerbung und Vorstellung von Eigenschaften . . . . 127.

Zweiter Abschnitt. Moralische Würdigung der auf andere Menschen sich beziehenden Neigungen . . . 162.

Erstes Grundmoment: Steigerungshöhe der Interessen . 169.

1) Angemessenheit zur allgemein-gültigen Werthgebung . . . . 170.

2) Angemessenheit zur objektiv-begründeten Erwartung . . . . 179.

3) Die Stellung im Verhältniß zu den vorliegenden Interessen . . . . 189.

Zweites Grundmoment: Steigerungshöhe der Personen 193.

1) Anerkenntniß dem wahren Werthe gemäß . 193.

2) Richtige Fortwirkung der Anerkenntniß . . 201.

Seite

Drittes Grundmoment: Förderungen und Hemmungen durch Andere . . . . 215.

1) Förderung durch Andere . . . . . . 216.

2) Hemmung durch Andere . . . . . . 233.

Viertes Grundmoment: Anziehungs- und Abstoßungsverhältnisse auf der Grundlage der Beschaffenheit des Seins . . . . 253.

Fünftes Grundmoment: Ausdehnung der Personenvorstellungen . . . . 278.

Sechstes Grundmoment: Vergleichungen mit anderen Menschen . . . . 297.

Bemerkungen über das Zusammenwirken dieser Grundmomente unter sich und mit den eigennützigen Interessen . . . . 315.

Dritter Abschnitt. Moralische Würdigung der allgemeineren Neigungen 336

I. Mittelneigungen 341

II. Moralische Neigungen 356

III. Religiöse Neigungen 377

Vierter Haupttheil.

Moralische Würdigung und Regelung der menschlichen Neigungen in subjektiver Beziehung.

Erster Abschnitt. Bestimmtere Orientirung über die Grundverhältnisse dieses Haupttheils 403

Zweiter Abschnitt. Von dem Einflusse der angeborenen Individualität 430

I. Einfluß auf die Reizerfüllung und die elementarische praktische Bildung 434

II. Einfluß auf die Zusammenbildung des Verschiedenartigen 439

III. Einfluß auf die Zusammenbildung und Verschmelzung des Gleichartigen 442

Dritter Abschnitt. Von den Verschiedenheiten der elementarischen Gebilde 453

Vierter Abschnitt. Von den Einflüssen der Kombinationsverhältnisse 493

Fünfter Abschnitt. Ueberblick über das Zusammenwirken des Inneren und des Aeußeren für die moralische Fortbildung 514

Einleitung
in die
specielle Sittenlehre.

Wir haben im ersten Bande das Sittliche im Allgemeinen betrachtet: zunächst, vom Gegebenen aus, zergliedernd die Grundelemente, sowohl der moralischen Normen als der Abweichungen, nachgewiesen; dann, umgekehrt, von diesen aus, synthetisch die allgemein-menschlich gleichen Bildungsformen konstruirt, wie sie sich in der ausgebildeten Seele vorfinden.

Hiebei nun sind wir zu sehr bestimmten und zugleich sehr einfachen Ergebnissen gelangt, welche gleichwohl für die moralischen Entwickelungen in jeder Rücksicht genau entsprechende Erklärungen gewähren. Die sittlichen Normen (wie wir uns überzeugt haben) sind zwar nicht angeboren oder auch nur präformirt, aber doch allgemein-menschlich-gleich prädeterminirt: indem die Steigerungen und Herabstimmungen, welche im Zusammenwirken der Außenwelt mit dem Inneren entstehn (die Schätzungen und Begehrungen der Güter und Uebel), innerhalb gewisser Gränzen

für alle Menschen in gleichen Abstufungsverhältnissen bedingt sind. Vermöge dessen nun fällt die *sittliche* Norm mit der *natürlichen* zusammen. Zwischen *Natur-* und *Sittengesetzen* findet sich keineswegs (wie *Kant* behauptet hat) ein Gegensatz von Grund auf; vielmehr ist, was das Sittengesetz fodert, durchgängig nichts Anderes, als was durch die tiefsten Grundgesetze der geistigen Natur bestimmt ist. Sind vermöge dieser allgemein-menschlich gewisse Steigerungen als höhere, gewisse Herabstimmungen als tiefere bedingt: so kündigen sich eben deshalb auch für die sittliche Norm die an jene geknüpften Güter, und die an diese geknüpften Uebel, als größere an. Hiefür bedarf es in keiner Art eines fertig angeborenen Maßstabes; sondern rein indem die Steigerungen und Herabstimmungen gebildet, und neben einander gebildet werden, geben sie sich als die nach jenen tiefsten Grundverhältnissen der menschlichen Natur höheren oder niederen kund. Auch ist dieser Maßstab nicht etwa auf die Förderungen und Hemmungen unseres eigenen Seins beschränkt. Den äußeren Zeichen (Mienen, Geberden, Wörtern rc.), welche an Anderen hervortreten, legen sich die Zustände und Eigenschaften derselben für unser Vorstellen, Empfinden, Begehren und Widerstreben in derselben Art unter; und vermöge dessen erweitern sich die sittliche Theilnahme und die sittliche Anfoderung ins Unendliche hin, über die gesammte Menschheit, in ihren höchsten und heiligsten wie in ihren niedrigsten Interessen.

Daneben finden sich dann freilich mannigfache *Störungen* der normalen Ausbildung. Diese werden im Allgemeinen dadurch herbeigeführt, *daß von allen Entwickelungen der menschlichen Seele im Innern derselben Spuren zurückbleiben.* Aus dieser Eigenthümlichkeit

stammen ihr die unendlich vielen Vorzüge, durch welche sie sich vor den Seelen der Thiere auszeichnet: die Erinnerungen und Erwartungen, die Verschmelzungen zu ausgedehnteren Gruppen- und Reihengebilden, die geistige Aus- und Durchbildung, die Erzeugung der sittlichen Normen selbst. Aber von der gleichen Grundbeschaffenheit der Urvermögen aus werden auf der anderen Seite auch die sittlichen Abweichungen möglich gemacht. Wird das Niedere vielfacher praktisch aufgenommen (in Lust- oder Unlustempfindungen gebildet), und in Spuren aufbehalten: so stimmt sich die Seele allmählich in dessen Ton hinein, und somit falsch. Auf diese Weise bilden sich, unter verschiedenen Modifikationen dieses Entwickelungsverhältnisses: Thorheit, Hingegebenheit an Begierden, Selbstbeschränktheit und Bosheit aus; während die sittliche Rohheit darauf beruht, daß die moralische Entwickelung noch nicht bis zu den Punkten fortgeschritten ist, auf welchen die Schätzungen und Strebungen der höheren Interessen entstehn.

Der Mensch also ist von Natur weder moralisch-gut noch moralisch-schlecht (das ihm Angeborene durchaus indifferent gegen den Gegensatz zwischen diesen beiden); und er wird das Eine oder das Andere durch die Spuren, welche von seinen früheren praktischen Entwickelungen, oder von seinem früheren inneren Thun, im Inneren seiner Seele zurückbleiben. Die Art, wie dies geschieht, läßt sich, vermöge der tiefer dringenden Zergliederung, welche durch die neuerlich für die Psychologie eingetretene Reform möglich geworden ist, für alle Formen, sowohl des Sittlich-Schönen und Erhabenen, als des Sittlich-Abweichenden, mit allen dazu hinführenden Bildungsprocessen klar nachweisen.

In dieser Weise ist der Zwiespalt zwischen der materialen und der formalen Begründung der Moral, welcher so lange bestanden, und noch in der neuesten Zeit wieder, auf den Anstoß von Kant, zu so großer Höhe gesteigert worden ist, zu vollkommen befriedigender Versöhnung geführt. Das Moralische, indem es sich auf die für alle Menschen in gleicher Art prädeterminirte Abstufung der Steigerungen und Herabstimmungen bezieht, ist entschieden formaler Natur. Aber indem sich diese Form ursprünglich an den Schätzungen und Strebungen dieser Steigerungen und Herabstimmungen, und also adjektivisch an Demjenigen entwickelt, was man als das Materiale bezeichnet hat: so sind von Anfang an beide, Form und Materie, in der innigsten Verbindung mit einander gegeben; und eine ausreichende Begründung der Moral also ist nur zu gewinnen, indem wir dieselben durchgängig in dieser innigen Verbindung auffassen.

Im Zusammenhange hiemit steht ein anderer unberechenbarer Gewinn, welcher der Moral durch die Untersuchungen unseres allgemeinen Theils zugewachsen ist: daß dieselben nämlich den Schleier, welcher die wahre Natur des freien Willens verdeckte, gänzlich hinweggenommen, und die räthselhaften, ja nicht selten als durchaus unerklärbar behaupteten Verhältnisse zwischen diesem und der Naturnothwendigkeit mit einer Klarheit und Bestimmtheit dargelegt haben, welche Alle, die sich nur die Mühe geben wollen, den mitgetheilten Aufklärungen zu folgen, in den Stand setzt, jede Dunkelheit und jeden Zweifel, der ihnen noch geblieben sein sollte, für immer zu zerstreuen.

Man hat bisher „den Willen" als ein besonderes

angeborenes Vermögen aufgeführt: angeboren zwar (wie die Meisten glaubten) mit gewissen Graden von Kräftigkeit oder Unkräftigkeit, aber doch in so großer Weite, daß er in jedem Augenblicke aus sich machen könne, was er eben wolle, und in dieser Beziehung unabhängig sei von allem früher im Menschen Gebildeten, ja von allen Kausalverhältnissen überhaupt. Weshalb er denn auch nicht selten, und (höchst sonderbar) bis in die neuesten Zeiten hin selbst von den frömmsten Männern, mit Gottes Allmacht in Eine Reihe gestellt, und in der Art dieser ebenbürtig behauptet worden ist, daß er, als Rebell, die wohlwollenden Absichten Gottes mit dem Menschengeschlechte zu vereiteln vermocht, und anderweitige Veranstaltungen nöthig gemacht habe, damit der allmächtige Gott ihm gleichsam auf Umwegen abgewönne, was er auf dem geraden Wege nicht habe erreichen können!*)

Diese Behauptungen nun haben sich uns in allen Punkten als falsch erwiesen; und vor dem klaren Lichte unserer psychologischen Zergliederung ist dieses nebelhafte, phantastisch-aufgestutzte Gespenst für immer gewichen. Wir haben uns überzeugt, daß es gar keinen angeborenen Willen giebt: die Form des Wollens ursprünglich gar nicht im Menschen existirt, auch nicht in einem unbewußten Vermö-

---

*) So ist es z. B., der Hauptsache nach, noch ganz neuerlich von Julius Müller (Die christliche Lehre von der Sünde, 1ster Band) geschehn. „Gott (heißt es darin) setze seinen Ruhm nicht darin, der einzig Bestimmende zu sein, so daß alle Wesen in Beziehung auf ihn schlechthin bestimmt seien, sondern ohne Neid und Eifersucht gewähre er den Menschen einen Antheil an seiner Freiheit" (!!); diese sei daher ein Princip, „welches die Macht habe, frei von aller Nöthigung durch Gott, sich aus sich

gen. Dieselbe muß erst entstehn, und durch eine lange Reihe von Entwickelungen entstehn, mit denen, und durch welche hindurch, sie zwar allgemein-menschlich nothwendig prädeterminirt, aber in keiner Art präformirt ist. Dabei wird sie ursprünglich nicht in einem inneren (unbewußten) Vermögen, sondern in bewußten oder erregten Entwickelungen erzeugt: das Wollen entsteht früher als der Wille. Das Wollen nämlich ist nichts Anderes als ein Begehren, dem sich eine Vorstellungsreihe anschließt, in welcher ich das Begehrte (mit Ueberzeugung) als von mir aus erreicht vorstelle*). Erst mit der ersten Verbindung dieser Art entsteht in mir die eigenthümliche Form des Wollens (aus psychischen Entwickelungen, welche, einzeln für sich, dieselbe nicht an sich tragen); und die hievon zurückbleibende Spur begründet die erste innere Angelegtheit (das erste Vermögen) zu wollen, d. h. eine innere Angelegtheit, welche die dem Wollen eigenthümliche Form in sich vorgebildet enthält.

In diesem Verhältnisse bildet sich dann Dasjenige, was

---

selbst heraus zu bestimmen": indem sich Gott, vermöge eines eigenthümlichen Aktes von Selbstbeschränkung, „in seiner Welt eine innere Sphäre gesetzt habe, in welcher er nicht unbedingt bestimmend einwirke, sondern nur auf eine durch das eigenthümliche Princip derselben bedingte Weise". Dem gegenüber wird dann die Sünde „als eine Störung der göttlichen Weltordnung, ein Angriff auf die Majestät ihres Urhebers" (!) dargestellt; und nur durch die Vermittelung der Erlösung soll eine Umbildung des inneren Lebensprincips zu Stande kommen können, das heißt doch eben durch einen Umweg, zu welchem der allmächtige Gott seine Zuflucht nehmen müßte, weil ihm der gerade mißlungen wäre (!!).

*) Vergl. Band I., Seite 128 und 131.

man „den Willen" des Menschen nennt, sehr allmählich aus; aber nicht, wie es jene Lehre darstellte, als ein Dunkles, Nebelhaftes, dem man Alles zuzuschieben berechtigt wäre, wofür man keinen anderen Rath weiß; nicht als ein Indifferentes, welches, ohne alle Ursache, bald moralisch-gut und bald moralisch-böse sein, bald diesen bald jenen Grad von Kraft entwickeln könnte; sondern als ein aus psychischen Gebilden Bestehendes, welche in jedem Augenblicke des menschlichen Lebens jedes für sich ihre ganz bestimmte und in allen Stücken ursächlich zu begründende Qualität und Größenverhältnisse haben. Wir stellen die hierüber gewonnenen Aufschlüsse noch einmal in einem kurzen Ueberblicke zusammen.

Zuerst beachte man wohl, daß der Ausdruck „der Wille des Menschen" nur ein Kollektivwort ist. Auch im ausgebildeten Menschen existirt nicht Ein Wille, als ein von den übrigen Angelegtheiten Gesondertes, für sich ein Ganzes, ein Kontinuum Bildendes, oder als ein einziges, in sich zusammenhängendes Vermögen; sondern „der Wille" besteht aus einer großen Anzahl von psychischen Gebilden oder Angelegtheiten, welche in der vorher bezeichneten Weise die Form des Wollens in sich vorgebildet enthalten, und, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen entstanden, nicht wesentlich in unmittelbarer Verbindung mit einander zu sein brauchen. Für unser Vorstellen oder Denken sind sie Eins (eben inwiefern sie in ihrer Bildungsform übereinkommen); aber reell (im inneren Seelensein) brauchen sie deshalb nicht unmittelbar Eins zu sein; sondern innerhalb der weitergreifenden Einheit, in welcher alles einer einzigen Seele Angehörige gegeben ist, stehn sie mit Angelegtheiten von anderen Formen

(Erinnerungen, Phantasien, Mittelvorstellungen, Begriffen 2c.) mannigfach in unmittelbarer Verbindung als unter sich. Auch der ausgebildete Mensch also hat in Wahrheit nicht Einen Willen (als reell-begründetes Kollektivum), sondern eine große Anzahl von Wollensvermögen oder Wollensangelegtheiten, welche wohl, wie es die Bildungsverhältnisse mit sich gebracht haben, die einen und die anderen auch reell in unmittelbarer Verbindung sein können, aber ohne daß diese Verbindung jemals eine durchgreifende (Alles, was diese Form an sich trägt, umfassende) wäre*).

Außerdem aber ist nun (wie wir schon bemerkt) jede einzelne Wollensangelegtheit ein Kollektivum, und zwar nicht ein logisches, sondern ein reell-begründetes. Sie besteht aus der Angelegtheit für das Begehren und aus Angelegtheiten für die Vorstellungsreihe, in welcher das Begehrte als von uns aus erreicht vorgestellt wird. Beide für sich können wieder mehr oder weniger zusammengesetzt sein; und jedes der psychischen Gebilde, aus welchen sie zusammengesetzt sind, ist durch die Spuren begründet, welche von früheren Vorstellungen, Lust- und Unlustempfindungen 2c. im Inneren der Seele zurückgeblieben sind. Indem nun alle diese ursprünglich in ganz bestimmter Beschaffenheit und Stärke entstanden, und alle Verstärkungen und Aufbildungen,

---

*) Die aus dem hier widerlegten, ungehörigen Zusammenwerfen der vielen Wollensangelegtheiten zu „Einem Willen" hervorgehende Verwirrung wird in der gewöhnlichen Ansicht noch sehr bedeutend dadurch gesteigert, daß man außerdem alle die unendlich vielen Ausbildungen dieser Wollensangelegtheiten, welche das ganze Leben des Menschen hindurch einander folgen, ebenfalls in Eins zusammenwirft, und bei allen Fragen, die man sich vor-

welche sie empfangen haben, ebenfalls von bestimmter Beschaffenheit und Stärke gewesen sind, so haben wir auch in allen den Angelegtheiten, welche die Wollensangelegtheit ausmachen, ein durchgängig qualitativ und quantitativ Bestimmtes, und dessen Bestimmtheit in keiner Art ohne Weiteres in die entgegengesetzte umgewandelt werden, sondern nur allmählich Veränderungen erfahren kann nach den ewigen Gesetzen, welche Gott für die Entwickelung der menschlichen Seele festgestellt hat. Allerdings kann sich das Wollen, auch in Bezug auf den gleichen Gegenstand, und auf der Grundlage der gleichen inneren Angelegtheit, das eine Mal stärker, und das andere schwächer, das eine Mal gespannter und angeregter, und das andere Mal lässiger und matter rc. ausbilden; aber auch dies geschieht nach keinen anderen Gesetzen, als welchen die übrigen psychischen Entwickelungen (die Erinnerungen, das Denken rc.) in dieser Beziehung unterliegen: daß nämlich, in Folge der sonstigen Erregungsverhältnisse, das eine Mal mehrere, und das andere Mal wenigere Spuren von denen, welche die innere Angelegtheit bilden, und mit diesem oder jenem Grade der Steigerung, der Ungestörtheit durch andere Entwickelungen rc. zum Bewußtsein ausgebildet werden. In jedem Falle aber

---

legt, voraussetzt, die Antwort müsse für alle diese in gleicher Weise ausfallen. Aber die Gesammtheit dieser Wollensangelegtheiten bleibt sich, streng genommen, nicht einen Tag hindurch gleich; und was man in dieser Art „den Willen des Menschen" nennt, ist ein Kollektivum aus mehr als hunderttausend verschiedenen Subjekten, denen in den mannigfachsten Beziehungen auch verschiedene, ja geradezu entgegengesetzte Prädikate zukommen können. Man vergleiche hierüber den ersten Band, S. 525 ff. und 538 f.

kann das Wollen qualitativ und quantitativ nicht anders ausgebildet werden, als innerhalb der Weite, welche durch die dafür gegebenen inneren Angelegtheiten bedingt ist.

Ungeachtet dieser durchgängig strengen Kausalbestimmtheit nun kommt dem nicht-seelenkranken Menschen bei allen seinen Handlungen Freiheit zu; nur müssen wir dieses Wort in der Art fassen, wie das dadurch Bezeichnete allgemein-menschlich wirklich begründet ist. Der Mensch handelt frei, inwiefern seine Handlungen, ihrem moralischen Charakter nach, unabhängig von allen äußeren Einflüssen, und selbst von Allem in ihm, was nicht moralischer Art ist, lediglich durch ihn selber oder durch seinen Willen bestimmt werden. Der moralische Character der Handlung also ist sein freies Werk; dieselbe reflektirt in moralischer Beziehung nur Das, was er moralisch innerlich ist. Sie ist hievon als ein treues Abbild anzusehn, und in dieser Beziehung wird ihm die Handlung zugerechnet (moralisch zu ihm gerechnet)*).

Weit entfernt also, daß die Freiheit des Menschen und die strenge Nothwendigkeit des Kausalzusammenhanges (wie man es dargestellt hat) unvereinbar einander widerstreiten sollten, sind sie vielmehr in der vollsten Einstimmung mit einander. Der Mensch ist in jedem Falle nur frei vermöge Desjenigen, was nach Naturnothwendigkeit in ihm geworden

*) Man vergleiche die ausführlicheren Erörterungen, welche ich hierüber Band I., S. 508 ff. gegeben habe.

ist, oder besser, nach den ewigen Gesetzen, welche Gott für die geistige Natur des Menschen bestimmt, und in dieselbe hineingelegt hat. Was in ihm frei wirkt, ist nicht ein Nebelhaftes und Unbestimmtes, sondern ein, nach eben diesen Gesetzen, in allen seinen Bestandtheilen (Schätzungs-, Strebungs-, Vorstellungs- ꝛc. Angelegtheiten) Bestimmt-Ausgeprägtes und Dem gemäß Wirkendes. Und eben hiedurch ist auch jeder Schein einer Kollision mit der göttlichen Allmacht entfernt. Was aus dem Menschen heraus frei wirkt, liegt, als in allen seinen Theilen nach den von Gott in die geistige Natur des Menschen gelegten Gesetzen entstanden, auch mit allen seinen Theilen innerhalb der göttlichen Allmacht. Bei diesem Punkte muß die Moral (eben so wie die Psychologie) abbrechen, und das Problem von der Religionsphilosophie aufgenommen werden*)

Die Moral hat nur noch darauf aufmerksam zu machen, daß die bisher bezeichnete Freiheit noch in keiner Weise einen sittlichen Werth hat. Sie ist sittlich-indifferent: das aus dem Menschen frei Herauswirkende und die moralische Beschaffenheit seiner Handlungen Bestimmende kann eben sowohl, und in jedem Grade, sittlich-abweichend als sittlich-normal sein. Einen sittlichen Werth erhält die Freiheit des Menschen nur, inwieweit das Sittliche in ihm frei geworden ist, d. h. die sittlich normalen Gebilde seiner Seele in so großer Entschiedenheit und Reinheit, oder doch mit so großem Uebergewichte der Stärke ausgebildet worden sind,

---

*) Man vergleiche darüber mein „System der Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 527 — 47.

daß durch diese seine Handlungen frei (ungestört durch sittlich-abweichende Gebilde) bestimmt werden*).

In dieser Art also ist von den allgemeinen Verhältnissen der moralischen Beurtheilung und der moralischen Entwickelung alles Dunkel entfernt worden. Indem wir nun, in diesem zweiten Bande, die specielle Ausführung dieser allgemeinen Umrisse unternehmen, stellt sich uns, als die bedeutendste Schwierigkeit, Dasjenige entgegen, worauf wir schon im Vorigen hingedeutet haben: nämlich die unendliche Mannigfaltigkeit des Moralischen. Was jeder Mensch moralisch ist, dazu ist er durch unendlich viele elementarische Spuren geworden; die Zusammenbildung dieser aber ist wieder unendlich vieler Modifikationen fähig, und somit, unter all den millionenmal millionen Menschen, welche existirt haben, und existiren, und in Zukunft existiren werden, streng genommen, kein Einziger dem Andern vollkommen gleich. Wie also sollen wir es anfangen, mit unserer moralischen Beurtheilung dieser unendlichen Mannigfaltigkeit Herr zu werden? — Und ganz ähnlich in Hinsicht der Kunstlehre. Bei uns selbst, wie bei Anderen, wie früh wir uns auch dafür Aufgaben setzen mögen, finden wir immer schon ein vielfach Ausgebildetes vor, welches uns bei jedem Schritte Hindernisse in den Weg legt; und neben Dem, was wir zur

*) Der gewöhnliche Sprachgebrauch zeigt sich auch hier wieder auf eine sonderbare Weise schwankend. Man nennt nicht selten die Freiheit, die sich ganz allgemein auf die Bestimmung der moralischen Beschaffenheit der Handlungen durch die innere moralische Beschaffenheit bezieht, die „moralische Freiheit“, und

Vervollkommnung des Vorgefundenen thun mögen, gehn viele andere Einwirkungen und Entwickelungen nebenher, die wir nicht in den Bereich unserer regelnden Wirksamkeit zu bringen, ja meistentheils nicht einmal in angemessener Vollkommenheit zu kontrolliren vermögen.

Es ist keineswegs meine Absicht, diese Schwierigkeiten zu leugnen oder zu verkleinern. Vielmehr kommt Alles darauf an, daß wir dieselben von vorn herein in ihrem vollen Umfange anerkennen und würdigen.

Die gewöhnliche Moral freilich macht sich die Sache sehr leicht. Indem sie gewisse allgemeine Klassen von Verhältnissen zum Grunde legt, stellt sie für jede derselben eben so allgemein gehaltene Normen des Handelns auf. „In dieser Lage, unter diesen Umständen (so lauten ihre Vorschriften) sollst du Dies oder Jenes thun oder nicht thun". Bei diesem Verfahren aber zeigen sich eben so viele Fehler als Schritte.

Zuerst, der nächste und eigentliche Gegenstand der sittlichen Beurtheilung (wie wir uns überzeugt haben) sind nicht die Handlungen, sondern die Gesinnungen oder die Neigungen. Die wahre Form der moralischen Vorschriften ist: „so sollst du gesinnt, und so sollst du nicht gesinnt sein". Vermöge dessen umfaßt diese Beurtheilung auch Vieles, bei welchem unmittelbar und an sich gar keine

---

diejenige, bei welcher seine Handlungen durch das Sittlich-Normale bestimmt werden, die „sittliche Freiheit", obgleich doch diese beiden Ausdrücke, den Wörtern nach, dasselbe bedeuten. — Ueber den Charakter dieser „sittlichen Freiheit" vgl. m. Band I., S. 562 ff.

Tendenz zum Handeln gegeben ist, wie Neid, Schadenfreude, Stolz, ja selbst Vorstellungen und Begriffe, inwiefern ihr Inhalt oder ihre Form irgendwie von Schätzungs- und Strebungsgebilden her Einflüsse erfahren haben. In der Mehrzahl der Fälle freilich wird dadurch zugleich ein Handeln bedingt sein; aber doch nicht immer, und selbst in jenen Fällen häufig nur einem Theile nach. Die äußeren Mittel dazu können fehlen, oder die inneren Mittel (die Fähigkeiten), oder auch eine unrichtige Ansicht von der Wirksamkeit dieser oder von den vorliegenden Verhältnissen ein angemessenes Handeln verhindern; in allen diesen Fällen also kann, obgleich eine Gesinnung vorhanden ist, welche eine Tendenz zum richtigen Handeln hat, dennoch dieses Handeln selbst nicht eintreten. Und auf der anderen Seite können die richtigen Handlungen vorhanden sein ohne die Gesinnung, wie bei der Wohlthätigkeit, welche aus Ehrsucht, oder aus Eitelkeit, oder aus dem Bewußtsein von Uebelthaten und der Furcht vor Höllenstrafen, oder bei der Ehrlichkeit, die aus Eigennutz &c. hervorgeht. Wird nun in diesem letzteren Verhältnisse häufig eine äußerliche moralische Beruhigung oder gar Selbstzufriedenheit erworben, so sehen wir dagegen bei dem ersteren nicht selten unbegründete Gewissensskrupel entstehn: der peinlich Gewissenhafte macht sich Vorwürfe, daß er es Anderen nicht gleich-thun kann, wenn er ihnen auch gleich-gesinnt ist. Durch Beides aber wird die wahre moralische Ansicht verfälscht und verwirrt; und es ist daher von der größten Wichtigkeit, daß wenigstens die wissenschaftliche Würdigung des Sittlichen diese unrichtigen Auffassungsweisen nicht begünstige, sondern sich in allen Punkten rein und scharf auf ihr eigentliches Objekt: auf die Gesinnungen oder die inneren moralischen Angelegtheiten richte.

Nicht weniger tadelnswerth ist es, daß die gewöhnliche Moral ihre Beurtheilungen und Vorschriften gleich von vorn herein auf Klassen von Verhältnissen richtet. Nicht bloß durch das Allgemeine in den Verhältnissen sollen ja die Gesinnungen und Wollungen bestimmt werden, sondern eben so sehr, und gewissermaßen noch mehr, durch das Besondere jedes einzelnen Falles*). Wir sollen wollen und thun, was sich als das Beste ergiebt nach Abwägung aller vorliegenden Interessen der allgemein-gültigen Werthschätzung gemäß; und nur dann wird unser Wollen und Handeln durch und durch recht sein, wenn wir uns den vorliegenden Umständen in ihrer vollen Individualität angeschlossen haben.

Zwar zeigen sich die Entscheidungen der gewöhnlichen Moral, wenn wir sie genauer untersuchen, nur selten als rein abstrakte, sondern den Konstruirenden haben dabei Bilder von Verhältnissen, wie sie ihnen am nächsten lagen, und außerdem die Bilder ihrer eigenen Individualität und der dieser am nächsten liegenden vorgeschwebt. Im Anschließen daran werden dann die Vorstellungen von den Interessen und von den möglichen Handlungsweisen ausgebildet, und die Vorschriften abgeleitet. Aber wenn die rein abstrakte Entscheidung in allen Fällen nicht vollkommen gepaßt haben würde, so paßt die in dieser Art gewonnene vielleicht wohl auf einige Fälle vollkommen, auf andere aber noch entschiedener nicht; sind wir also von der einen Seite gebessert, so sind wir von der anderen noch schlimmer

---

*) Vergl. Band I., S. 69 ff. — Hierin haben die moralischen Entscheidungen einen nicht geringen Vorzug vor denen über Recht und Unrecht, für welche wesentlich allgemeine

daran; und auch hieraus kann wieder jenes Beides hervorgehn: für Einige eine falsche Beruhigung bei dem Geringeren, und für Andere ungegründete Vorwürfe, daß sie sich nicht zum Höheren getrieben fühlen.

Aus diesen Fehlern ist es denn auch abzuleiten, daß die von der gewöhnlichen Moral aufgestellten Sätze so wenig für eine bestimmte und fruchtbare Anwendung auf das Leben geeignet sind. Im Allgemeinen freilich stellt sich keine Unangemessenheit heraus: dafür ist schon durch die seit Jahrtausenden fortgehende moralische Tradition gesorgt, welche die sittlich-erhabensten und reinsten Menschen durch den Abdruck ihrer Gesinnungen bereichert und geläutert haben. Daß man dankbar, wohlthätig sein, die Aeltern lieben, den Freunden mit eigener Aufopferung zu helfen bereit sein, den Feinden verzeihen ꝛc. solle, finden wir in jeder Sittenlehre; aber wir erhalten hiedurch keine neue Aufklärung, und man hat daher nicht mit Unrecht die meisten Bearbeitungen derselben für trivial und langweilig erklärt. Ueber dieses Allgemeine hinaus aber bemühen wir uns vergebens, aus den aufgestellten Principien feste Bestimmungen abzuleiten. Während sich die eine Darstellung der gemeinen akkommodirt, und so hinter der wahren Norm zurückbleibt, tritt uns in der andern eine Ueberspanntheit entgegen, welche alle Anwendung auf das Leben unmöglich macht; und wir

suchen

Regeln erfodert werden, bei denen man aber eben deshalb, sobald es die Anwendung auf besondere Fälle gilt, fortwährend in die Gefahr geräth, Recht für Unrecht, und umgekehrt, erklären zu müssen. Man vergleiche hierüber meine „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des philosophischen Kriminalrechtes", Band I., S. 102 ff.

suchen vergebens nach einem Verfahren, wodurch wir in den Stand gesetzt würden, die abstrakt-äußerlich aufgestellten Vorschriften den Umständen und den verschiedenen Individualitäten anzupassen.

Wollen wir also diese Unbestimmtheit und Unentschiedenheit, diese Trivialität und Langweiligkeit, diese willkührliche Ausfüllung der zur Abwägung hinzugebrachten Gruppen von Verhältnissen und Interessen wirksam vermeiden, und wollen wir die moralische Würdigung auf ihre eigentlichen Gegenstände zurückführen, so müssen wir ungleich innerlicher und elementarischer verfahren: unsere Urtheile zunächst nicht auf die Verhältnisse und die Handlungen richten, sondern auf die Neigungen (Schätzungen und Strebungen), und auch diese nicht in den Komplikationen fassen, in welchen sie im gewöhnlichen Leben vorkommen, sondern wie sie sich ursprünglich einzeln ausbilden.

Hieraus wird uns in den mannigfachsten Beziehungen ein reicher Gewinn erwachsen. Nicht nur, daß hiedurch die Irrungen vermieden werden, welche (wie wir gesehn) aus jener äußerlichen Auffassungsweise hervorgehn: so ist nun auch die angemessene Weite gegeben, für jeden einzelnen Fall, durch Kombination mehrerer elementarischen Neigungen, die Gruppe zu bilden, welche den ihm eigenthümlichen Verhältnissen genau entspricht, und so jene elementarische Würdigung für alles zur Beurtheilung Dargebotene, in welchem Grade es auch zusammengesetzt sein möge, in ihrer vollen Reinheit und Schärfe fruchtbar zu machen. Zugleich aber wird auch die Schwierigkeit beseitigt, welche wir gleich anfangs als eine höchst bedeutende namhaft gemacht haben: die unendliche Mannigfaltigkeit des zur Bearbeitung

vorliegenden Materials. Wie die reichste Sprache nur aus wenigen Grundlauten besteht, so werden sich auch, ungeachtet der millionenmal millionen verschiedenen Charaktere, der elementarischen moralischen Grundverhältnisse nicht so gar viele zeigen, daß eine vollständige Darstellung derselben unmöglich sein sollte. Vielmehr werden wir diese überall mit Bestimmtheit und Sicherheit in der Art auszuführen im Stande sein, daß eine geringe Anzahl von, aus den Grundverhältnissen der psychischen Entwickelung nachgewiesenen moralischen Bildungsformen gleichwohl hinreichen wird zur erschöpfenden Erklärung der gesammten Mannigfaltigkeit des Historisch-Gegebenen.

Nicht nur dies aber, sondern auch für die moralische Kunst und Kunstlehre sehn wir uns durch diese Umwandlung der Methode ohne allen Vergleich günstiger gestellt. Wie große Schwierigkeiten es auch immerhin für diese darbieten mag, daß die sittlichen Eigenschaften des Menschen Produkte aus so unendlich vielen frühern Entwickelungen, oder bestimmter, aus den unendlich vielen Spuren sind, in welchen sich dieselben erhalten haben, und daß wir schon im ersten Augenblicke, wo wir uns, bei uns selber oder bei Anderen, hiefür Aufgaben stellen können, eine so zahlreiche Ansammlung derselben vorfinden: so sind wir doch jedenfalls, indem wir die moralische Beurtheilung unmittelbar auf die Neigungen, und auf die elementarischen Neigungen richten, der Lösung dieser Aufgaben ohne allen Vergleich näher gerückt. Indem uns vermöge dessen die moralischen Gebilde, in Hinsicht ihrer Grundorganisation, gleichsam durchsichtig werden, so ist uns unmittelbar der Weg gebahnt für ein tieferes Eingehn in ihre Bildungsverhältnisse und die Regelung derselben den Nor-

men gemäß, welche wir auf eben diese Grundelemente zurückzuführen gelernt, und in denen wir also Schritt vor Schritt eine genau angepaßte sichere Leuchte haben.

Endlich sind wir auch durch dieses tiefere genetische Eingehn der Gefahr entrückt, welche für die bisherigen Bearbeitungen der Moral, mehr oder weniger, durchgehends eintreten mußte: der Gefahr, durch die Schönheit, Erhabenheit, Ehrwürdigkeit individueller moralischer Gebilde bestochen und befangen, dieselben fälschlich als allgemeingültige Normen zu behaupten. Indem wir zu den tiefsten Grundelementen der psychischen Entwickelung zurückgegangen sind, auf welche die Gegensätze des Moralischen und des Unmoralischen noch keine Anwendung leiden, und von diesen aus Schritt vor Schritt die allmähliche Ausbildung dieses Gegensatzes verfolgt haben: so haben wir uns zu einer Region erhoben, zu welcher die Verschiedenheiten des Individuellen nicht hinanreichen. Wir überblicken mit Klarheit und Bestimmtheit, was der allgemein-menschlich-gleichen Grundnorm, und was den gegen diese indifferenten Bildungsformen angehört, und werden so in den Stand gesetzt, beiderlei Elemente überall scharf und sicher zu scheiden.

Auf diese tieferen Einsichten gestützt, können wir dann auch über die Haupteintheilung für unsere specielleren Untersuchungen nicht in Zweifel sein. Für die moralische Bildung, wie für jede andere, stehn sich von der einen Seite der Mensch mit der Gesammtheit seiner Anlagen, von der anderen die Dinge und deren Verhältnisse als die beiden wesentlichen Grundfaktoren gegenüber. Wir müssen also die Besonderungen von beiden in

Betracht ziehn. Von Seiten des letztgenannten Grundfaktors haben wir die mannigfachen Besonderheiten Desjenigen, was Gegenstand der Schätzung und des Strebens werden kann: eine Besonderung, welche ins Unendliche gesteigert wird durch die verschiedenen Gruppirungen der Güter und Uebel, wie sie durch die verschiedenen Lebensverhältnisse bedingt werden, und nach Mäßgabe der Umstände, so wie im Laufe der Zeit, wechseln. Diesen stehn dann von Seiten des zweiten Grundfaktors die mannigfachen Besonderheiten des Subjektiven: der praktischen Auffassung und Fortbildung, gegenüber.

Die von den Dingen und ihren Verhältnissen aus entstehenden Besonderungen beziehn sich auf das Gegenständliche (Materiale), auf die Güter und Uebel; liegen also mehr nach außen, oder nach der Seite der Rechtsphilosophie hin. Daher sie sich denn auch entschieden in der Form von Pflichten ausprägen, welche (wie wir uns überzeugt haben) auf das Objektive und auf ein gewisses Thun gehn*); und diese Pflichten großentheils mit den Rechtspflichten zusammenfallen. Das Recht fodert eben so wohl, wie die Moral, daß man Jedem das Seine lasse, daß man zu Gunsten des allgemeinen Besten seine Eigenthumsrechte aufzugeben bereit sei, daß man Verträge halte und Versprechungen erfülle ꝛc.; und nur in einzelnen Punkten treten, vermöge besonderer Verhältnisse, die an und für sich von dem gleichen Principe aus bedingten beiderseitigen Pflichten auseinander**).

---

*) Vergl. Band I., S. 433 ff.

**) Diese wichtigen Verhältnisse habe ich ausführlich dargestellt und auf ihre tiefsten Gründe zurückgeführt in meinen „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des philosophischen Kriminalrechtes", S. 72 ff. und besonders S. 84 — 118.

Dem gegenüber haben wir bei den Besonderungen, welche in den Verschiedenheiten des Subjektiven ihren Grund haben, da sie sich auf das Innerliche beziehn, und unmittelbar an das Formale anschließen, zunächst keine Pflichten (welche, wie so eben bemerkt, auf ein Objektives und ein Thun gehn), sondern Tugenden und Gewissensanfoderungen. Zwar sind durch die letzteren zugleich auch Pflichten bestimmt, aber nur in der weiteren Bedeutung dieses Wortes: subjektiv-individuelle (vielleicht nur für diesen Einen Menschen und in diesem Einen Lebensmomente) und von der Art, welche wir „innere" Pflichten genannt haben*). Die moralische Beschaffenheit unseres Inneren (des Subjektiven) wird für uns zum Objekte, und inwiefern dieselbe eine sittliche Abweichung enthält, ein auf die Verbesserung derselben gerichtetes Thun für uns Pflicht. Daher sich denn auch hiefür insbesondere die Foderung des vollständigsten genetischen Eingehns geltend macht: die Foderung, die Tugenden sowohl als das Moralisch-Abweichende bis zu den tiefsten Grundelementen hin zu verfolgen, und sorgsam zu scheiden, was aus den Urvermögen, und was aus den Bildungsmomenten, und aus jedem einzelnen von diesen, stammt.

Dabei ist es augenscheinlich, daß wir mit der Betrachtung der objektiven Verschiedenheiten den Anfang machen müssen. Obgleich bei allen praktischen Entwickelungen, eben so wie bei den theoretischen, das Subjektive entschieden den Hauptfaktor bildet: indem es die objektiven Eindrücke selbstthätig aufnimmt, verarbeitet, selbst zu subjektiven Elementen

*) Man vergl. hierüber den ersten Band, S. 446 ff.

macht: so sind es doch ursprünglich die gleichen, noch völlig gegen das Moralische indifferenten, und auch sonst noch wenig von einander verschiedenen Urvermögen, welche in diese praktischen Auffassungen hineingelegt werden; und erst durch das Zusammenwirken mit dem Objektiven entstehn auch für die praktischen Anlagen des Menschen bedeutendere Besonderungen. Insofern also sind die objektiven Verschiedenheiten gewissermaßen das mehr Elementarische, und wir müssen ihre Betrachtung voranschicken.

Dritter Haupttheil.

Moralische Würdigung und Regelung der menschlichen Neigungen in objektiver Beziehung.

Vorbemerkungen.

Die Untersuchungen dieses Hauptheiles (wie wir so eben auseinandergesetzt) haben es mit der Besonderung in objektiver Beziehung zu thun. Insofern umfassen sie alles Dasjenige, was man in früheren Bearbeitungen der Moral, aus verschiedenen Gesichtspunkten, „Lehre vom höchsten Gute, Glückseligkeitslehre, Lehre von den Zwekken oder Weisheitslehre, Tugendlehre, Pflichtenlehre" genannt hat. Vermöge des Lichtes, welches wir durch unsere tiefer eingedrungene Zergliederung gewonnen haben, sind alle in diesen Namen ausgedruckten Gegensätze bestimmter ausgeprägt und auf eine gemeinsame Grundanschauung zurückgebracht worden. Die Form des Sittlichen hat sich, indem wir sie in ihrer Wahrheit auffaßten, als eine Form an dem Praktischen im Menschen, oder (wenn wir in dem durch Kant so gäng und gäbe gewordenen Bilde bleiben wollen) an der (praktischen) Materie gezeigt. Um es noch bestimmter auszudrucken: das Sittliche und das Unsittliche finden sich ursprünglich als Formen an den Schätzungen und Strebungen (Neigungen), welche sich auf die Güter und Uebel beziehn: diese Wörter in der weitesten Bedeutung gebraucht, wo sie „die geistigen Förderun-

gen und Herabstimmungen nicht weniger als die sinnlichen, die anderer Menschen, *selbstständig* und für sich empfunden, nicht weniger als die eigenen, die des *inneren Seelenseins* (der inneren Vollkommenheit in allen ihren Formen, bis zur moralischen hinauf) nicht weniger als die des bewußten, unter sich begreifen"*). Versteht man demnach unter „*Glückseligkeit*" ein Ideal, welches den praktischen Horizont in *dieser Ausdehnung* beherrscht, so kann die strengste und reinste Moral nichts dagegen haben, daß man sie als Zielpunkt bezeichne**). Jede Beschränkung dieses Horizontes muß sie allerdings auf das entschiedenste für moralisch-abweichend erklären, und wenn sich dieselbe auch in anderen Beziehungen noch so erhaben ausbildete***). Daß die bezeichnete Aufgabe zugleich mit der Aufgabe der Lehre von den *Zwecken* oder der *Weisheits*lehre zusammenfalle, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Denn zum *Zwecke* wird ja etwas doch eben nur dadurch, daß es entweder ein Gut ist, oder die Entfernung, Vermeidung, Beschränkung eines Uebels mit sich führt; und *Weisheit* ist nichts Anderes, als die mit der allgemein-gültigen Werthgebung einstimmige Schätzung der Zwecke****). Insofern haben wir überdies hierin zugleich das Wesentliche der *Tugend*. Das Verhältniß der *Pflicht* endlich unterscheidet sich von diesem letzteren nur dadurch, daß der objektiv-wahren oder richtigen Werthschätzung gegenüber irgendwie ein Sittlich-Abweichendes gedacht wird, welches für die Ver-

*) Vergl. Band I., S. 227.

**) Man vergl. ebendaselbst, S. 424 ff.

***) Man vergl. hiezu z. B. das Band I., S. 395 Angeführte.

****) Vergl. Band I., S. 39 f., und zum Folgenden S. 396 f.

wirklichung derselben zu überwinden ist*). Die Lehre von den Gütern und Uebeln also, in der angegebenen Bedeutung dieser Wörter, bildet die gemeinsame Grundlage für alle diese Konstruktionsweisen der Moral; oder diese letzteren sind, sobald wir jene in ihrer Tiefe und Innerlichkeit fassen, nur Modifikationen derselben, welche sie aus eigenthümlichen Gesichtspunkten oder in eigenthümlichen Schattirungen darstellen. Die Neigungen (Schätzungen und Strebungen) sollen in der Form gebildet werden, daß sie mit der allgemeingültigen Werthschätzung übereinstimmen, oder daß sie (was dasselbe heißt) auf die Erreichung des höchsten Gutes: der möglich-größten Vollkommenheit (inneren Steigerung) und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes gerichtet sind. Wo sie sich in dieser Form gebildet finden, da haben wir die Tugend oder die Weisheit; und was das Pflichtgesetz fodert, geschieht aus lebendigen Empfindungen und Trieben heraus von selbst. Auf den Grad der Reflexion oder die logische Vollkommenheit, mit welcher die Schätzung ausgeführt ist, kommt es hiebei an und für sich nicht an. Nicht einmal die Gegenstände der Motive brauchen klar gedacht und gegen einander abgewogen zu werden; sondern auch in mehr instinktartiger Form können sich die aus der Verschmelzung der Schätzungen und Strebungen entstandenen Neigungen gegen einander abstufen. Sind dieselben nur mit der allgemein-gültigen Norm einstimmig gebildet: so haben wir auch hierin Tugend, und vielleicht die reinste Tugend. Allerdings, wenn sich die Wissenschaft die Natur der moralischen Liebenswürdigkeit (z. B. derjenigen einer Tochter, bei welcher, über dem Bestre-

*) Vergl. Band I., S. 430 ff.

ben, die letzten Tage ihres greisen Vaters zu erleichtern, jede Rücksicht auf das eigene Vergnügen, ja auf Gesundheit und Leben zurücktritt) klar machen will, muß sie die Abwägung in bestimmten Vorstellungen vollziehn; aber bei dem Moralisch-Liebenswürdigen selbst wird dieselbe unmittelbar durch die Stärkeverhältnisse vollzogen, mit denen die Zuneigungen, Schätzungen und Strebungen ꝛc. (sämmtlich Spuren früherer praktischer Weltauffassungen) begründet sind. So hat sich uns der moralische Horizont in dem Maße erweitert, daß wir, mit Beseitigung aller der Ansichten, welche einseitig diese oder jene einzelne Form hervorgehoben haben, nach einem sehr einfachen Grundverhältnisse alle Formen, welche wahrhaft den moralischen Grundcharakter an sich tragen, aufzunehmen und gegen einander in die richtigen Verhältnisse zu stellen im Stande sind.

Nicht so unmittelbar leuchtet es ein, ob und inwiefern die Moral in diesem Haupttheile zugleich Klugheitslehre, oder Lehre von den Mitteln zur Erreichung der Glückseligkeit sein solle. Im Allgemeinen nämlich ist es allerdings keinem Zweifel unterworfen, daß die Bestimmung der Mittel nicht in unsere Wissenschaft gehört, welche es ja lediglich mit den Gründen der Handlungen, nicht mit der Ausführung derselben zu thun hat. Die Kausalitätsverhältnisse aber, im Anschließen an welche die Zwecke erreicht werden können, gehören der Ausführung an; und an und für sich sind die gesellschaftlichen (socialen) Kausalverhältnisse der Moral eben so fremd, als die mechanischen und chemischen. Nur die Angabe Einer Klasse von Mitteln gehört wesentlich hieher: die Angabe derjenigen nämlich, welche sich auf Begründung der moralischen Eigenschaften (inneren Angelegtheiten) beziehn: auf die Entwickelungen (Gruppirungen, Verschmel-

zungen, Aneinanderreihungen rc.), durch deren Spuren diese Eigenschaften erzeugt werden, und auf die Hinwegschaffung oder Neutralisirung des von der Norm Abweichenden.

Zeigt sich nun aber auch in dieser Art die Lehre von den Mitteln durch die Grundidee der Moral gänzlich ausgeschlossen, so sehn wir uns doch aus einem anderen Gesichtspunkte genöthigt, von dieser Strenge bedeutend nachzulassen. Im Gebiete des Geistigen nämlich, und besonders in dem Theile desselben, welcher sich auf die gesellschaftlichen Verhältnisse bezieht, sind die Mittel größtentheils nicht, wie bei der Erzielung mechanischer und chemischer Erfolge, praktisch-indifferent, sondern selbst Güter und Uebel; durch ihr Hinzukommen also wird der Kreis der Bestimmungsgründe erweitert; und da die Moral diese letzteren vollständig in Rechnung zu stellen hat, so können wir, wo es wichtige Förderungen unserer selbst oder anderer Menschen gilt, kaum vermeiden, auch die Betrachtung der Mittel hineinzuziehen. Durch das Gewicht, welches diese als Güter und Uebel haben, wird ja in nicht wenigen Fällen die Abwägung für die entgegengesetzte Seite ausschlagen: was bei der Beschränkung auf die Zwecke als das nach der allgemein-gültigen Werthgebung Beste erschien, sich als Uebel ergeben können, und umgekehrt.

Um hiefür ein noch helleres Licht zu erhalten, nehme man das so viel umstrittene Problem hinzu, ob der Zweck die Mittel heilige. Worin liegt die Schwierigkeit desselben, die man sogar nicht selten geradezu als unüberwindlich dargestellt hat? — Unstreitig darin, daß schon durch die Art, wie die Frage gefaßt ist, unrichtige Verhältnisse für die Betrachtung untergeschoben werden.

Zuerst ist schon Das fehlerhaft, daß man abstrakt und ohne weitere Bestimmung Zwecke und Mittel mit einander in Gegensatz stellt. In welcher Art sollten wohl dieselben, als solche, in eine eigenthümliche moralische Kollision treten, welche einer eigenthümlichen Lösung bedürfte? — Die Mittel sind den Zwecken durchaus untergeordnet; nur um dieser willen werden sie für unser Handeln eingeführt; und wenn also nichts weiter hinzukommt, so haben wir durchaus Einstimmiges. Wodurch also wird in den Fällen, wo sie mit einander kollidiren, dieser Gegensatz bedingt? — Unstreitig nur dadurch, daß nicht nur die Zwecke, sondern auch die Mittel Güter und Uebel sein, und also außerdem, daß sie jenen untergeordnet, oder durch sie gefodert sind, auch für sich selbst eine praktische (und moralische) Bedeutung haben können. Sind nun die Zwecke (wie dies doch sehr häufig der Fall sein wird) Güter, und dagegen die Mittel Uebel: so treten sie allerdings mit einander in Gegensatz, aber zunächst in keinen anderen, als in welchen sonst Güter und Uebel treten, die sich in irgend einer Weise als mit einer und derselben Handlungsweise in Verbindung darstellen. Die Entscheidung wird also auch eben so, wie bei jedem anderen Verhältnisse dieser Art, zu geben sein. Man hat die Güter und Uebel, wie sie sich, bis zu den entferntesten Folgen hin, herausstellen, nach der allgemein-gültigen Werthgebung gegen einander abzuwägen; und ergiebt sich hiebei ein Uebergewicht des Guten: so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß wir zur Ausführung des Zweckes berechtigt oder auch wohl verpflichtet sind.

Prägen wir die Schwierigkeit, welche man hiebei gefunden hat, bestimmter aus, so ergiebt sich: wo in dem an-

gegebenen Verhältnisse von Kollisionen die Rede ist, da sind die Mittel fast durchgehends von der Art, daß sie für die Mehrzahl der Fälle auf der Seite des Unrechts liegen, d. h. auf der Seite Desjenigen, welches sich nach der allgemein-gültigen Werthgebung entschieden als Uebel herausstellt, und dessenungeachtet, in Folge weit verbreiteter sittlich abweichender Neigungen, häufig geschieht. Bei jedem einzelnen Falle also ist, so lange wir die Motive noch nicht genauer kennen, eine gewisse Wahrscheinlichkeit gegeben, daß auch in ihm solche Neigungen vorhanden seien: so daß wir gegen uns selber auf der Hut sein müssen, und Anderen gegenüber sehr leicht ein Verdacht in dieser Beziehung entstehn wird. Ueberdies aber haben wir in dem Verhältnisse, auf welches wir schon mehrmals aufmerksam geworden sind*), nicht nur die innerhalb dieses einzelnen Falles liegenden Folgen, sondern auch diejenigen in Betracht zu ziehn, welche aus der Abweichung von der allgemein angenommenen Regel, und namentlich daraus hervorgehn könnten, daß dieselbe Mißtrauen begründen, und, als Beispiel fortwirkend, Andere zu ähnlichen Abweichungen verleiten könnte unter Umständen, wo kein nach der allgemein-gültigen Werthgebung überwiegendes Gutes gegeben wäre. Obgleich also das Verhältniß, mit welchem wir es zu thun haben, nicht schon an und für sich und wesentlich einen eigenthümlich bedenklichen Charakter an sich trägt, so können sich doch in vielen Fällen sekundär und mehr zufällig sehr bedeutende Schwierigkeiten anschließen, welche es zweifelhaft machen, ob nicht das Uebergewicht des an die Zwecke geknüpften Guten nur ein

---

*) Vergl. Band I., S. 75 ff.; auch in dem vorliegenden Bande S. 14.

Schein sei: herbeigeführt durch sittlich abweichende Neigungen, welche sich den objektiv bedingten Interessen mehr verdeckt (ja vielleicht uns selbst unbewußt) angeschlossen haben, oder auch durch mangelhafte Berücksichtigung der bezeichneten entfernteren Folgen. Verstellung z. B., oder das Aussprechen einer Unwahrheit, das Brechen eines Versprechens können in dem unmittelbar vorliegenden Falle, wenn wir ihn für sich allein betrachten, vielleicht nichts Nachtheiliges wirken; aber sie schwächen das Vertrauen zu uns, oder zu den Menschen überhaupt, und bieten Anderen eine willkommene Entschuldigung für ihre Unredlichkeit dar; oder sie haben auch vielleicht bei uns selbst in Eigennutz, in Ruhmsucht rc. ihren Grund, wie sehr wir uns auch einbilden mögen, daß sie rein um des Wohles Anderer willen geschehen sollen.

Dies führt uns zu dem zweiten Verhältnisse hinüber, in welchem die Ausdrucksweise des bezeichneten Problemes etwas Unrichtiges unterschiebt, und hiedurch, so lange wir an ihr festhalten, eine genügende Lösung desselben beinah unmöglich macht. Es wird darin von einem „Geheiligtwerden" der Mittel durch die Zwecke gesprochen. Aber hievon kann doch in keiner Weise die Rede sein. Wir haben es mit der Abwägung von Gütern und Uebeln zu thun, welche (in näheren oder in entfernteren Folgen) an die vorgesetzten Zwecke und an die zur Erreichung derselben anzuwendenden Mittel geknüpft sind. Aber Güter können ja in keiner Art „heilig" sein. Dieselben haben stets nur relative Werthe; und jedes derselben muß es sich gefallen lassen, daß es nach der allgemein-gültigen Werthgebung mit anderen in Vergleich gestellt, und vielleicht von an und für sich niederen überwogen werde, wenn diese in großer Ausbrei-

tung

tung (Vielfachheit) gegeben sind, oder sich ihnen Wirkungen anschließen, welche eine über jene hinausgehende Steigerung herbeiführen. Die Sittlichkeit oder Heiligkeit beruht in jedem Falle darauf, daß diese Abwägung durchgängig nach der allgemein-gültigen Werthgebung geschieht, und kann also nie ein Prädikat, weder für die Zwecke, noch für die Mittel, sondern lediglich für die Gesinnungen sein. Aber die unangemessene Unterschiebung dieses Begriffes trägt, wo man sich ihrer schuldig gemacht hat und noch macht, unstreitig einen gewissen verdächtigen Charakter an sich. Man beruft sich auf dieses „Geheiligtwerden" der Mittel durch die Zwecke, wo das Uebergewicht des mit den letzteren verbundenen Guten nach der allgemein-gültigen Werthgebung problematisch und bestritten ist: wo Andere durch die angewandten Mittel in bedeutenden Interessen verletzt werden, der Handelnde also von diesen nicht das Zugeständniß des bezeichneten Uebergewichtes erwarten kann, und die dadurch geweckten Zweifel für sich selbst und für einen Dritten niederschlagen will. Dies nun soll durch den Ausdruck „Heiligen" erreicht werden: die Frage hinausgespielt aus dem Gebiete der Relativität, indem man für den Zweck, um welchen es sich handelt, einen absoluten Werth in Anspruch nimmt, wie er der sittlichen Gesinnung im Gegensatze mit der unsittlichen zukommt. Auf diese Weise aber ist die Entscheidung, welche man sucht, im Voraus untergeschoben. Schon vor der Abwägung wird als „sittlich" bezeichnet (welcher Ausdruck in diesem Verhältnisse dasselbe bedeutet wie „heilig"), was doch erst durch die Abwägung (wenn es sich bei derselben als das nach der allgemein-gültigen Werthgebung entschieden Ueberwiegende zeigte) zum Sittlichen werden könnte; und so durch dieses Verfahren in das tiefste Dunkel zurückgeschoben, was, eben weil

es von Verschiedenen verschieden beurtheilt wird, gerade des hellsten Lichtes bedurft hätte.

Fassen wir also das Ergebniß dieser Betrachtungen mit dem der früheren zusammen, so ist es augenscheinlich; an und für sich gehört die Angabe der Mittel, selbst derjenigen, welche sich auf die höchsten Interessen des menschlichen Geschlechtes beziehn, nicht in das Gebiet der Moral. Wir können, ja wir müssen dieselben zur Seite liegen lassen: indem es die Moral lediglich mit den Gründen der Handlungen, nicht mit der Ausführung derselben zu thun hat. Sind aber die Mittel nicht praktisch-indifferent, sondern daran Güter oder Uebel geknüpft: so erhalten sie hiedurch, neben der Unterordnung unter die Zwecke, eine selbstständige praktische Bedeutung; und wenn die richtige Auffassung dieser durch sittlich abweichende Motive verhindert wird, zugleich eine moralische. Unter diesen Umständen also dürfen wir auch sie von unserer Betrachtung nicht ausschließen, müssen sie vielmehr mit sorgsamer Umsicht und genauer Abwägung in Rechnung stellen.

Bei einer so großen Mannigfaltigkeit von Elementen und an diese sich anschließenden Beziehungen haben die Eintheilung und die Anordnung nicht geringe Schwierigkeiten. Aber wir haben diese der Hauptsache nach schon in der vorangeschickten Einleitung überwunden. Meistentheils (haben wir gesehn) wird dafür die Besonderheit der Lebensverhältnisse zum Grunde gelegt: indem dieselbe äußerlich anschaulicher ist, und für die praktische Anwendung bequemer scheint. Für eine tiefere moralische Würdigung aber (zeigte sich) genügt dieser Gesichtspunkt in keiner Art, sondern für

diese muß sich die Betrachtung an Dasjenige anschließen, was der Moral zunächst und unmittelbar als Gegenstand der Beurtheilung vorliegt: an die elementarischen Neigungen*). Erst durch diese hindurch können dann auch die moralischen Bestimmungen über die verschiedenen Lebensverhältnisse gewonnen werden: inwiefern nämlich durch die letzteren gewisse Gruppen von Gütern und Uebeln bedingt sind, welche wir nach der allgemein-gültigen Werthgebung gegen einander abzuwägen, und so den Neigungen ihre Richtung zu geben haben.

Für die allgemeinste Eintheilung nun treten zunächst die auf uns selbst und die auf andere Menschen gerichteten Neigungen einander gegenüber. Dabei ist es augenscheinlich, daß wir die Bestimmungen über jene voranschicken müssen. Sie sind die mehr elementarischen: denn alle Steigerungen und Herabstimmungen werden ja doch zunächst und unmittelbar in eigenen Förderungen und Hemmungen für unser Bewußtsein ausgebildet**), und nur durch diese hindurch, und indem wir sie als Elemente unterlegen, können wir von den Steigerungen und Herabstimmungen anderer Menschen Vorstellungen, Empfindungen, Begehrungen ꝛc. bilden. Die Betrachtung der auf jene sich

*) Dies ist auch schon von Anderen wenigstens geahnt worden. „Eine vollständige Lehre von unseren Begierden (schreibt Jacobi), das Wort Begierde in seinem weitesten Sinne genommen, würde zugleich die beste Moral sein; und es ist jede Moral nur minder oder mehr eine solche Begierdenlehre.“ (Werke, Band I., S. 356.)

**) Wir werden dieses Verhältniß, welches wir hier nur seinem allgemeinsten Charakter nach andeuten können, in der Einleitung zum dritten Abschnitte des gegenwärtigen Haupttheils in ein helleres Licht zu setzen Gelegenheit haben.

beziehenden Neigungen also ist die einfachere; und die für die Gegenstände dieser festgestellte Abstufung wird sich ganz in derselben Art auch für die auf andere Menschen gerichteten Neigungen geltend machen. Wir werden in Hinsicht dieser nur die moralische Würdigung derjenigen elementarischen Momente nachzuholen haben, welche eigenthümlich durch die Verhältnisse zu Anderen bedingt werden.

Diese Eintheilung kommt den Worten nach allerdings überein mit der gewöhnlichen in Pflichten gegen uns selbst und gegen andere Menschen. Aber diese Uebereinstimmung ist keineswegs eine so durchgehende, wie es für den ersten Anblick scheinen könnte. Die gewöhnliche Eintheilung schließt sich an Dasjenige an, was äußerlich Gegenstand des Handelns wird, und werden soll; wir dagegen haben, dem wesentlichen Gesichtspunkte der tiefer dringenden Moral gemäß, unsere Vorschriften durchgängig auf die inneren Gründe oder Motive zu richten. Dies Beides aber fällt keineswegs immer zusammen: denn die Verletzung fremder Interessen kann ja aus Genußsucht, aus Habsucht, aus Stolz ꝛc. hervorgehn, also aus Neigungen, welche die eigene Förderung zu Gegenständen haben; und auf der anderen Seite mancherlei Beschränkungen der innerhalb der allgemein-gültigen Norm liegenden, also moralisch-erlaubten oder selbst gebotenen Sorge für uns selbst (für unsere Gesundheit, unsere intellektuelle Vervollkommnung ꝛc.) aus Neigungen hervorgehn, welche sich auf andere Menschen beziehn (aus leidenschaftlicher Liebe, aus Feindschaft und Rachsucht ꝛc.). Und eben so von Seiten der Tugenden. Standhafte Ertragungen von Leiden und Beschwerden, angestrengter Fleiß für die eigene Ausbildung ꝛc. können ihren Grund in der Liebe und Sorge für Andere haben; Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit,

Freundschaftlichkeit &c. in einer vernünftigen Selbstliebe. Bei der Kollision zwischen diesen beiden Gesichtspunkten aber können wir keinen Augenblick zweifelhaft sein, für welchen von beiden wir uns zu entscheiden haben. Die Beurtheilungen und Vorschriften, welche auf die Handlungen gehn, bleiben auf der Oberfläche, und sind bloße Palliative, welche die Moral wohl allenfalls gebrauchen*), aber an denen sie sich doch auf keine Weise genügen lassen darf. Die wahre moralische Beurtheilung hat es zunächst nur mit den Motiven zu thun; mit allem Uebrigen nur, inwieweit es mit diesen in Verbindung steht, oder durch diese hindurch; und so haben wir uns denn überall, wo in den angegebenen Verhältnissen über die Stelle, welche einer moralischen Betrachtung anzuweisen sein möchte, Zweifel entstehn, nach der Natur der Grundmotive zu richten.

Neben diesen beiden Hauptklassen von Neigungen aber zeigt sich noch eine dritte: diejenigen nämlich, welche auch den Motiven nach weder rein auf uns selbst, noch rein auf andere Menschen gerichtet sind, sondern in diesem oder jenem Mischungsverhältnisse beiderlei Interessen in sich begreifen. Man nehme z. B. die Neigung zum Gelde. Jemand kann habsüchtig sein, um sich die Mittel zu musikalischen Genüssen, zu intellektueller Ausbildung, zum bequemen Vegetiren, zum Reisen &c. zu verschaffen; aber zugleich auch, damit er Anderen Genüsse dieser oder jener Art gewähren, ihnen gefällig, gegen sie wohlthätig sein, oder gemeinnützige Unternehmungen von umfassenderem Charakter auszuführen oder zu begünstigen in den Stand gesetzt werde.

*) Man vergleiche hiezu das Band I., S. 569 ff. und S. 581 f. Erinnerte.

Kann also auch die Habsucht in einzelnen Fällen allerdings eine selbstbeschränkte Neigung sein, so ist ihr dies doch keineswegs wesentlich; sie ist vielmehr im Allgemeinen als gegen jene Verschiedenheit neutral zu betrachten.

Diese Neigungen von allgemeinerem Charakter sind überaus zahlreich und mannigfaltig. Vor Allem gehören hiezu die schon früher*) erläuterten Mittelneigungen, welche die Verschmelzung einer größeren oder geringeren Anzahl verschiedenartiger Neigungen enthalten, die vermöge der ihnen gemeinsamen Mittelvorstellung (der Vorstellung des Mittels, durch welches sie ihre Befriedigung erhalten können) in der Art mit einander zusammengeflossen sind, daß das Bewußtsein der Grundneigungen verdunkelt ist. Außer diesen aber fallen unter diese Kategorie noch zwei andere Gattungen von hohem Interesse. Zuerst die moralischen Neigungen: deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß das Sittliche, welches zunächst als Form in anderen Neigungen gegeben war, gesondert für das Bewußtsein hervorgebildet, und so Gegenstand der Schätzung und des Strebens geworden ist**). Zweitens die religiösen Neigungen oder diejenigen, welche sich auf das Uebersinnliche beziehn, und die wir ebenfalls für unsere Betrachtung besonders hervorzuheben haben, obgleich sie, wie wir sehen werden, nicht streng gegen die Neigungen der anderen Gattungen zu begränzen sind, sondern diese vielfach beigemischt enthalten, oder wohl gar entschieden einer dieser Gattungen angehören.

*) Vergl. Band I., S. 139 u. 47.

**) Man vergleiche hierüber die Band I., S. 181 und 579 gegebenen Erläuterungen, auch ebendas. S. 338 ff.

Erster Abschnitt.

Moralische Würdigung der auf uns selbst gehenden Neigungen.

Ueber den Gang, welchen wir bei der Betrachtung dieser zu nehmen haben, können wir nicht zweifelhaft sein. Wir haben es in diesem Haupttheile freilich mit der Besonderung des Objektiven zu thun. Aber Gegenstand einer menschlichen Neigung kann doch nur Dasjenige werden, was auf den Menschen einwirkt, von ihm in irgend einer Art aufgenommen, verarbeitet oder ihm innerlich wird. Obgleich es sich also um Objektives handelt, können und müssen wir uns doch überall zunächst an Dasjenige halten, was uns unser Selbstbewußtsein darstellt. Dies tritt in ein noch helleres Licht, wenn wir uns an die Grundverhältnisse der allgemein-gültigen Werthschätzung erinnern. Die moralische Norm ist keine andere als die allgemein-menschlich natürliche; die von ihr gefoderte Rangordnung der Werthe fällt durchaus mit derjenigen zusammen, welche durch die allgemein-menschlich gleichen Steigerungs- und Herabstimmungsverhältnisse der psychischen

Entwickelung bedingt ist. Diese Rangordnung also kann in der tieferen Erfassung, welche durch das praktische Interesse nicht weniger als durch das höchste wissenschaftliche Interesse gefodert wird, nur bestimmt werden, indem wir uns an die natürlichen Grundverhältnisse und den natürlichen Fortschritt der menschlichen Seelenentwickelung anschließen. Hienach ergeben sich, wenn wir von dem noch Unausgebildeten zu dem mehr und mehr Ausgebildeten, und vom Niederen zum Höheren emporsteigen, und dabei zugleich die verschiedenen Grundformen der psychischen Bildung berücksichtigen, für diese erste Klasse von Neigungen folgende sechs Gattungen:

I. Neigungen, welche durch noch unausgebildete Urvermögen begründet werden.

II. Neigungen zu niederen sinnlichen Erregungen.

III. Neigungen zu Erregungen der höheren Sinne.

IV. Neigungen zu Reproduktionen und Produktionen von Vorstellungen.

V. Neigungen zu Reproduktionen und Produktionen von Gefühlen, Strebungen, Gemüthsbewegungen.

VI. Neigungen zur Erwerbung und Vorstellung von Eigenschaften.

I. Neigungen, welche durch noch unausgebildete Urvermögen begründet werden.

Die moralischen Vorschriften für diese lassen sich im Allgemeinen sehr entschieden und klar aus den früher*) dar-

*) Vergl. besonders Band I., S. 165 ff. und 235 ff.

über gewonnenen Aufklärungen ableiten. Es ergeben sich dafür zwei Hauptpunkte.

Zuerst, die Urvermögen sind bestimmt, durch Reize erfüllt und ausgebildet zu werden: denn erst hiedurch werden sie ja zu Dem, was sie sein sollen. Die angemessen ausgebildeten Vermögen sind in jedem Betrachte vollkommener, als die noch unausgebildeten derselben Klasse. Ueberdies aber führt eine zahlreichere Ansammlung derselben mannigfache Gefahren mit sich. Wir haben also diese zu verhüten: haben für die angemessene Verwendung der Urvermögen Sorge zu tragen.

Zweitens, was der Mensch ist in intellektueller, in gemüthlicher, in moralischer Beziehung: das ist er durch die Gesammtheit seiner ausgebildeten Urvermögen (die Spuren, welche von den, auf der Grundlage dieser gebildeten Entwickelungen zurückgeblieben sind). Man sei also sparsam mit denselben, verwende sie stets für Edles, und für das Möglich-Beste. Jede Vernachlässigung hierin ist unstreitig ein Verlust für alle Zukunft; ist dies selbst dann, wenn wir das jetzt Unterlassene später nachholen: denn in derselben Zeit und mit denselben Kräften, welche wir hierfür anwenden, hätten wir ja doch, wenn damals das Rechte geschehn wäre, jetzt eine höhere Vollkommenheit der Ausbildung erwerben können.

Wie einfach aber auch diese beiden Vorschriften, allgemein ausgedruckt, scheinen mögen, so zeigen sich doch bei ihrer specielleren Anwendung nicht geringe Schwierigkeiten.

Wollen wir uns vor der übermäßigen Ansammlung freier Urvermögen sicher stellen: so dürfen wir den Verbrauch derselben nicht bloß dem Zufalle, der Gelegenheit überlassen. Wer dieses thut, kann wohl vielleicht eine Zeit

dung, so lange ihm die Umstände besonders günstig sind, von üblen Folgen verschont bleiben, früher oder später aber werden diese dennoch gewiß eintreten. Erfolgen die Anregungen spärlicher und einförmiger, so sammeln sich zahlreiche ungebrauchte Vermögen an, und der Mensch wird sich selber zur Last; selbst das Vergnügen gewährt ihm keine Befriedigung mehr; giebt ihm vielmehr nur ein bestimmteres Bewußtsein von dem Maße seiner Unselbstständigkeit und Bedürftigkeit, oder wird ihm wohl gar zu einer Arbeit, an die er nur gezwungen geht, um des noch drückenderen Gefühles der Unbeschäftigtheit los zu werden. Die geistige Kraft reibt sich in sich selbst auf, oder sucht irgend wie anderweitig eine Ableitung, wie sich diese gerade darbietet. Aber nicht nur für die Glückseligkeit und für die angemessene Ausbildung führt dieser Zustand Gefahren mit sich, sondern auch in mannigfacher Weise unmittelbar für die Moralität. Nur zu leicht trägt sich die Mißstimmung, welche durch die unbeschäftigten Vermögen begründet worden ist, besonders wenn sie überdies, nach dem Verhältnisse der Aehnlichkeit, andere Unlustgebilde an sich zieht und mit sich verschmilzt, auf Anderes, namentlich auf unsere Verhältnisse zu unseren Umgebungen über. Der Mensch sieht die Handlungen, Charaktere, Zustände dieser im trüben Lichte seiner üblen Laune; und hieraus entstehn Neid, Mißgunst, Schadenfreude, oder nachtheilige Beurtheilung Anderer, argwöhnische und gehässige Deutungen ihrer Aeußerungen und Handlungen. Wer keine bestimmt geregelte Thätigkeit hat, ist meistentheils eben so wenig tugendhaft als glücklich und gesund*); und es

*) This gave me occasion (erzählt Franklin von einer Expedition zur Anlegung von Befestigungen gegen die Einfälle der Indianer) to observe, that when men are employed, they

kommen uns im Leben nur zu Viele entgegen, welche bei einem angemessenen Zwange täglicher Geschäfte glücklich, nützlich und liebenswürdig sein würden, und bloß deshalb, weil sie nichts zu thun brauchen, und zu wenig Kraft und Entschluß haben, sich selbst dazu anzuhalten, von allem Diesen das Gegentheil sind.

Hieraus ergiebt sich die Pflicht, wir dürfen wohl sagen, ganz allgemein, sich einen bestimmten Lebensberuf zu wählen. Dieser braucht freilich nicht gerade immer ein äußerlich bedingter zu sein, wenn wir nur des ununterbrochenen inneren Rufes sicher sind; sei es nun zu wissenschaftlichen Forschungen, oder zu Kunstschöpfungen, oder zu einer freien praktischen (z. B. auf wohlthätige Unterstützung Anderer gerichteten) Wirksamkeit, oder wozu sonst. Aber einer solchen bestimmten Richtung der inneren Erregtheit bedarf, mehr oder weniger, jeder Mensch, wenn nicht von Zeit zu Zeit bedeutendere Stockungen eintreten, und jene verderblichen Wirkungen für ihn herbeiführen sollen.

Dieser Beruf aber sei so genau als möglich den Kräften eines Jeden angemessen: weder zu hoch für dieselben noch zu niedrig. Ist derselbe zu hoch: so reichen die Vermögen des Menschen nicht dazu aus; seine Thätig-

---

are best contented; for on the days, they worked, they were good-natured and cheerful, and with the consciousness of having done a good day's work, they spent the evening jollily; but on our idle days they were mutinous and quarrelsome, finding fault with the pork, the bread etc., and were continually in bad humour: which put me in mind of a seacaptain, whose rule it was to keep his men constantly at work; and when his mate once told him, that they had done every thing, and there was nothing farther to employ them about, „O (said he) make them scour the anchor."

tet also wird weder ihm selber noch Anderen genügen; und indem er sich dessen mehr oder weniger bewußt wird, sich bewußt wird, daß seine Stelle durch Andere zweckmäßiger und für das allgemeine Wohl förderlicher ausgefüllt werden könnte, so bemächtigt sich seiner, früher oder später, eine Mißstimmung, welche ihn nicht einmal so viel leisten läßt, als er seinen Anlagen nach sonst zu leisten im Stande sein würde. Auf der anderen Seite aber, liegt der gewählte Beruf zu niedrig, so bleibt ein Theil seiner Kräfte ungebraucht, und dieser sucht sich irgendwie eine andere Ableitung. Ein Glück, wenn diese wenigstens unschädlicher Art ist. Dann haben wir es freilich zu beklagen, daß Kräfte, welche für eine bedeutende Lebensaufgabe hätten verwandt werden können, für etwas Unbedeutendes, Kleinliches, Unnützes verbraucht sind; aber doch weiter nichts. In nicht wenigen Fällen aber werden sie außerdem dem Besitzer und der menschlichen Gesellschaft verderblich werden. Der Eine beschäftigt sich dilettantisch mit philosophischen oder religiösen Forschungen; und weil es ihm an den erfoderlichen Grundlagen dafür mangelt, so verwickelt er sich entweder in eine an Verrückung streifende Einbildung und Schwärmerei, oder in einen verzweifelnden Skepticismus. Einen Anderen sehn wir (sei es nun in kleinen oder in großen Verhältnissen) Intriguen anzetteln, Andere zusammenhetzen und gegen einander erbittern: rein, weil er doch irgend etwas thun muß, um seines Uebermaßes von geistiger Kraft los zu werden. In dieser Weise werden Manche (es giebt ihrer nur zu viele) dadurch unglücklich, daß sie durch den Eigennutz ihrer Familie (welcher davon ein gewinnreicheres Auskommen erwartete) oder durch andere zufällige Umstände zu geistig untergeordneten Berufsgattungen erzogen und angehalten worden

sind; und um so mehr also tritt für Diejenigen, welchen sich diese Verhältnisse in ihrer ganzen Wichtigkeit dargestellt haben, eine sittliche Verpflichtung ein, in dieser Hinsicht eine angemessene Wahl zu treffen und durch die ihrer Fürsorge Anvertrauten treffen zu lassen.

Dies macht sich außerdem noch für ein specielleres, aber nicht weniger wichtiges Verhältniß geltend. Von den für uns disponiblen Urvermögen nämlich können wir einen zwiefachen Gebrauch machen. Wir können entweder ununterbrochen in gewisser Art thätig sein, so daß alle Vermögen, in dem Maße, wie sie sich uns anbilden, stätig verbraucht werden, und also gar keine Ansammlung derselben eintreten, kein bestimmteres Bewußtsein ihres Vorhandenseins entstehn kann. So bei den gewöhnlichen Geschäftsleuten: wo jeder Tag, jede Stunde gleichmäßig seine bestimmte Aufgabe hat, welche, ihrer Natur nach ohne besondere Schwierigkeit, immer in derselben Art, und ohne daß dafür etwas Problematisches einträte, gelös't wird. Oder die Thätigkeit kann mit Unterbrechungen geschehn, und so, daß eine gewisse, jedoch nicht übermäßige, Ansammlung der freien Urvermögen, und vermöge dessen ein koncentrirterer und energischerer Gebrauch derselben Statt findet. Da ist es nun im Allgemeinen nicht zu leugnen, daß in der letzteren Art Höheres geleistet werden kann. Bei jenem Verfahren haben wir, selbst im Gebiete des Geistigen, mehr ein mechanisches Fortarbeiten, bei welchem keine Thätigkeitsäußerung hervorsticht, und eben deshalb auch nichts irgendwie Hervorstechendes zu Stande gebracht wird, während die letztere Verbrauchsweise das Grundverhältniß bildet, nicht nur bei allem genialen Schaffen, sondern selbst bei jedem entschiedenen Talente. Aber allerdings hat diese Ansammlung beinah stets

etwas Gefährliches. Der Verbrauch größerer Massen von Vermögen, auf eine Weise, daß dadurch etwas Erfreuliches, dem von früher her gebildeten höheren Normen Entsprechendes *) gewirkt werde, unterliegt größeren Zufälligkeiten. Daher bei dem künstlerischen, wissenschaftlichen, praktischen Genie nicht selten peinlich spannende Pausen eintreten, während deren ihnen nichts recht gelingen will, und sie wohl gar daran verzweifeln, ob ihnen wohl noch dieselbe schöpferische Kraft, wie früher, inwohne. Dauern diese länger, wird die Spannung zu größerer Höhe getrieben: so treten alle früher bezeichneten Gefahren ein **); und es fehlt nicht an Beispielen, daß die ausgezeichnetsten Geister, und welche, wenn sie nur hätten warten können, auch noch später das Ausgezeichnetste würden haben leisten können, in einem solchen Anfalle von Unmuth ihrem Leben ein Ende gemacht haben, in eine völlige geistige Zerrüttung gefallen sind, oder sich in Ausschweifungen gestürzt haben, durch welche ihre körperlichen und geistigen Kräfte aufgerieben wurden. Es ist also in dieser Hinsicht große Vorsicht nöthig. Wir müssen uns selber genau studiren, und unserem Geiste seine eigenthümlichen Entwickelungsverhältnisse ablernen, damit wir diesen gemäß ihm die rechte Richtung geben, und zur rechten Zeit eingreifen können. Von besonderer Wichtigkeit ist dies namentlich für Zeiten, wenn wir, sei es von Seiten des Gemüthes

*) Vergl. hiezu Band I., S. 168.

**) Will man hiefür eine bestimmtere Anschauung, so kann man dieselbe an dem Beispiele Rousseau's finden, bei welchem sich nachweisen lassen möchte, daß seine moralische Mißstimmung und die wunderlichen Grillen, welche ihm durch dieselbe eingegeben wurden, einem großen Theile nach wenigstens gerade hierin: in dem Mangel einer bestimmten Beschäftigung, und (noch tiefer)

oder der Vorstellungsentwickelung, durch irgend etwas tiefergreifend mißgestimmt worden sind, und sich deshalb die geistigen Entwickelungen für eine längere Zeit lang nicht günstig kompliciren wollen. Unter solchen Umständen lege man sich lieber irgend ein untergeordnetes, gleichmäßig fortlaufendes Geschäft auf (wie Auszüge aus eigenen oder fremden Arbeiten, Wiederholungen, Anordnungen ꝛc. des früher Gedachten): nicht gerade bis zum völligen Aufbrauchen der angesammelten Kräfte, aber doch so weit, daß ein gefährliches Uebermaß vermieden, und das Bewußtsein in dem Grade von Anderem eingenommen werde, daß hiedurch die Herrschaft jenes spannenden Unmuthes gebrochen wird. Am liebsten wähle man solche Thätigkeiten, welche mit dem Höheren in einem gewissen Zusammenhange stehn, und für die Anknüpfung desselben, sobald sich wieder günstigere Erregungsverhältnisse gebildet haben, den Raum frei lassen. Ist aber die Mißstimmung schon zu größerer Stärke angewachsen, so wird man besser thun, etwas ganz Fremdartiges (und dieselbe eben deshalb wirksamer Ausschließendes) zur Hülfe zu rufen*).

Noch haben wir Einen Punkt hervorzuheben. Die Erfahrung zeigt uns, daß in der Gesammtentwickelung des menschlichen Seins für das Maß, in welchem die Urvermögen den ver-

---

in der Abneigung, welche er nach seinem eigenen Geständnisse von jeher gegen eine solche genährt hatte, ihren Grund gehabt haben. — Mehr oder weniger möchten sich Mißstimmungen dieser Art bei allen ausgezeichneten Geistern nachweisen lassen. So treten sie z. B. in Göthe's und Schillers Briefwechsel zuweilen sehr merklich hervor.

*) Mehrere scharfsinnige Bemerkungen hierüber in intellektueller Beziehung hat Garve beigebracht in seinen „Versuchen über ver-

schiedenen Systemen angebildet werden, eine gewisse Weite gegeben ist. Beschäftigen wir uns in größerer Ausdehnung und Anstrengung mit Anschauungen, so bilden sich dem Gesichtssinne, wenn mit Tönen, dem Gehörsinne mehr Urvermögen an, und so durch alle übrigen Systeme hindurch *). Vermöge dessen also ist noch mehr elementarisch die Richtung unserer psychischen Entwickelung in unsere Gewalt gegeben; und es entsteht uns, auf der Grundlage des zweiten, im Anfange dieser Betrachtung namhaft gemachten Hauptpunktes, die Vorschrift, vermöge dieses Verhältnisses so angestrengt als möglich auf eine höhere Ausbildung hinzuarbeiten. Eine frühe, angemessene Gewöhnung in dieser Beziehung ist von der höchsten Wichtigkeit; und wo stärker angesammelte Massen mit einander im Kampfe sind (man denke etwa an den Gegensatz zwischen dem Uebergewichte des vegetativen Lebens in der Faulheit, und dem ununterbrochen geistig höher strebenden Fleiße): da kann oft Ein Augenblick für das ganze Leben entscheiden. Man sichere also, dem inneren und äußeren Berufe anpassend, irgend einer geistigen Bildungsmasse ein so entschiedenes Uebergewicht, daß ihm dieses durch nichts Anderes streitig gemacht werden kann. Auf der anderen Seite aber beschränke man sich auch nicht zu sehr auf ein Einzelnes: so daß Allem, was überhaupt allgemein-menschlich von Wichtigkeit ist, namentlich den moralischen Interessen, ein angemessener Raum übrig bleibe; und arbeite zugleich darauf hin, das in dieser

Art

---

schiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben", Theil II. S. 282 ff.

*) Man vergl. hiezu den zweiten Band meiner „Psychologischen Skizzen", S. 563 ff.

Art neben einander Gebildete immer mehr zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden und zu verschmelzen.

II. Neigungen zu niederen sinnlichen Erregungen.

An und für sich betrachtet, sind, wie alle Steigerungen unseres Seins, auch die Erregungen der niederen Systeme etwas Gutes, und überdies ein gewisses Maß derselben für das gesunde Fortbestehn des Ganzen des menschlichen Seins, wie es in diesem irdischen Leben nun einmal vorliegt, wesentlich nothwendig. Diese Erregungen also, in allen ihren Gattungen, haben keineswegs, wie es von Einigen dargestellt worden ist, schon an sich etwas Unsittliches und Unerlaubtes. Aber sie sind die niedrigsten von allen; und wo also, ohne Nachtheil des Ganzen, durch dieselben Mittel oder in derselben Zeit andere, höhere gewonnen werden können, da ist es Pflicht, diesen den Vorzug zu geben. Hiezu kommt dann außerdem manches Bedenkliche. Auch von diesen Erregungen nämlich bleiben im Inneren des menschlichen Seins gewisse Spuren zurück; und die jetzige Befriedigung also ist keineswegs als etwas bloß Vorübergehendes zu betrachten, sondern wirkt zugleich für alle Zukunft fort. Durch die zahlreichere Ansammlung dieser Spuren entstehn Neigungen, und zwar Neigungen, welche zu den unersättlichsten gehören, weil, bei der Schwäche der Urvermögen, die Aneignung der Reize unvollkommen ist, und sich also ein höheres Streben entwickelt, und welches immer mehr zu einer dauernden Erfüllung ungeeignet wird *). Nicht nur dies aber, sondern

*) Man vergl. hierüber Band I., S. 114 f.

weil diese niederen Systeme, ihren Uranlagen nach, am meisten vom Geistigen abstehn, so treten auch beide in ihrer Ausbildung in einen gewissen Gegensatz mit einander. Sie können nur unvollkommen zusammen thätig sein; und im Allgemeinen also entwickelt sich zwischen den materiellen und den geistigen Neigungen und Gewohnheiten ein gewisser Antagonismus. In dem Maße, wie die niederen sinnlichen Systeme ausgedehnter erregt werden, wird das Geistige unterdrückt, und in dem Maße, wie jene beschränkt werden, gelangt dieses zu freierer, schwungreicherer Entwickelung*).

Dies möchte auch als ein nicht unbedeutender Grund davon anzusehen sein, weshalb wir so häufig die ausgezeichnetsten Talente gerade aus den niedrigsten Ständen hervorgehen sehn. Gerade ihre Armuth, indem sie Mangel und Einschränkung für die niederen Erregungen bedingt, verschafft dadurch den höheren einen freieren Spielraum; und indem sich dieses Verhältniß Jahre lang wiederholt, und durch die zurückgebliebenen Spuren zu einer innerlichen Fixirung gelangt, erwächs't das anfangs vielleicht nur unbe-

---

*) „Je ärmlicher ich meinen Leib hielt (erzählt Hippel aus seiner Bildungsperiode), desto reicher ward meine Seele; je mehr ich Fleisch und Blut überwand, desto stärker ward mein Geist. O, wer es je empfand, wie glücklich diese Palmen machen, der wird die Hände nicht in den Schoß legen, sondern danach ringen. . . . . Ich war gesund, und fast hätt' ich Lust hinzuzufügen, ich konnte Alles, was ich wollte. War es eine Predigt, die mir anwandelte, so war sie da; sollt' es ein Gedicht sein, es war auch da. Mathematik, Philosophie und Theologie schienen mir nicht anstrengende Wissenschaften, sondern liebliche Gespielen rc." (vgl. Hippel's Selbstbiographie in Schlichtegroll's Nekrolog für 1796, Band II., S. 325). — Es ist bekannt, daß sich Newton während der Ausarbeitung seiner großen Werke nur von einem wenig Zwieback ernährte.

deutende Uebergewicht nach und nach zu einem höchst bedeutenden. Und eben so muß umgekehrt der Ueberfluß an Erregungsmitteln der niederen Systeme im Verfolge der Zeit für die geistige Ausbildung eine sehr bedeutende Beschränkung herbeiführen. Wir würden von Beidem noch viel mehr Beispiele haben, wenn wir nicht den Maßstab der geistigen Anlagen meistentheils nur vom Erfolge hernähmen, und fälschlich der angeborenen Anlage zurechneten, was doch erst Produkt dieser Entwickelungsverhältnisse ist*).

Dies ist es auch, was der Ascetik Wahres zum Grunde liegt, und weshalb sie, innerhalb der rechten Schranken gehalten, allgemein empfehlenswerth ist. Auf der anderen Seite aber sind, ungeachtet ihres Gegensatzes, die niederen und die höheren Systeme unseres Seins doch für dieses irdische Leben zu Einem Ganzen verbunden. Auf das Innigste Eins, stehn sie in unaufhörlichen Ausgleichungsverhältnissen mit einander; und so muß denn jede zu weit getriebene Beschränkung des Niederen früher oder später auf das Höhere nachtheilig zurückwirken. Hiedurch also erhält die Ascetik ihre vernünftige Begränzung. Es ist für die geistige Entwickelung schädlich, und eben deshalb (wo es

---

*) Daher dies auch von aufmerksamen Selbstbeobachtern stets auf das Entschiedenste anerkannt worden ist. „Reichthum (bemerkt Jean Paul) lastet mehr das Talent als Armuth: unter Goldbergen und Thronen liegt mancher geistige Riese begraben. Wenn in die Flamme der Jugend, und vollends der heißeren Kräfte, zugleich noch das Oehl des Reichthums gegossen wird, so wird wenig mehr als Asche vom Phönix übrig bleiben; und nur ein Göthe hatte die Kraft, sogar in der Sonne des Glücks seine Phönixflügel nicht zu versengen. Der arme historische Professor (so nennt er sich selbst) möchte um vieles Geld nicht in der Jugend viel Geld gehabt haben" (Wahrheit aus Jean Paul's Leben, 1stes Bändchen).

nicht durch andere höhere Zwecke verlangt wird) auch der wahren sittlichen Norm entgegen, absichtlich, nicht nur Zerstörung und Schmerzen für die niederen Theile unseres Seins herbeizuführen, sondern auch denselben die angemessene Erregung und Thätigkeit zu verkümmern. Doch um zwischen diesen entgegengesetzten Vorschriften hindurch eine bestimmtere Vermittelung zu gewinnen, müssen wir mehr ins Einzelne gehn.

Besonders entschieden zeigt sich der Gegensatz mit der geistigen Entwickelung bei dem Speisegenusse, welchem sich, wo er in größerer Fülle geschieht, zugleich eine ausgedehnte Erregung der Vitalsysteme anschließt. Davon kann Jeder bei vollem Magen unmittelbar die Erfahrung machen. Man denke sich nun diese Beschränkung häufig, man denke sie sich das ganze Leben hindurch wiederholt: und man wird es begreifen, wie hiedurch allein selbst eine in höherem Maße geistige Anlage an ihrer Ausbildung verhindert, ja eine schon ausgebildete in dem Grade verkümmert werden könne, daß sie alle Schwungkraft, alle höhere Selbstthätigkeit verliert*). Aus diesem Gesichtspunkte also wird uns die Mäßigkeit in diesem Genusse zur unerlaßlichen Pflicht: nur durch sie kann dem Geiste seine volle Gewalt über seine Fähigkeiten gewonnen und erhalten werden.

*) „Materielle Angewöhnungen hindern öfter, als man glaubt, den freien Gang der Seele und jedes kühnere Aufstreben des Geistes. Es wäre besser, die Angewöhnungen in unser geistiges Wesen zu versetzen, z. B. alle Tage so und so viel zu arbeiten ohne alle Berücksichtigung der Mahlzeiten, früh aufzustehn bei besonderer Vorliebe für irgend eine Arbeit, und mit Entbehrung jeder Bequemlichkeit überall schlafen zu können". (Bonstetten in seinen Erinnerungen aus seinem Jugendleben, welche den von Füßli herausgegebenen „Briefen von Bonstetten und Matthisson" beigegeben sind.)

Weniger entschieden stellt sich für den ersten Anblick das Verhältniß in Hinsicht des Genusses *erregender Getränke*. Von diesen rühmt man ja im Gegentheil eine Begünstigung der geistigen Entwickelungen: worauf auch der Name „geistige Getränke" hindeutet. Aber dies ist nur ein Schein. Denn einmal wird doch hiedurch selbst für den Augenblick nur eine niedere (sinnliche) gewissermaßen thierische Aufregung des Geistigen gewirkt; daher sie denn auch überwiegend dasjenige Geistige trifft, welches dem niederen Sinnlichen zunächst liegt, und jenes gleichsam zu diesem herabzieht. Produkte höherer Erkenntniß sind niemals im Rausche gewonnen worden. Vorzüglich wird er von Künstlern zu Hülfe gerufen: theils im Zusammenhange mit der Kunstanlage (welche ja eine große Reizempfänglichkeit voraussetzt, die, wo sie allgemeiner und auch in den niederen Systemen gegeben ist, die Entstehung solcher Neigungen begünstigt), theils und besonders zur Ausfüllung der Zeiten mangelhafter Erregtheit und Produktionsfähigkeit, und zur Vertreibung des beschwerlichen Gefühles hievon. Aber auch abgesehn davon, daß die hieraus für die Kunstproduktion hervorgehende Förderung schwerlich quantitativ bedeutend ist, und durch die bezeichnete qualitative Herabstimmung neutralisirt wird: so ist der *Mensch* von höherem Werthe als der *Künstler*; und jener wird dadurch früher oder später dem Untergange zugeführt. Denn zweitens, auch von diesen Genüssen bleiben Spuren zurück im inneren Sein, und so wird für dasjenige, was man anfangs nur als Mittel und sekundär begehrte, allmählich eine selbstständige Neigung begründet, und eine Neigung, welcher, wie wir früher bemerkt haben, eine sehr große Strebungsmacht inwohnt. Ueberdies aber muß die Erregung, um zum Geistigen hin

zu gelangen, durch alle diese Spuren hindurchwirken; diese also müssen sämmtlich eine neue Reizsteigerung erhalten*), und in dem Maße, wie sie sich zahlreicher ansammeln, auch das Quantum des aufzunehmenden Reizes stätig vermehrt werden. Vermöge dessen aber wird dann in der Gesammtanlage und im Gesammtakte dem Thierischen ein immer größerer Raum gegeben, bis zuletzt das Geistige gar nicht mehr daneben Platz finden kann; und dies ist es, was, früher oder später, mit Gewißheit, eine geistige, und zuletzt auch eine leibliche Zerrüttung bedingt. So ergiebt sich denn auch für diese Genüsse Mäßigkeit allgemein-menschlich als Pflicht.

Ueberblicken wir in Beziehung beider die Kulturgeschichte, so finden wir anfangs, wo bei wenig zahlreicher Bevölkerung die Natur einen Ueberfluß von Produkten gewährt, und noch kein Eigensinn des Geschmacks und der Mode, keine geistigeren Interessen, keine sorgende Voraussicht beschränkend daneben gegeben sind, im Allgemeinen einen gedankenlosen Voll- und Ueber-voll-genuß. Der Jäger, der Fischer rc., wenn ihnen das Glück günstig gewesen ist, schwelgen maßlos von der über-reichlichen Beute, ohne daran zu denken, daß sie vielleicht morgen werden hungern müssen; und die Hirten- oder ackerbauenden Völker in einem fruchtbaren Lande leben und genießen stets im Ueberflusse. Aber die Bevölkerung wächs't, die Voraussicht gewinnt allmählich an Ueberblick und Stätigkeit, neben die sinnlichen Interessen treten höhere: und so macht man denn aus der Noth eine Tugend. Während man früher nicht nur im Uebermaße

*) M. vgl. hierüber meine „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 83 ff.; Lehrbuch der Psychologie, S. 60.

des Genusses das größte Vergnügen gesucht und gefunden, sondern auch eine Ehre darin gesetzt hatte, recht viel essen und trinken zu können: so wird nun dem Genügsamen, dem Mäßigen Lob gespendet. Doch auch hiebei bleibt es nicht stehn. Indem sich der Mensch die Natur immer mehr und mehr dienstbar macht, und der Handel immer ausgebreiteter, immer leichter und sicherer auszuführen wird: so wächs't wenigstens einem Theile des Volkes von Neuem, und ein noch größerer und mannigfaltigerer Ueberfluß als in jener früheren Periode, zu; und so entsteht der künstliche Luxus, wie wir ihn in unserer Zeit vor uns sehn, mit seinem mehr raffinirten und reflektirten Genusse*). Sehn wir früher die Ehre abgeleitet vom Genusse, so entspringt jetzt umgekehrt der Genuß zum Theil aus der Rivalität der Ehre, worin weder Wirth noch Gäste hinter Anderen zurückstehn wollen, und sich nicht selten bloß deshalb ein an und für sich ihnen lästiges Uebermaß und Ueberfeinerung aufbürden.

Man hat, um diese einigermaßen zu rechtfertigen, denselben eine bedeutende Erregungsmacht für das geistige Leben zugeschrieben. Aber unsere meisten in der Begleitung dieses Luxus veranstalteten Gesellschaften zeigen nur zu augenscheinlich das Gegentheil. Wie würde man sonst so oft genöthigt sein, zur Ausfüllung der unerträglichen Langenweile, zum geistlosen Kartenspiele, oder zu meistentheils noch geistloser ausgeführten gesellschaftlichen Spielen seine Zuflucht zu nehmen! Und wenn der intellektuellen und gemüthlichen Erregung ein freierer Spielraum gegeben wird: was sehn wir hervortreten? — Fade Witzeleien, schwächliche Urtheile über Schauspiele und Koncerte, matte politische Kannegießerei:

---

*) Man vergl. hiezu Band I., S. 171.

fast durchgehends nur Produkte der Pein, sich über Gegenstände unterhalten zu müssen, über welche man eigentlich keinen Trieb hat, etwas zu sagen, einer Pein, die nicht selten, ungeachtet aller sinnlichen Reizmittel, zuletzt zu einer wahren Gedankenlähmung gesteigert werden kann*).

Bedenken wir nun noch auf der anderen Seite, wie entnervend dieser Luxus wirkt, wenn er öfter wiederholt wird; bedenken wir, wie vielen edlen Zwecken derselbe hinderlich ist, der Wohlthätigkeit namentlich (indem mit dem Aufwande, welcher hier in wenigen Stunden freventlich vergeudet wird, der Noth vieler Armen für mehrere Wochen lang abgeholfen werden könnte) und in vielen Fällen der Stiftung einer Familie und allen Freuden, aller gemüthlichen Ausbildung, welche daran geknüpft sind: so werden wir an solchen Genüssen kaum anders als mit einer gewissen Scham Theil nehmen können; und es entsteht für den klarer und tiefer Blickenden entschieden die Pflicht, dazu keine Veranlassung zu geben, und ihnen auch bei Anderen, so viel er irgend vermag, entgegenzuwirken. Ueberhaupt aber muß sich, gerade wegen der Allgemein-verbreitetheit dieses Luxus, Jeder, welcher im Höheren festbleiben will, in dieser Hinsicht strenge Grundsätze bilden. Eine gewisse Enthaltsamkeit von diesen Genüssen ist, wo nur ein ernster Wille dazu vorhanden ist, im Allgemeinen ohne große Schwierigkeit durch-

---

*) **The visit paid, with ecstasy we come,**
As from a seven years transportation, home,
And there resume an unembarrass'd brow,
Recovering what we lost, we know not how,
The faculties that seem'd reduced to nought,
Expression and the privilege of thought.

(*Cowper.*)

zuführen: schon weil die dafür angesammelten Angelegtheiten, wegen der Schwäche der darin verarbeiteten Urvermögen, leichter als andere vom Bewußtsein zurückzuhalten sind. Dies wird auch durch den periodischen Wechsel bestätigt, den wir bei Denjenigen eintreten sehn, welche diesen Genüssen in höherem Maße ergeben, dabei aber der sittlichen Unwürdigkeit derselben sich bewußt geworden sind. Ein entschiedener Sieg macht sie auf lange Zeit von der Knechtschaft unter diese Begierden frei, eine einzige Niederlage unterwirft sie denselben wieder, bis sie von Neuem Muth und Selbstvertrauen zu ihrer Befreiung gewonnen haben. Also es kommt nur darauf an, mit Konsequenz an diesen festzuhalten: so wird sich selbst Derjenige, in welchem sehr zahlreiche Spuren von früheren Genüssen einen starken Hang begründet haben, dessenungeachtet wieder zur Höhe und Klarheit eines dadurch ungetrübten geistigen Lebens erheben und auf derselben erhalten können.

Dies gilt eben so, und noch in höherem Maße, von der Faulheit: welche mit den auf sinnliche Genüsse gerichteten Neigungen stets mehr oder weniger zusammen gegeben ist, und in gegenseitigen Steigerungsverhältnissen steht. Wenn jemand viel genießt, so muß er auch viel verdauen und vegetiren; und umgekehrt, wer viel verdaut und vegetirt, in Dem haben die auf jene Genüsse gehenden Neigungen für ihre Entstehung und Wirksamkeit ein freieres, und, der Verwandtschaft wegen, ein sehr günstiges Spiel. Da die Vegetationskräfte, in deren Uebergewichte die Faulheit besteht*), einzeln genommen, die schwächsten von allen, und nur durch ihre Masse stark, und durch ihren weiten Abstand vom Gei-

*) Vergl. Band I., S. 172.

stigen demselben besonders gefährlich sind: so wird es meistentheils nur darauf ankommen, irgend etwas zu thun, um den Zauber, in welchem die Faulheit gefangen hält, auf einmal wirksam zu brechen. Selbst wenn dies für's Erste nur etwas (leiblich oder geistig) Mechanisches ist: so wird doch dadurch der Gegensatz mit dem Geistigen qualitativ geringer und quantitativ getheilt; und so wird es denn den auf dieses gehenden Strebungskräften nicht mehr schwer werden, des Entgegenstrebenden Herr zu werden. Dafür also bilde man in sich, wo es nöthig ist, durch öftere Wiederholung eine sicherstellende Gewohnheit aus. Außerdem, wenn man geistig rüstig und aufstrebend bleiben will, beschränke und vermeide man alles Dasjenige, was, indem es mit jenen vegetativen Entwickelungen in engeren Associationsverhältnissen steht, dieselben hervorzurufen und zu halten geeignet ist. Wird man sich dessen auch nicht immer bewußt, so wirken doch solche Associationsverhältnisse im Stillen sicher und mächtig; und es ist also weise, sich nicht durch ihre Einmischung den Kampf schwerer zu machen*).

*) „Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt: man ist zufrieden, und will nichts weiter. Meiner Natur ist es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Carlsbad gehabt, sogleich faul und unthätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieses schlechte Zimmer, worin wir sind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das Rechte: es läßt meiner inneren Natur volle Freiheit, thätig zu sein, und aus mir selbst zu schaffen" (Göthe's Unterhaltungen mit Eckermann, Band II., S. 88). „Alle Arten von Bequemlichkeiten sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer keinen Sopha; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl, und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Meublen hebt mein Denken auf,

Noch ist uns von denjenigen positiven Neigungen dieser Klasse, welche sich allgemeiner zu bedeutender Stärke ausbilden*), die dritte Gattung übrig: die Geschlechtsneigungen. Diese haben, vor den bisher betrachteten voraus, das Eigenthümliche, daß sich, mehr oder weniger, persönliche Neigungen damit verbinden. Kein Mensch ist so roh, daß diese Beimischung ganz fehlen, die Neigung ganz auf den thierischen Geschlechtstrieb beschränkt sein sollte: dies zeigt sich schon ganz allgemein in dem Vorzuge, welcher dabei den Schönen vor den Häßlichen gegeben wird, und für den doch keine Veranlassung gegeben wäre, wenn es sich lediglich um die Befriedigung des Geschlechtstriebes handelte. Durch diese Verbindung nun erhalten diese Neigungen einen edleren Charakter: die in ihnen gegebenen Empfindungen, Vorstellungen, Begehrungen gewinnen einen höheren Gehalt; so wie auf der anderen Seite den mit diesen verschmolzenen persönlichen Vorstellungen, Empfindungen, Begehrungen, durch die Ausgleichung mit jenen, eine Bewußtseinssteigerung, eine sinnliche Frische, ein Glanz und Schimmer der Ausbildung erwächs't, wie kaum in anderen Verhältnissen. Auf der anderen Seite aber führt diese Verbindung auch eigenthümliche moralische Gefahren mit sich. Die niederen sinnlichen Bestandtheile der Geschlechtsneigungen nämlich können sich leicht hinter die damit verschmolzenen geistigeren Elemente verstecken, und unter de-

---

und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräth etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen" (ebendaselbst S. 326).

*) Vergl. Band I., S. 169.

ren Deckmantel ungestört zu berauschenden Leidenschaften anwachsen. Hieraus erklärt es sich, daß wir diese nicht selten auch bei Solchen im Uebermaße finden, die sich sonst einer strengen moralischen Censur rühmen, z. B. bei den Mitgliedern schwärmerischer religiöser Sekten.

Die Veredlung durch diese Verbindung kann bis zu jedem Grade steigen, bis zu den höchsten moralischen Idealen hin. In Folge ihrer bildet sich dann, neben jenen auf die leibliche Vereinigung gerichteten Trieben, auch ein Verlangen nach geistiger Vermischung und Ausgleichung aus: durch dessen Hinzukommen jene erst über das Thierische hinaus und zu wahrhaft menschlichen erhoben werden. Für jedes der beiden Geschlechter nämlich sind, durch die Eigenthümlichkeiten ihrer Uranlagen*), neben eigenthümlichen Vorzügen auch eigenthümliche Mängel bedingt; und die höchste intellektuelle, gemüthliche, moralische Vollkommenheit wird daher nur durch eine gewisse Ausgleichung zwischen beiden erreicht werden können. Der Entwickelung des männlichen Geschlechtes muß, wenn sie nicht zu Rohheit, Verschlossenheit, überwiegender Beschränkung auf die starreren Formen des Vorstellens, Denkens, unbeugsamen Wollens führen soll, durch eine innigere Gemeinschaft mit dem weiblichen mehr Weichheit, Empfänglichkeit, Zartheit und Frische der Empfindung mitgetheilt werden; die Entwickelung des Weibes, wenn sie nicht haltungslos verschwimmen soll, von dem Manne her eine kräftigere Haltung, eine umfassendere Uebersicht und Klarheit erhalten. Indem sich diese Mängel auf beiden Seiten schon instinktartig ankündigen, wird, wie überall, so auch hier, durch die Anschauung der Vorzüge des

*) M. vgl. hierüber mein „Lehrbuch der Psychologie", S. 226 f.

anderen Geschlechtes, der Trieb zu Demjenigen geweckt werden, was jene Mängel auszufüllen geeignet ist; und dies ist eben die größere Stätigkeit der Anschauung und Uebertragung, wie sie das stete Zusammenleben in der Ehe mit sich führt. Tritt diese dann wirklich ein, und mit ihr die ununterbrochen wiederholte Erfahrung gegenseitiger Förderung: so wird hiedurch auf der einen Seite das Verlangen bestimmter und stärker ausgebildet, auf der anderen gegenseitig Dankbarkeit begründet, und durch Beides das Band noch inniger geschlungen.

Hiezu kommen dann ferner die Interessen, welche sich an die Erzeugung von Kindern anschließen: die gemeinsamen Sorgen für deren Ernährung und Erziehung; hiezu die gegenseitigen Dienste, zu denen das Zusammensein täglich und stündlich Gelegenheit darbietet, und welche ebenfalls, in Folge der eigenthümlichen Vorzüge und Mängel der beiden Geschlechter, in gewissen Verhältnissen gegenseitiger Ergänzung stehn.

Vermöge des Zusammenwirkens aller dieser Motive nun, ist das eheliche Verhältniß ein überaus Zusammengesetztes, und welches auf keinen Fall schon auf dem jetzigen Standpunkte unserer Betrachtung seine vollständige moralische Würdigung erhalten kann. Vielmehr, indem wir diese für die Charakteristik der persönlichen Neigungen versparen, müssen wir uns hier auf die moralischen Bestimmungen über die sinnlichen Faktoren dieser Neigungen und ihr Verhältniß zu den geistigen im Allgemeinen beschränken.

Hiebei nun stoßen wir zunächst auf zwei einander direkt entgegengesetzte Foderungen. Von der einen Seite nämlich hat man eine völlige Unterdrückung des Geschlechtstriebes, wenn auch nicht gerade allgemein-menschlich

als Pflicht aufgestellt, doch als für die höchste moralische Vollkommenheit (Gott-wohlgefälligkeit) wesentlich geltend machen wollen; von der anderen die Anknüpfung des ehelichen Verhältnisses, wo sie nicht durch äußere Umstände unmöglich gemacht werde, als sittlich-nothwendig oder als Pflicht behauptet. Wie haben wir uns nun gegen diese widerstreitenden Foderungen zu stellen?

Zuerst ergiebt sich ohne Zweifel aus der höheren Einsicht, welche wir über die tieferen Grundlagen des moralischen Bewußtseins gewonnen haben, daß die Ehelosigkeit, oder die Verzichtleistung auf die Befriedigung des Geschlechtstriebes, in keiner Art an und für sich betrachtet als Tugend oder Pflicht zu betrachten sein kann. Die darauf sich beziehenden Triebe sind ursprüngliche Bestandtheile der menschlichen Natur, die moralische Norm aber ist keine andere, als die ursprünglich oder einfach natürliche*). So lange also in der Ausbildung der darauf gerichteten Neigungen kein Uebermaß, keine Ausartung eintritt, wird dadurch der moralischen Vollkommenheit auf keine Weise Abbruch gethan. Eine Pflicht zur Unterdrückung dieser Neigungen tritt nur da ein, wo von ihrer Befriedigung in Hinsicht der höheren geistigen Motive, welche für den Menschen, als geistiges Wesen, wesentlich damit zusammengehören, oder in Hinsicht anderer Lebensverhältnisse, Störungen zu erwarten sind, denen nach der allgemein-gültigen Werthschätzung ein höheres Gewicht, als jene Befriedigung, zukommt. So bei Matrosen und anderen Personen, welche stets auf Reisen sind, und denen dadurch die Begründung eines dauernden Zusammenlebens unmöglich ge-

*) Vergl. Band I., S. 68 und 219 ff.

macht wird; so, wo sich in anderer Art von der ehelichen Verbindung Sorgen und Bekümmernisse in der Ausdehnung voraussehn lassen, daß dadurch der moralische Gewinn der ehelichen Verbindung in das Gegentheil verkehrt werden würde; so, wo sonst höhere Zwecke dadurch gestört werden. Dieses letzte Moment war es vorzüglich, wodurch bei der ersten Stiftung der christlichen Kirche die Ehelosigkeit der Geistlichen höchst wünschenswerth, ja gewissermaßen Pflicht wurde. Der erhabene Beruf, welchem sich dieselben gewidmet hätten, foderte dringend einen so ungetheilten Aufwand von Zeit und Kräften, daß ihnen für die Sorgen und Freuden des Familienverhältnisses nichts mehr von diesen, und kaum eine angemessene Empfänglichkeit übrig blieb; und unaufhörlich verfolgt, in jedem Augenblick bereit, ihr Leben dahinzugeben, hätten sie nur mit der peinlichsten Sorge auf das zukünftige Geschick der Ihrigen hinblicken können. Aber von diesen Verfolgungen, diesen aufopfernden Anstrengungen, dieser Nothwendigkeit völlig ungetheilter Widmung ist jetzt bei dem geistlichen Stande im Allgemeinen nicht mehr die Rede. Die Gründe also, welche früher ihrer Ehelosigkeit ein moralisches Gewicht gaben, sind jetzt weggefallen; und auf der anderen Seite zeigen sich andere, welche gerade für sie die Ehe besonders wünschenswerth machen. Denn nicht allein, daß (wie nur zu viele Beispiele der Gegenwart, wie der Vergangenheit zeigen) es für nicht wenige Temperamente etwas sehr Gefährliches hat, ihnen die Befriedigung des Geschlechtstriebes in dem sittlich-normalen Verhältnisse der Ehe zu verschließen: so ist es gerade für Geistliche, welche in allen Verhältnissen des Lebens die Stützen, Rathgeber, Tröster ihrer Gemeine seyn sollen, sehr zu wünschen, daß sie vermöge eigener Erfahrung für die

mancherlei Freuden und Leiden, welche sich an das eheliche Verhältniß anschließen, eine tiefere und innigere allgemein-menschliche Theilnehmung gewinnen.

Dies führt uns hinüber zu der entgegengesetzten Ansicht, welche die Ehe ganz allgemein als Pflicht betrachtet wissen will. Dies könnte sich doch natürlich nur auf die geistigen Wirkungen dieser Verbindung beziehn: denn was die sonst beliebte Pflicht, für die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes zu sorgen, betrifft: so ist hiefür schon von physischer Seite her in einem Maße gesorgt, daß es, besonders seit der Entdeckung der Schutzblattern, gar sehr die Frage sein möchte, ob man nicht vielmehr mit allen Kräften auf eine angemessene Beschränkung des jener Pflicht als Zweck Untergelegten hinzuarbeiten habe. Was also die an die eheliche Verbindung geknüpften intellektuellen, gemüthlichen, moralischen Interessen betrifft: so sind diese allerdings von dem höchsten Gewichte; aber es möchte doch schwer zu leugnen sein, daß dieselben auch durch andere Verhältnisse mannigfach und zum Theil in eben der Ausdehnung und Vollkommenheit ihre Befriedigung erhalten können. Was man auch, aus der Verblendung heraus, welche in Folge weit verbreiteter Verderbniß entstanden war, dagegen gesagt haben mag: es sind Freundschaften zwischen den beiden Geschlechtern möglich, in welche sich der Geschlechtstrieb in keiner Art einmischt; wie sich denn auch aus der Behauptung des Gegentheils die höchst wunderliche Folgerung ergeben würde, daß jeder Mann und jede Frau nur einen einzigen Freund in dem anderen Geschlechte, nämlich denjenigen haben dürfte, mit welchem sie ehelich verbunden wären. Die geistige Ausgleichung und Ergänzung also kann in gewissem, und wenigstens wie sich unsere gesellschaftlichen

Ver-

Verhältnisse gestaltet haben (im Orient würde es sich schon ganz anders stellen), in sehr hohem Maße auch sonst erreicht werden. Ueberdies aber ist, in Folge eben dieser gesellschaftlichen Verhältnisse und der unzähligen litterarischen Vermittelungen, welche seit Jahrtausenden angesammelt worden sind, in den gebildeten Ständen die Gefahr, daß die Ausbildung in der Richtung der Geschlechtseigenthümlichkeit zu den Extremen hingelange, meistentheils schon von vorn herein im Allgemeinen sehr gering; ja für manche verzärtelte junge Männer oder zu unnatürlicher Spannung hinaufgetriebene Mädchen möchte aus diesem Gesichtspunkte eher eine größere Isolirung gegen das andere Geschlecht, und eine überwiegende Beschränkung auf den Umgang mit dem eigenen zu wünschen sein.

So ergeben sich denn in keiner dieser beiden Beziehungen allgemein-gültige Pflichten. Vielmehr entstehn uns solche nur in Hinsicht der **Unterordnung der niederen sinnlichen Interessen unter die höheren.** Und in dieser Beziehung haben wir denn **zuerst** ganz entschieden die Vorschrift aufzustellen: daß **die Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht ohne die Ehe Statt finde.** Hiefür ergeben sich mannigfache, höchst wichtige Motive. Schon jener geistige Bestandtheil der Geschlechtsliebe, das Streben zu intellektueller, gemüthlicher, moralischer Vereinigung, treiben direkt zur Stiftung einer bleibenden Verbindung an; und dieser (wie wir gesehn) darf nicht ganz fehlen, wenn nicht die Neigung eine rein thierische, und also der Mensch noch in einem Grade sittlicher Rohheit befangen sein soll, welcher ihn des Namens „Mensch" unwürdig macht. Eben so entschieden wird ferner die Dauer und Geistigkeit der Verbindung durch das Interesse der Kindererziehung ge-

fodert; wenigstens wo diese nicht vom Staate überwunden wird: ein Verhältniß, welches Gründe von der höchsten Bedeutung gegen sich hat*), und überdies schwerlich unter irgend welchen Umständen schon vom ersten Lebensjahre an eintreten könnte. Außerdem aber ist mit der Nicht-Stiftung der Ehe eine mehr oder weniger sittlich-abweichende Herabwürdigung des weiblichen Geschlechtes verbunden, welches die Ehe (mit sehr wenigen, durch außerordentliche Verhältnisse begründeten Ausnahmen) immer wünschen wird und muß: schon weil die Mittel für eine sorgenfreie und angenehme Existenz fast ausschließend von dem männlichen Geschlechte in Beschlag genommen worden sind, und also den Frauen nur durch dieses hindurch, und indem sie dauernd mit ihm zusammenwachsen, gesichert werden können.

Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ohne die Ehe also ist aus dem Grunde unsittlich, aus welchem überhaupt alle sittliche Abweichung entspringt: weil nämlich die durch die vorliegenden Verhältnisse natürlich-normal**) bedingten Interessen die eheliche Verbindung verlangen, und das Ge-

---

*) Man vergleiche hierüber meine „Erziehungs- und Unterrichtslehre", Band I., S. 501 ff.

**) Wenn man noch in der neuesten Zeit wieder (in den Schriften des sogenannten jungen Deutschlands) das Gegentheil behauptet, und eine „Emancipation des Fleisches" gepredigt hat, weil es eben so wesentlich, als der Geist, zur menschlichen Natur gehöre, so hat man dieser letzteren fälschlich die thierische untergeschoben. In der Natur des Menschen ist die allgemeingültige Werthschätzung, in welcher das Fleisch unendlich tiefer steht, und in Folge dessen eine Unterordnung unter den Geist verlangt wird, wenn auch nicht präformirt, doch wesentlich prädeterminirt; und nur, was dieser gemäß ist, kann als für den Menschen natürlich geltend gemacht werden. Vergleiche Band I., S. 246 — 53, auch S. 306 ff.

gentheil nicht ohne eine von der allgemein-gültigen Werthschätzung abweichende Neigung: nicht ohne sittliche Rohheit oder sittliche Verderbtheit in dieser oder in jener Form, möglich ist. Entweder Gemüth und Geist haben gar nicht an der Ausbildung der Neigung Theil genommen, sind vielleicht (man erlaube mir diesen, streng genommen, allerdings etwas Unmögliches besagenden Ausdruck) überhaupt nicht vorhanden, und also der Mensch noch ein Thier; oder ein Uebermaß sinnlicher Neigung hat zur Befriedigung hingedrängt, ungeachtet alles Dessen, was von derselben hätte zurückhalten sollen. Freilich findet sich Beides leider nicht bloß in den niederen, sondern auch in den sogenannten gebildeten, und bis zu den höchsten Ständen hin: die erstere Form namentlich auf der Grundlage der entschiedensten, hartherzigsten Selbstsucht.

Eben so entschieden macht sich zweitens die **Heilighaltung der Ehe** allgemein-menschlich als Pflicht geltend. Schon wieder deshalb, weil eine Verletzung der ehelichen Treue **überhaupt nicht entstehn kann** ohne eine Ueberordnung der niederen sinnlichen Triebe über das Geistige. Nun aber ist, nach der allgemein-gültigen Werthschätzung, die geistige Vereinigung entschieden das Höhere, und was also auch beherrschend, regelnd für jenen anderen Faktor wirken soll; und wir haben demnach in der ehelichen Untreue eine herabwürdigende Verkehrung der moralischen (menschlich-natürlichen) Grundnorm. In eben dem Maße aber, wie ihre Motive verwerflich sind, zeigt sie sich auch in ihren Folgen mannigfach unheilbringend. Namentlich in Hinsicht der Erziehung der Kinder, denen statt der treuen, hingebenden, aufopfernden Liebe, durch welche eine ähnliche Liebe in ihnen geweckt und genährt werden sollte und könnte, ein

gestörtes, entweder in Abneigung gespanntes, oder loses, gleichgültiges Verhältniß fortwährend moralisch erkältend und verwirrend vor Augen steht. Ueberhaupt aber ist das Ideal ehelicher Keuschheit für die sittliche Reinheit des Charakters ganz allgemein von der höchsten Wichtigkeit. Denn indem das eheliche Verhältniß für den größten Theil des menschlichen Geschlechtes gerade in der Zeit eintritt, in welcher die bisher mehr flüssige Charakterbildung eine festere Gestalt annimmt: so wirkt es regelnd und formend auf alles Andere hinüber, und es entscheidet sich gewissermaßen an ihm im Allgemeinen, ob der Mensch zu einer höheren moralischen Haltung gelangen, oder sich haltungslos und schwächlich den Begierden hingeben wird, wie sie Zufall und Gelegenheit begründen und aufregen.

Was man also auch zur Entschuldigung Einzelner sagen mag, die von dem allgemeinen Strudel einer verderbten Zeit mit fortgerissen worden sind: so ist doch der Leichtsinn, mit welchem die eheliche Treue namentlich während des vorigen Jahrhundertes in Frankreich verletzt wurde (und der sich leider auch jetzt noch vielfach findet), wo ihm nicht geradezu eine Hingegebenheit an die sinnliche Begierde zum Grunde liegt, lediglich aus einer, bei aller Verfeinerung und Ueberverfeinerung, tief begründeten sittlichen Rohheit zu begreifen. Die intellektuelle, gemüthliche, moralische Bedeutung dieser Verbindung, die sie allein zu einer menschlichen macht, und welche der germanisch-christliche Geist in so vielen, theils anschaulicheren und lebendig-frischeren, theils abstrakteren Idealen abgespiegelt hatte, war bis auf eine schattenartige Erinnerung verloren gegangen; einer üppigen Phantasie schwebte nur der sinnliche Genuß vor, welcher allerdings durch das eine Individuum eben so wohl wie durch

das andere gewonnen werden konnte; und so hatte dann die lasterhafte Logik der damaligen Zeit ein freies und leichtes Spiel*).

Aehnlich muß sich das moralische Urtheil auch in Hinsicht des in Italien so gewöhnlichen Cicisbeates entscheiden. Dieses ist von dem vorigen Verhältnisse dadurch verschieden, daß an die Stelle der durch den Staat bestätigten und durch die Kirche geheiligten Ehe gewissermaßen eine zweite konventionell-gesellschaftliche tritt. Die gesetzmäßigen Gatten machen bei der Heirath einen schriftlichen Kontrakt, sich so oder so viele Monate oder Jahre treu zu bleiben; und dieser wird im Allgemeinen treu gehalten: erst nach diesem Termine, und dem Erlöschen des Kontraktes, beginnt eine Komödie besonderer Art in der Bewerbung um das Cicisbeat. Die Annahme des Cicisbeen hat ihre eigenthümliche Ceremonie: er wird den Verwandten vorgestellt, der

---

*) Wer diese lasterhafte Logik näher kennen will, findet sie koncentrirt in der Bekehrung von Rousseau's bekannter Maman. La trouvant (heißt es von ihrem ersten Liebhaber) attachée à son mari, à ses devoirs, toujours froide, raisonnante et inattaquable par les sens, il l'attaqua par des sophismes, et parvint à lui montrer ses devoirs, auxquels elle était si attachée, comme un bavardage de catéchisme fait uniquement pour amuser les enfans; l'union des sexes comme l'acte le plus indifférent en soi; la fidélité conjugale comme une apparence obligatoire dont toute la moralité regardait l'opinion; le repos des maris comme la seule règle du devoir des femmes, en sorte que des infidélités ignorées, nulles pour celui qu'elles offensaient, l'étaient aussi pour la conscience (!); enfin il lui persuada que la chose en elle-même n'était rien, qu'elle ne prenait d'existence que par le scandale, et que toute femme, qui paraissait sage, par cela seul l'était en effet. (Les confessions de Rousseau, Livre V.)

Kammerdiener bringt ihm auf einer Schüssel den Fächer und das Schnupftuch der Dame, und erhält dafür ein gutes Trinkgeld. Die Untreue im Cicisbeate ist selten, sie müßte denn gegenseitig und zugestanden sein. Es giebt Cicisbeen, welche nichts mehr wünschten, als mit der Zustimmung ihrer Dame einige Monate abwesend sein zu können, ohne diese Zustimmung aber eine solche Abwesenheit für pflichtwidrig halten*). — Haben wir aber auch in diesem Verhältnisse von Seiten der ursprünglichen Begründung ein weniger sittlich Abweichendes (indem es weniger nothwendig ist, gerade ein Uebermaß der sinnlichen Begierde anzunehmen), so sind doch die Folgen in eben dem Maße, ja gewissermaßen in noch höherem, verderblich, indem ja hier das Mißverhältniß noch entschiedener und offener vorliegt. Der Vater kann zu den fremden Kindern, welche ihm zu ernähren obliegt, keine Zuneigung haben; und so geht denn hieraus mit einer gewissen Nothwendigkeit die Zerstreuung und Zerrüttung der Familienverhältnisse hervor, welche vielleicht mehr als alles Andere dazu beigetragen hat, Italien von der geistigen Höhe, welche es früher behauptete, herabzustürzen.

Als dritte Vorschrift ergiebt sich die der Monogamie: welche sich jedoch nicht so entschieden, wie die beiden vorigen, allgemein-menschlich möchte als Pflicht aufstellen lassen. Dahin weis't schon die geschichtliche Thatsache, daß im Oriente bereits mehrere Jahrtausende hindurch die Polygamie in einer Ausdehung herrschend gewesen ist, in welcher wir schwerlich eine sittliche Abweichung in irgend einer Form anzunehmen berechtigt sein möchten. Allerdings nun ist bei der Polygamie die höchste Ausbildung

*) Vergl. Bonstetten, Souvenirs, p. 92 s.

der geistigen Vereinigung zwischen den beiden Geschlechtern unmöglich. Aber es fragt sich, ob es nicht Verhältnisse giebt, welche diese überhaupt abschneiden. Für das Eintreten derselben zeigen sich als Grundbedingungen, daß das Weib nicht nur die Anlage zu einer höheren geistigen Entwickelung haben, sondern auch diese Entwickelung mit dem Alter der Mannbarkeit zusammentreffen muß. Im Oriente aber beginnt das letztere schon mit dem neunten Jahre, wo doch die geistige Entwickelung jedenfalls noch sehr weit zurück sein muß, und hört mit dem zwanzigsten, also etwa wenn diese zu ihrer Reife gelangt, wieder auf. Die Frau ist demnach während der ganzen Zeit, wo sie in geschlechtlicher Beziehung Frau sein kann, geistig noch ein Kind und durchaus unselbstständig. Außerdem aber scheint es (obgleich freilich, besonders aus der Ferne, sehr schwer zu entscheiden ist, was aus dem Angeborenen, und was aus einer seit Jahrtausenden in derselben Art fortgepflanzten gesellschaftlichen Lage stammt), als sei im Orient die Grundanlage der höheren geistigen Ausbildung, die höhere Kräftigkeit der Urvermögen*), bei dem weiblichen Geschlechte in geringerem Grade, und somit schon in der geistigen Grundorganisation desselben eine Prädetermination für diese Unterordnung gegeben. Ganz anders dagegen im Occident, und besonders bei den germanischen Völkern, bei welchen die Kräftigkeit der Uranlage überhaupt einen höheren Grad behauptet, und sich auch bei dem weiblichen Geschlechte entschieden höher, als im Orient, vorfindet. Daher denn auch bei diesen das weibliche Geschlecht von den ältesten

*) Man vergl. hierüber mein „Lehrbuch der Psychologie", S. 42 ff., 67, 95 und 196.

Zeiten her, so weit die geschichtliche Tradition reicht, in höherer Achtung gestanden hat, und die allgemein-gesetzliche Feststellung der Monogamie im Abendlande noch mehr für ein Produkt des germanischen, als des christlichen Geistes zu halten sein möchte. Ist sie aber in dieser Art innerhalb dieses Umkreises allgemein-natürlich prädeterminirt, so wird sie eben deshalb auch für denselben Umkreis entschieden zur moralischen Pflicht.

Wir haben also im Oriente in dieser Beziehung allerdings eine weniger hohe moralische Ausbildung; wie denn derselbe überhaupt, mit seiner früh entwickelten, dann aber versteinerten Kultur, einen wesentlich verschiedenen moralischen Charakter zeigt. Was ihm aber hiedurch in moralischer Beziehung abgeht, möchte vielleicht in anderer Art einigermaßen ausgeglichen werden: namentlich von Seiten der größeren Mäßigkeit im Genusse von Speisen und berauschenden Getränken, durch welche sich schon der Süden Europa's, und noch mehr der Orient so vortheilhaft vor unseren nördlichen Ländern auszeichnet. Nehmen wir also hinzu, daß doch das moralische Ideal der ehelichen Verschmelzung auch bei uns nur von so Wenigen erreicht wird, so möchte sich im Ganzen der sittlichen Bildung von dieser Seite her eben kein bedeutender Vorzug für uns herausstellen.

Mehrere andere moralische Probleme, welche sich auf dieses Verhältniß beziehn, können wir (wie schon bemerkt) auf unserem jetzigen Standpunkte noch nicht behandeln, sondern nur vorläufig auch in Hinsicht ihrer die Foderung aufstellen, daß man, der allgemein-gültigen Werthschätzung gemäß, überall die sinnliche Geschlechtsneigung den bezeichneten höheren Interessen unterordne.

Noch haben wir zum Schlusse ein Paar Worte über die in negativer Form ausgebildeten Neigungen dieser Klasse hinzuzufügen, d. h. diejenigen, welche ein Widerstreben gegen sinnlichen Schmerz oder gegen unangenehme sinnliche Empfindungen anderer Art enthalten. Zu den letzteren gehören auch Entbehrung und Anstrengung. Das allgemeine moralische Grundverhältniß ist für diese ganz dasselbe, wie für die positiven Formen. An und für sich nämlich ist selbst vom höchsten moralischen Standpunkte aus gegen diese Empfindungen und das dadurch hervorgerufene Widerstreben nichts einzuwenden. Beide sind ursprünglich-natürlich bedingte Elemente des menschlichen Seins, und daher sittlich-indifferent. Die moralische Vorschrift also kann auch hier nur gegen das Zu-Starke und die davon ausgehende Ueberwältigung gerichtet sein. Der Maßstab dafür ist die Ungestörtheit des Geistigen, des Vernünftigen, sowohl in Hinsicht seiner Thätigkeit überhaupt (seiner Bewußtwerdung), als in Hinsicht seines Inhaltes (was dadurch als nützlich, oder gar als nothwendig erkannt wird). So ist z. B. von Seiten der moralischen Würdigung nichts dagegen, daß jemandem eine Arzenei widerlich, und in hohem Maße widerlich, schmeckt, aber er soll sich hiedurch, wenn dieselbe zur Wiedererlangung seiner Gesundheit förderlich oder nothwendig ist, nicht von ihrem Gebrauche abhalten lassen; und wenn es auch natürlich (und also sittlich indifferent) ist, daß ein Kranker Schmerzen und Unbehaglichkeit empfinde, so müssen wir es doch als sittliche Abweichung beurtheilen, wenn er sich dadurch verleiten läßt, gegen seine liebreichen Pfleger, statt anerkennend und dankbar, sich verdrießlich, bitter, gehässig-vorwerfend zu betragen.

Die Pflicht, sich über unangenehme Empfindungen zu

erhoben, ist um so entschiedener, da sowohl diese Selbstüberwindung, als das schwächliche Nachgeben gegen dieselben, für die späteste Zukunft fortwirken. Nicht nur, daß für die Gegenwart durch jene Schmerz und Unlust entweder ganz unterdrückt, oder doch bedeutend vermindert, und gleichsam von uns abgesondert werden, so wird uns hiedurch zugleich, vermöge der davon zurückbleibenden Spuren, eine immer größere Fertigkeit in dieser Selbstüberwindung angebildet. Die Erinnerung an das frühere Gelingen giebt uns Muth und Selbstvertrauen, auch jetzt über diese unangenehmen Empfindungen hinauszusehn, und uns nicht davon befangen zu lassen. Vielfache Erfahrungen lehren uns, daß wir bei interessanten Geistesbeschäftigungen körperliche Schmerzen nicht fühlen. Wir leiden etwa an starkem Zahnweh, aber ein Freund oder ein interessanter Fremder besucht uns, und nach einer Weile bemerken wir, daß der Schmerz vorüber ist. Der in eine wichtige Beobachtung vertiefte Astronom empfindet von der Kälte nichts, welche einen Bekannten, der ihn nur aus Neugier oder aus Gefälligkeit begleitet, an allen Gliedern zittern macht. In diesen und in ähnlichen Fällen also wird sogar die Schmerzempfindung überhaupt nicht gebildet, weil die psychische Erregung nach einer anderen Seite hingezogen oder für etwas Anderes koncentrirt ist*). Was hier unwillkührlich, Das kann eben so wohl auch willkührlich von uns gewirkt werden; und da diese Unterdrückung unmittelbar und an sich etwas Gutes ist, so wird sie, wo keine andere, höhere Zwecke entgegenstehn, zur unerlaßlichen Pflicht.

*) Man vergleiche hierüber meine „Beiträge zur Seelenkrankheitskunde", S. 129 ff.

In Hinsicht der tiefer greifenden körperlichen Störungen müssen wir allerdings aufmerksam und vorsichtig sein. Die Gesundheit ist nicht nur an sich ein großes Gut, sondern außerdem Grundbedingung für unzähliges Höhere; und so sollen wir demnach allem Dem, was ihr Nachtheil bringen könnte, so früh als möglich angemessen entgegen wirken. Aber auch bei solchen Störungen hüte man sich vor Furcht und Betrübniß, so wie vor unnöthiger Aufmerksamkeit und unzeitigen und ungehörigen Reproduktionen. Die ersteren würden nur die *wirkliche* Krankheit verschlimmern, die letzteren dieselbe als *eingebildete* Krankheit fixiren*).

In beiden Beziehungen ist noch vorzüglich vor der *Verweichlichung durch Sympathie* zu warnen. Diese hat im ersten Augenblick allerdings etwas Wohlthuendes, Linderndes; aber sie hält Dasjenige, von welchem doch zu wünschen ist, daß es so schnell und so vollkommen als möglich vorübergehe, über seine natürliche Dauer hinaus, sowohl für die gegenwärtige Empfindung als für die Erinnerung fest; und so wird man denn im Allgemeinen besser thun, was einmal getragen werden muß, still für sich, und ohne daß man die Sympathie dafür in Anspruch nimmt, mit Standhaftigkeit und tapferem Gegenhalten zu tragen.

III. Neigungen zu Erregungen der höheren Sinne.

Diesen Neigungen wohnt unstreitig schon ein edlerer Charakter bei. Wir haben allerdings noch sinnliche Erre-

*) Die Natur und die Bildungsverhältnisse dieser letzteren findet man ebendas. S. 153 ff. genauer erörtert.

gungen, aber bei welchen, der höheren Kräftigkeit der Urvermögen wegen*), die Seele eine selbstständigere Haltung behält. Aus demselben Grunde bilden sich auch die Begierden nicht so leicht zu einem bedeutenden Uebermaße aus**). Ueberdies ist alles Geistige, in der einen oder der anderen Art, Produkt der höheren sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen, und daher in diesen eine gewisse Gleichgestimmtheit mit jenem gegeben. Daher denn auch bei den Neigungen dieser Klasse die vielfachen Verschmelzungen mit Geistigem: theils mit dem sogenannten Aesthetischen, wie bei den Neigungen zu Gemälden, zu musikalischen Genüssen, zu schönen Kleidungen, glänzendem Hausrathe, zu Bauten, zu Gartenanlagen ꝛc.; theils mit dem Intellektuellen, wie bei den Neigungen zu Sammlungen aller Art. Auf der anderen Seite aber haben wir freilich auch Verschmelzungen mit dem niederen Sinnlichen, wie bei der Neigung zum Luxus, zur Ueppigkeit ꝛc.

Man wird leicht einsehn, daß eben deshalb gar keine bestimmtere moralische Beurtheilung dieser Neigungen möglich ist. Was mit demselben Namen bezeichnet wird, kann bei verschiedenen Menschen die verschiedensten Bestandtheile enthalten. Man betrachte die Neigung zur Musik, oder die Neigung zum Besuche von Schauspielen. Während der Eine beinah rein an der sinnlichen Lust hangen bleibt, wird in dem Anderen eine Welt von Gefühlen und von Vorstellungen erweckt, die ihn, mit überschwenglichem Reichthum, zu den

---

*) Durch diese wird eben die Verschiedenheit zwischen höheren und niederen (oder edleren und unedleren) Sinnen begründet. Man vergl. meine „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 116 ff.; „Lehrbuch der Psychologie", S. 67.

**) Man vergl. hierüber den ersten Band, S. 119.

höchsten Ideen erhebt. Oder man nehme die Neigungen zum Reisen, zu Sammlungen rc. Dem Einen ist es allein darum zu thun, alle Tage etwas Neues zu sehn; bei dem Anderen dienen die sinnlichen Wahrnehmungen nur zu flüchtig vorübergehenden Grundlagen und Motiven für die umfassendsten und tiefdringendsten wissenschaftlichen Interessen.

Wir können also im Allgemeinen nur den Satz aufstellen, daß, wo sich diese Neigungen **lediglich**, oder doch **überwiegend**, auf die **sinnlichen** Erregungen beschränken, dieselben unstreitig noch etwas sehr Untergeordnetes sind, und wir diesen daher weder einen bedeutenden Raum in unserer Gesammtentwickelung gestatten, noch große Opfer bringen dürfen. Ist es bei der Auffassung der Musik vorzüglich nur auf den Ohrenkitzel, bei der Anschauung von Landschaften auf die Ergötzung der Augen abgesehen: so stehn dieselben nach der allgemein-gültigen Werthgebung zwar höher als die Gaumengenüsse oder der Genuß der Bequemlichkeit, aber doch noch immer sehr tief. Daher z. B. das Thörichte der **Pracht**- und **Putzliebe**. Was dabei in Glanz gesetzt oder geschmückt wird, ist doch nur das Aeußerlichste an uns, nicht Dasjenige, was wir wahrhaft uns selber nennen können. Man bedenke nun die vielen Vorbereitungen, welche die Erreichung des vorgesetzten Zweckes nothwendig macht, die vielen Sorgen und Aufmerksamkeiten auf damit in Verbindung stehende nichtige Dinge, und die gleichwohl bei Vielen, welche von diesen Neigungen beherrscht werden, den größten Theil ihres Lebens einnehmen, und ihnen für Höheres alle Zeit und Lust rauben: und man wird nicht anstehn, ungeachtet der Allgemein-verbreitetheit dieser Neigungen von den ungebildetsten bis zu den gebildetsten Völkern, ihnen vom Standpunkte einer klareren moralischen

Würdigung aus sehr enge Schranken anzuweisen. In noch höherem Maße sittlich-verwerflich ist unstreitig die Modesucht: indem sie ja die Aufmerksamkeit noch mehr, ja nicht selten bis zur peinlichsten Spannung, für sich in Anspruch nimmt, und dabei die größten Opfer erfodert, um in vielfachem Wechsel sogleich Dasjenige nachmachen zu können, was doch oft das gerade Gegentheil des Schönen und Gefälligen ist.

Aber auch denjenigen Neigungen dieser Klasse, welche, mehr von der Beziehung auf das Selbst gelös't, einen mehr objektiven und weitergreifenden Charakter haben, wie die Neigungen zu Bauten, zu Gartenanlagen, zu Sammlungen irgend einer Art, liegt meistentheils eine thörichte Selbsttäuschung zum Grunde. Ueber die Sorge für die Herstellung des Erstrebten, über die Geschäftigkeit des Sammelns geht dem stets Angespannten fast gänzlich der Genuß des Angesammelten verloren, ja er hat oft nicht einmal Zeit, sich wahren Geschmack dafür zu erwerben. Und dessenungeachtet, wie Viele sehn wir, in Folge des Rausches, in welchen sie die Freude über den bisherigen reichlichen Zuwachs versetzt, und der dadurch vermittelten, nicht selten krampfhaften Spannung auf dessen Vervollständigung nach dieser, und dann wieder nach jener Seite rc. hin, ihr Vermögen und sich selber zu Grunde richten, ja, um sich die Mittel dazu zu verschaffen, selbst zu Verbrechen hingerissen werden! Auch diesen Neigungen können wir, wo sie lediglich auf Anschauungen gerichtet sind, nur eine sehr untergeordnete Stufe anweisen. Sollen sie eine höhere einnehmen, so müssen sich damit ein wissenschaftlicher oder ein Kunst-zweck, der mit Ernst ins Auge gefaßt und mit Konsequenz verfolgt wird, und zugleich ein gemeinnütziges Interesse ver-

binden; und zwar nicht bloß ein solches, welches sich (wie dieß so häufig der Fall ist) ungewollt und zufällig, wenn auch erst nach dem Tode des Unternehmers, anschließt, sondern ein von Anfang an klar vorgestelltes und gewolltes.

Bemerkenswerth ist auch noch, daß strenge Moralisten, und namentlich mehrere religiöse Sekten die Neigungen dieser Klasse weit entschiedener verdammt und verfolgt haben, als die auf niedere sinnliche Genüsse gerichteten: die sie vielmehr mit einer gewissen Nachsicht behandelt, und denen sie, als unvermeidlich dem armen sündigen Menschen anhangend, nicht selten einen ziemlich großen Raum bei sich selber zugestanden haben. Vor dem Theater äußern sie vielleicht den größten Abscheu, die Musik wollen sie (die heilige, und zuweilen kaum diese, ausgenommen) durchaus untersagt wissen, in der Kleidung nicht den mindesten Schmuck, nicht die geringste Rücksicht auf Geschmack verstatten; während sie Völlerei und Trunkenheit, ja Ausschweifungen der Geschlechtsneigungen gewissermaßen entschuldigen*), und sich rücksichtslos und offen einer gewissen weichlich-süßlichen Wohlschmeckerei hingeben, ja darin, und in der Bereitung der Mittel dafür, Virtuosen sind. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung möchte wohl vorzüglich darin zu suchen sein, daß die Luftempfindungen der höheren Sinne und der sich daran anschließenden Phantasieerregung größtentheils mehr künstlich erzeugt sind, und eine besondere geistige Ausbildung erfodern, sich also nicht so allgemein, nicht in der Ausdehnung und

*) So erzählt Göde in seinem Werke über England (Band V., S. 262), daß Trunkenheit und Völlerei in den Augen der Methodisten weit eher Gnade finden, als das geringste Interesse am Theater oder anderen Kunstdarstellungen.

dem Maße aufbringen, wie die der niederen Sinne, und namentlich des Geschmackssinnes. Jener also kann man sich leichter ganz entschlagen, ja es werden sich Manche finden, welche dafür von vorn herein wenig Empfänglichkeit haben, und dann als Tonangeber Andere dahin bringen, sie ebenfalls ganz zurückzustellen; während dagegen die Genüsse der niederen Sinne, für welche die Anlage, ohne alle besondere Bildung, ganz allgemein gegeben, und die Versuchungen so häufig sind, auch Menschen von strengerer moralischer Gesinnung immer wieder von Neuem und gerade um so mehr an sich ziehn, je mehr sie sich gegen die Genüsse der höheren Sinne und der Phantasie isolirt haben.

IV. Neigungen zu Reproduktionen und Produktionen von Vorstellungen.

Mit dieser Klasse von Neigungen treten wir schon fast ganz aus der Analogie mit den Thieren heraus. Zwar finden wir auch bei diesen Reproduktionen von Vorstellungen, ja selbst produktive Umbildungen derselben (z. B. Träume); aber schwerlich möchten sich entschiedene Neigungen dazu (zahlreichere Ansammlungen von Lustspuren) bei ihnen nachweisen lassen. Die Thiere werden überwiegend durch das Gegenwärtige bestimmt, und vermögen nur unter besonderen Umständen, im Gegensatze damit etwas Abwesendes, oder gar etwas rein Erdachtes festzuhalten. Dagegen der Mensch, vermöge der kräftigeren und zahlreicheren Ansammlung der Spuren von früheren Empfindungen und Wahrnehmungen, in den mannigfachsten Verhältnissen fortwährend das Entfernte, das Vergangene, das Zukünftige (selbst bis über das

das irdische Leben hinaus) vorstellt; und sich vermöge dessen eine zweite, dem Raume und der Zeit nach unbeschränkte, innerlich bestimmte Welt schafft, welche nicht selten mit der äußeren im vollsten Gegensatze steht. Aber (worauf schon dieses Letztere hindeutet) mit diesem Vorzuge zeigen sich auf der anderen Seite auch mancherlei Nachtheile verbunden. Seine Phantasien ziehn ihn nicht selten von dem Gegenwärtigen ab: von dessen vollständiger und klarer Auffassung, wie vom Genusse; oder das innerlich Gebildete verschmilzt mit seinen Wahrnehmungen und Empfindungen, verfälscht dieselben, und läßt uns im Gegensatze mit ihnen mancherlei Vorurtheile festhalten.

Auch die hierauf gerichteten Neigungen also müssen einer strengen Zucht unterworfen werden. Fassen wir zuerst die Reproduktionen ganz im Allgemeinen ins Auge: so ist, wie bei allen natürlich-normalen Entwickelungen der menschlichen Seele, an und für sich nichts dagegen einzuwenden. Von welcher Art sie auch sein mögen: Erinnerungen, Beschreibungen, Erzählungen Dessen, was wir an anderen Menschen bemerkt, von ihnen gehört haben ꝛc., sie sind an sich moralisch-indifferent, und überdies nützlich zur Verstärkung und festeren Aneignung des Erworbenen. Aber in derselben Zeit und mit denselben Kräften hätten wir vielleicht, ohne daß die alten verloren gegangen wären, neue und wichtigere Vorstellungen erwerben können; und Dies würde unstreitig das Bessere (höher Steigernde) gewesen sein*). In vielen Fällen ist es nur Faulheit, Bequemlichkeit, Indolenz, was die Reproduktion dem neuen Erwerbe vorziehen läßt; und wir haben uns daher vor einem unangemessenen Ueber-

*) Man vergl. hierüber Band I., S. 238.

gewichte derselben zu hüten. Wo dieses eintritt, versinkt der Mensch fast unausbleiblich in einen geistlosen Schlendrian. Auch in dieser Beziehung gilt es, daß wer nicht vorwärts geht (d. h. eben fortwährend Neues erwirbt) nothwendig zurückkommt: an Umfang des Vorstellens und an Interesse daran. Hierauf beruht einem großen Theile nach das so häufig vorkommende Versauern in beschränkten Umgebungen. Die kleinen, alltäglichen Erbärmlichkeiten, in welchen sich der Mensch unaufhörlich herumdreht, werden ihm innerlich, senken sich immer tiefer und tiefer in seine Seele, in sein innerstes Wesen hinein, bis er durch und durch trivial geworden ist.

Auch für die negativen Formen dieser Klasse von Neigungen macht sich diese Vorschrift geltend. Man lasse nicht kleine Gewohnheiten so tief in sich Wurzel fassen, daß man (wie es ja so viele Beispiele davon giebt) durch jede Störung derselben gleichsam aus den Angeln gehoben: die Fortführung der gedeihlichen geistigen und gemüthlichen Entwickelung gehemmt oder ganz unmöglich gemacht wird. Auch in dieser Hinsicht vielmehr behaupte im Menschen das höhere Geistige eine entschiedene Herrschaft über das bloß Reproduktive.

Dies führt uns zu einem anderen Punkte hinüber. Es kommt auch auf den Inhalt der reproducirten Vorstellungen an. In Beziehung auf diesen nun erstrecken sich die Reproduktionen, und die auf sie gerichteten Neigungen, weit in alle übrigen Klassen hinein: wir haben ein unbegränztes Feld von dem selbstbeschränkten Vorstellen bis zu demjenigen, welches das Interesse der Menschheit zu seinem Gegenstande hat, und von kleinlichen Anekdoten und Zwischenträgereien bis zu den erhabensten moralischen und religiösen

Vorstellungen. Ueberall verschaffe man dem Höheren ein Uebergewicht über das Niedere. Vor Allem aber hüte man sich, daß sich nicht Moralisch-Gefährliches einmische: voreilige und unbillige Urtheile, gehässige Nachreden ꝛc. In vielen Fällen sind diese ursprünglich ein Produkt der Langenweile, es wird dabei wenig gedacht und gefühlt, und noch weniger etwas Schlimmes beabsichtigt; aber die oft wiederholten Vorstellungen begründen, vermöge der zurückbleibenden Spuren, allmählich Gemüthsanlagen und Gesinnungen; und der Mensch wird zuletzt wirklich mißgünstig, schadenfroh, ja boshaft*).

---

*) Selon moi, le désoeuvrement n'est pas moins le fléau de la société que celui de la solitude. Rien ne rétrécit plus l'esprit, rien n'engendre plus de riens, de rapports, de paquets, de tracasseries, de mensonges, que d'être éternellement renfermés vis-à-vis les uns des autres dans une chambre, réduits pour tout ouvrage à la nécessité de babiller continuellement. Quand tout le monde est occupé, l'on ne parle que quand on a quelque chose à dire; mais, quand on ne fait rien, il faut absolument parler toujours; et voilà de toutes les gênes la plus incommode et la plus dangereuse. Indem Rousseau, aus welchem diese Stelle genommen ist, dann mehrere Beschäftigungen vorschlägt, legt er, in seiner gewöhnlichen Art, besonderes Gewicht auf ein damals gebräuchliches Spielwerk (bilboquet), und schließt mit den freilich paradox aufstaffirten, aber doch viel Wahres enthaltenden Worten: Si chacun en faisait autant, les hommes deviendraient moins méchans, leur commerce deviendrait plus sûr, et, je pense, plus agréable. Enfin que les plaisans rient s'ils veulent; mais je soutiens que la seule morale à la portée du présent siècle est la morale du bilboquet. — Wir haben jedoch schon oben (S. 46) bemerkt, wie wenig er sich selber von Mißstimmungen der bezeichneten Art frei zu halten gewußt hat. Ausgezeichnetere Geister, wie er, haben an solchen Spielwerken nicht genug: sie bedürfen angespannterer Beschäftigungen. — In manchen Lebensverhältnissen bildet sich dies in größerer Ausdehnung aus, so daß wir

Auf jeden Fall, mag nun die Reproduktion Reproduktion bleiben oder in Produktionen eingehn (Erwartung, Mittelvorstellung, Bestandtheil einer Erkenntniß ꝛc. werden), hat dieselbe nur Werth durch ihre Uebereinstimmung mit der **ursprünglichen Produktion:** mit der **Auffassung des Reellen.** Also man setze sich in dieser Hinsicht die strengste Richtigkeit und Treue zur unverbrüchlichen Regel. Diese Foderung trifft zwar zunächst das Logische; aber sie wird zur moralischen dadurch, daß ja doch die meisten Störungen und Verfälschungen des bezeichneten Verhältnisses durch Neigungen gewirkt werden, welche bald vergrößern und verschönern, bald verkleinern und ins Schwarze malen ꝛc. Man nehme die Vorstellungen der meisten Menschen von den Handlungen und den Charakteren ihrer Gegner und Nebenbuhler, oder auf der anderen Seite die verderbliche Nachsicht, die Verstärkung der Eitelkeit, der Einbildung, des Dünkels ꝛc., welche aus den allzugünstigen Vorstellungen der Aeltern von ihren Kindern, der Freunde von einander ꝛc. hervorgehn: und man wird dafür die vollste Bestätigung finden. Man mache sich also nach beiden Seiten hin die

---

die Wirkungen davon gleichsam durch ein Vergrößerungsglas beobachten können. „Müßiggang (schreibt **Bonstetten**) ist das Hautkratzen der kleinen Städte. Das allzuviele Beisammenleben leerer Menschen zerstört gegenseitig alle gesellschaftliche Achtung. Uebersättigung des langen Beisammenlebens erzeugt Ekel. Die daraus nothwendig entspringende Langeweile macht uns im Anfange die näheren Familienkreise, am Ende wohl gar das ganze Menschengeschlecht verhaßt. Müßiggänger, die lange zusammenhorden, stoßen sich allenthalben an ihren Fehlern und Rohheiten. Alle Liebe, alle Achtung, alle Begierde sich zu gefallen, schwindet dahin. Die gesellschaftlichen Bande lösen sich auf: Klatscherei und Neid erwachen; Nichts-thun erzeugt Nichts-taugen".

strengste Wahrheit zur Regel. In welchem Grade die Abweichung davon verderblich wirken könne, zeigen die Phantasterei des sinnlichen Verliebtseins, die politische Schwärmerei, der nicht selten bis zu der wüthendsten Verfolgung Anderer und bis zum Wahnsinn gesteigerte religiös-sektirerische Fanatismus. Zur rechten Zeit also, und wiederholt, lasse man sorgsame Prüfungen der Vorstellungskreise eintreten, in Hinsicht deren man solche Gefahren zu besorgen hat, und traue selbst dem Höchsten nicht zu viel: welches gerade, weil es das Höchste ist, wenn es einmal vom Rechten abweicht, nur in desto größerer Ausdehnung und um desto unheilbringender und widerlicher wirkt.

So viel über die Reproduktionen. Aber es soll nicht bei dem bloßen Reproduciren bleiben, sondern wir sollen in Bezug auf allen geistigen Erwerb mehr oder weniger, und in dieser oder in jener Art, selbstthätig oder produktiv werden. Diese Produktivität nun kann im Allgemeinen eine zwiefache sein: entweder zum Aeußeren (zu sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen) zurückführen, oder sich rein innerlich wirksam erweisen. Das erstere Verhältniß findet sich bei allen Neigungen, welche auf die Ausfüllung oder Fortführung von Vorstellungs-Gruppen und Reihen gehn: von der augenblicklich aufgeregten Neugier des Kindes und des (häuslichen, litterarischen, politischen ꝛc.) Neuigkeitskrämers, durch die pedantische Wißbegier des Alterthümlers und des bloßen wissenschaftlichen Liebhabers hindurch, bis zu den umfassendsten Ausbildungen dieser Neigungen, wie sie sich bei dem Weltreisenden, dem Naturforscher, dem Geschichtsforscher ꝛc. finden. Eine gewisse Begebenheit, eine gewisse Erzählung, Auffassung eines Naturproduktes, Kenntniß eines Landes ꝛc., ist bis zu einem

gewissen Punkte vorgeschritten; sie liegt uns also in einer größeren oder geringeren Anzahl von Vorstellungen vor, welche zu gewissen Gruppen oder Reihen mit einander verbunden sind. Aber zur Vollständigkeit dieser letzteren würden noch mehrere Glieder gehören; und wenn wir auch diese hinzudenken können, und meistentheils wirklich hinzudenken: so genügt uns doch diese innere Ergänzung nicht, sondern es wird eine äußerliche hinzugefodert*). Es ist bekannt, welche Kraftanstrengungen und Opfer nicht selten diese Neigungen hervorrufen. Auf der Karte eines Welttheiles ist noch ein leerer Kreis: und zur Ausfüllung desselben werden immer wieder von Neuem die beschwerlichsten, kostbarsten, gefährlichsten Reisen unternommen; in der Erzählung einer Begebenheit findet sich noch eine Lücke, eine Unbestimmtheit: und von Hunderten werden alle Bibliotheken, werden ganze Berge von Manuskripten durchstöbert. Selbst tiefgreifende Gemüthsbewegungen vermögen nicht selten dem Andrange zur Fortführung dieser Gruppen und Reihen nicht Einhalt zu thun. Man sehe, wie das Volk zu der Hinrichtung eines Verbrechers strömt, oder selbst, wo politische Partheiungen oder andere ungünstige Verhältnisse auf das richterliche Urtheil verwirrend gewirkt haben, zu der Hinrichtung eines Unschuldigen, allgemein Geachteten und Bemitleideten!

---

*) Man vergl. hiezu Band I., S. 158 ff. Von den vorher betrachteten Neigungen unterscheiden sich diese dadurch, daß es bei ihnen nicht um bestimmte Anschauungen zu thun ist, welche eine Luststeigerung enthalten, sondern um Vorstellungen gleich viel welcher Art (auch Unlustvorstellungen ꝛc.), welche zur Fortführung gewisser bis zu ihnen hin gegebener Gruppen und Reihen angemessen, und als solche irgendwie in der Wirklichkeit gegeben sind. (Hierunter sind auch Dichtungen, z. B. die Begebenheiten, Charaktere ꝛc. eines Romans, begriffen, wofern sie nur als Dichtungen Realität haben.)

Und wie oft forscht nicht jemand mit der gespanntesten Erwartung nach Demjenigen, von welchem er mit Bestimmtheit voraussehen kann, und wirklich voraussieht, daß es ihm peinlichen Schmerz verursachen werde! In der leeren Seele des Ungebildeten kann selbst das Unbedeutendste, Zufälligste, indem es die zahlreich angesammelten, ungebrauchten Vermögen an sich zieht*), eine Begierde von bedeutender Stärke vermitteln, ja für eine Zeit lang den ganzen Menschen unwiderstehlich mit sich fortreißen**).

Soll nun diese Fortführung auch unabhängig von Demjenigen, wofür sie als Mittel dienen könnte, oder an sich selber, einen Werth haben: so wird vorzüglich zweierlei erfodert. Zuerst, daß sie eine gewisse Einheit gewinne: in einer und derselben oder in einigen Reihen in größerer Weite fortgeführt werde. Ist dies nicht der Fall, so ist der Mensch jedem Zufalle Preis gegeben, welcher ihm Dieses oder Jenes für die Ausfüllung oder Ergänzung entgegenbringt; sein geistiges Leben also bildet sich mehr oder weniger zerstückelt aus, und so, daß er nie seiner selbst vollkommen Herr wird. Zweitens aber muß sich in irgend einer Art daran jene andere, rein innerliche und noch entschiedener selbstthätige Produktion anschließen, zu deren Betrachtung wir nun übergehn.

---

*) Vergl. oben S. 42 f.

**) Daher es auch unter manchen ungebildeten Völkern (welche nicht selten auch in moralischer Hinsicht die Untersagung Desjenigen, was in einem gewissen Mittelmaße allen Menschen, auch den Edelsten ziemt, auf die Spitze treiben) für der Würde eines Mannes entgegen gehalten wird, selbst unter den wichtigsten und spannendsten Verhältnissen das geringste Zeichen von Neugier zu geben.

Für diese zeigen sich wieder zwei untergeordnete Formen. Die Produktion kann ebenfalls in Gruppen- und Reihen-verhältnissen (vermöge einer Umbildung dieser) geschehn, oder nach Verhältnissen der Gleichartigkeit. Der ersteren gehören alle Dichtungen in demjenigen weiteren Sinne dieses Wortes an, in welchem auch der Maler, der Bildhauer, der Musiker, der Schauspieler rc. Dichter genannt werden können; der zweiten alles Intellektuelle, diesen Ausdruck gleichfalls im weitesten Sinne genommen, in welchem es auch die witzige und die Gleichnißkombination umfaßt, die gewissermaßen als Vorbildungen für das eigentliche Intellektuelle (die Begriff-, die Urtheil- rc. bildung) angesehen werden können*).

Diese Entwickelungen nun, und hiemit zugleich auch die auf dieselben gerichteten Neigungen, stehn unstreitig schon bei Weitem höher. Selbst da, wo das Dichten und das Denken nur Anderen nachgebildet werden, schließen sie eine höhere Selbstthätigkeit in sich. Wir erhalten ja doch unmittelbar nichts von außen, als die Bezeichnung einer geistigen Kombination; die Elemente dieser Kombination aber müssen wir schon selber in uns haben und hinzubringen, und eben so die Kombination selber vollziehn.

Für die allgemein-gültige Werthschätzung zeigt sich dieser Vorzug einmal schon unmittelbar in der Sache selbst: in der größeren Vielfachheit des in die Entwickelungen Hineingegebenen und der dadurch be-

---

*) Man vergl. hierüber meine „Logik als Kunstlehre des Denkens“, S. 39 ff.; „Psychologische Skizzen“, Band II., S. 489 ff. und bes. S. 670 — 76.

dingten höheren Steigerung*). Hiezu kommt dann zweitens, daß diese Entwickelungen weit weniger vom Aeußeren, und dagegen mehr von unserem Willen abhängig sind: mit größerer Sicherheit erworben und erhalten und ungestörter genossen werden können. Aeußere Genüsse und Güter kann uns jeder Zufall rauben; die Reproduktionen sind größtentheils mannigfachen Wechselfällen der Stimmung unterworfen; dagegen die Denk- und Dichtungskräfte einen Grad von Innerlichkeit, von höherer Ausbildung und Stärke haben, welcher sie (so weit dies überhaupt mit den Elementen des irdischen Daseins geschehen kann) der Macht des äußeren Wechsels entzieht**). Außerdem treten, drittens, für die intellektuellen und ästhetischen Genüsse in weit geringerem Grade Ueberdruß und Erschöpfung ein, als für die sinnlichen. Wir können länger bei ihnen verweilen, schneller zu ihnen zurückkehren. Endlich, viertens, sind sie mehr aus sich selber heraus produktiv. Haben sich einmal rege Triebe dafür gebildet, so werden wir von Aufgabe zu Aufgabe, von Werk zu Werk geführt, ja gewissermaßen gedrängt. Diese geistigen Entwickelungen also tragen das Princip ihrer lebendigen Fortführung in sich selber: während für die sinnlichen Genüsse immer wieder ein neuer Anfang eintreten muß, und für die Reproduktionen zwar allerdings eine gewisse Fortleitung Statt findet, aber die doch, entweder durch das Verbleichen der Spuren, oder durch ihre Ueberfüllung mit Erregungselementen (Ueberdruß), nothwendig bald zu ihrem Ende gelangt.

---

*) Man vergleiche hierüber den ersten Band, S. 239 ff.

**) Vergl. mein „Lehrbuch der Psychologie", S. 98; „Psychologische Skizzen", Band I., S. 404 — 12.

Dies führt uns unmittelbar zu den aus der Natur der Sache heraus bedingten moralischen Vorschriften hinüber. Es kommt zuerst darauf an, welcher Grad von Selbstthätigkeit sich dabei offenbart. Wo wir das Denken oder Dichten nur nachbilden, sind wir noch immer vom Aeußeren abhängig. Nun muß allerdings (wie die allgemein=menschliche Bildungsgeschichte zeigt) die Selbstthätigkeit in jedem Falle mit Nachbilden anfangen, und an diesem allmälich erstarken. Dies läßt sich selbst an den ausgezeichnetsten Genien aller Völker und Zeiten nachweisen, deren Entwickelungsgeschichte uns in ihren früheren Stadien und ausführlicher vorliegt. Aber wir sollen uns dieses Erstarken, oder die Ausbildung jener untergeordneten Selbstthätigkeit in Selbstständigkeit so früh als möglich mit einem gewissen Ernste als Aufgabe stellen und uns immer mehr frei machen vom Aeußeren: so daß wir unser geistiges Leben in uns selber haben. Freilich darf auch auf der anderen Seite dieses Streben zur Unabhängigkeit nicht bis zur Abschließung oder Isolation gehn. Mit dem geistigen Leben verhält es sich in gewissem Maße wie mit dem leiblichen. Wie dieses, so bedarf auch jenes zu seiner Entwickelung wesentlich äußerer Nahrung. Indem der Leib diese, nicht so wie sie ihm unmittelbar gegeben ist, mit sich verbindet, sondern neutralisirt, auflös't und in sein eignes Sein verwandelt, wird er in sich stark und geschickt zu Allem, was innerhalb des Bereiches seiner Natur liegt; und wird zugleich in den Stand gesetzt, länger, ohne daß er geschwächt würde, der Nahrung zu entbehren, auch weniger angemessene Nahrung ohne Nachtheil zu verarbeiten. Aber er kommt doch niemals dahin, der Nahrung ganz entbehren zu können. Und wenn nun auch der Geist vermöge der höheren Kräftigkeit

seiner Urvermögen*), allerdings in weit höherem Maße für sich selber lebenskräftig zu werden im Stande ist, so vermag doch auch er der Nahrung auf keine Weise ganz zu entrathen; und nimmt er dieselbe zu kümmerlich auf, so wird er früher oder später in eine Art von geistiger Lethargie versinken. Also man erstrebe die möglich-größte Selbstständigkeit, ohne daß dadurch die Empfänglichkeit abgestumpft, oder auch nur bedeutend vermindert werde.

Außerdem kommt es darauf an, von welcher Art das Gedachte ist. Allerdings haben das Denken und das Dichten auch schon an sich einen gewissen Werth: als Thätigkeiten, als Offenbarungen hoher gesteigerter innerer Kräfte, und unabhängig von der Beschaffenheit ihrer Produkte. Aber dennoch ist es ein großer Unterschied, ob sie sich auf ein Höheres, Bedeutendes, Wichtiges, oder auf niedere, unbedeutende, unwichtige Gegenstände beziehn. Das scholastische Zeitalter hat die ausgezeichnetsten Denktalente aufzuweisen; auch in der überladenen und gespannten Poesie mancher Zeiten können wir die höchsten schöpferischen Kräfte bewundern; und dessenungeachtet können wir beiden keinen hohen Werth zuschreiben. Wenn sich das Denken um leere Spitzfindigkeiten, um abstrakte Schatten, um erdichtete Verhältnisse und Formen, um Fragen dreht, an deren Beantwortung keinem gescheuten Menschen etwas gelegen, oder deren Beantwortung unmöglich ist: so kommt demselben, ungeachtet alles Scharfsinnes und aller Erfindungskräfte, die sich dabei offenbaren mögen, in der allgemein-gültigen Schätzung nur eine niedere Stelle zu. In einem Zeitalter freilich, wo

*) Man vergleiche hiezu mein „System der Metaphysik und Religionsphilosophie", besonders S. 108 ff. und S. 194 ff.

ein solches Denken oder Dichten allgemein herrschend ist, hat der auf sie Beschränkte keine Wahl; und so ist uns denn für die moralische Beurtheilung in dieser Beziehung kein Anhaltpunkt gegeben. Auch der sittlichste Mensch wird sich in diese Ausartungen verirren, und vermöge ihrer selbst Karikatur werden können. Ganz anders dagegen, wo das Vollkommnere daneben gegeben ist. Auch hier wird sich dieses freilich, unter einzelnen verwickelteren Verhältnissen, jemand verbergen können: so daß für ihn ausnahmsweise jenes erstere moralische Verhältniß entsteht. Den bei Weitem Meisten aber liegt Beides in gleichem Maße vor, und dann ist das Vorziehn des Unvollkommneren beinah durchgängig aus irgendwie sittlich abweichenden Motiven abzuleiten: aus einer blinden Hingebung an Andere (und also Charakterschwäche), oder aus Eitelkeit, oder aus Eigennutz (indem das Unvollkommnere gerade Mode ist, und Glanz oder äußere Vortheile verheißt), oder von welcher Art sonst diese Motive sein mögen. Und somit ergiebt sich denn die Pflicht, daß man Denken und Dichten, so wie die damit in Verbindung stehenden Neigungen, immer wieder von Neuem einer sorgsamen Prüfung unterwerfe: ob sie auch nicht logische und ästhetische Unvollkommenheiten enthalten, welche auf moralische hinweisen.

Von besonderer Wichtigkeit ist in dieser Hinsicht für das Denken die stete Vergleichung mit dem Wirklichen. Ohne die Uebereinstimmung mit diesem ist das Denken ein bloßes Spiel, welches, so wie es auf nichts gegründet ist, auch zu nichts führt. Die Denkliebe also, wenn sie wahren Werth haben soll, muß zugleich Wahrheitsliebe sein; wo diese fehlt, ist das Leben im Denken, wenn auch

freilich mehr werth, als ein Leben in sinnlichen Genüssen, doch immer ein verlorenes Leben.

Dies macht sich dann ähnlich auch für das Dichten und für das künstlerische Schaffen überhaupt geltend. Man hat von diesen nicht selten verlangt, daß sie sich einen moralischen Zweck setzen, und deshalb das Unmoralische, ja das Häßliche von ihren Darstellungen ausschließen sollten. Aber Dem liegt eine durchaus falsche Ansicht der Kunst zum Grunde. Die Bestimmung dieser fodert zunächst nur idealisirte Lebensbilder; das Häßliche, das Verkehrte, das Unmoralische aber finden sich eben sowohl im Leben, und sind, innerhalb ihrer Eigenthümlichkeit, eben sowohl der Idealisirung fähig: welche an und für sich durch Motive bedingt ist, die sich, als der moralischen Entwikkelung zur Seite liegend, auch für die moralische Würdigung als indifferent ergeben. Aber Eins müssen wir allerdings in dieser Hinsicht aus dem moralischen Standpunkte verlangen: daß nämlich die Darstellung des Unsittlichen mit einer gewissen Objektivität, einer Erhebung darüber geschehe. Also nicht die Gegenstände, sondern die Art ihrer Auffassung und Darstellung werden von der moralischen Anfoderung in Anspruch genommen. Der Dichter, der Maler rc. sollen sich nicht mit Wohlgefallen in das Unsittliche versenken, nicht dasselbe zu dem Ihrigen machen, nicht, wie es nur zu oft geschieht*), sich in der Identifikation damit, über das Moralische erheben, desselben entschlagen wollen, oder sich darüber erhoben, seiner entschlagen zu haben einbilden. In dem Ersten haben wir

*) Man denke an die schon früher erwähnte, von dem sogenannten jungen Deutschland gepredigte „Emancipation des Fleisches“.

eine mangelhafte sittliche Bildung; im Letzteren eine entschiedene Feindschaft gegen das Sittliche: hervorgegangen meistentheils aus einer übertriebenen Hochschätzung der Kraft, Erregtheit, Frische, die sich bei manchen sittlich Ausgearteten finden, im Gegensatz mit der Schwäche, der Leblosigkeit, dem Schattenähnlichen, welche hier und dort mit den abstrakteren Formen der sittlichen Ausbildung zusammen gegeben sind.

Außerdem müssen wir noch für die Kunstwerke, bei aller Idealität, und ungeachtet wir ihnen für diese den weitesten Spielraum lassen, eine gewisse Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit oder Dasjenige fodern, was man Naturwahrheit, Naturtreue genannt hat. Die unnatürliche Idealisirung, sei es nun des Schönen oder des Häßlichen, das Verschobene und Verschrobene derselben, hangen fast immer auch mit einer gewissen moralischen, sei es nun Ueberspannung oder Zerrissenheit, zusammen*); und auch hier gilt es, zur rechten Zeit sich kleinerer Abweichungen bewußt zu werden, damit man größere vermeide.

Noch ist uns Eine wichtige Foderung übrig. Wir können allerdings nichts dagegen haben, daß, wer sich einen anderen Lebensberuf gewählt, in den Gebieten der Wissenschaft und Kunst Dieses oder Jenes einzeln auffasse und ausbilde, ohne sich eine ausgedehntere Thätigkeit und vollkommenere Produkte zur Aufgabe zu setzen. Wer aber sie selber zu seinem Berufe machen, wer selbstthätig schaffend, oder auch nur verbreitend und anregend in diesen Gebieten auf-

*) Dieses Verhältniß des Aesthetischen zum Moralischen ist allerdings ein mehr äußerliches: beinah mit dem der äußeren Handlungen parallel.

treten will: Der muß Dasjenige, womit er auftritt, in sich irgendwie zu einem Ganzen durchgebildet haben, oder wenigstens durchzubilden mit Ernst und redlich bestrebt sein. Er darf in Kunst und Wissenschaft nicht bloß (wie es nur zu oft geschieht) scharmuziren: nicht sich verlieren und gefallen in Zweifeln, ohne Ziel und Halt, in Phantasien und Einfällen, welche gestalt- und farblos nach allen Seiten hinüberspielen, nicht dies Anderen als höchste Weisheit, als höchste Vollkommenheit der Kunstbildung anpreisen.

Die Verkehrtheiten dieser Art bilden, namentlich was die Erkenntniß betrifft, einen der faulsten Flecke unserer Zeit. Man hat mehrfach über das Zuviel der Aufklärung geklagt, hat diese in gewisse Gränzen einschließen wollen, die sie nicht überschreiten dürfe, ohne ein Verbrechen zu begehen gegen etwas Höheres, Heiligeres. Dies ist entschieden falsch: der Klarheit, und also auch der Aufklärung, können wir im Allgemeinen nicht zu viel haben; und es läßt sich durchaus kein direkter Gegensatz, keine wesentliche Kollision nachweisen, in welche dieselbe mit einem anderen Hohen und Heiligen treten müßte. Im Gegentheil kommt es vor Allem darauf an, daß der Klarheit und Aufklärung wahrhaft genug sei. Eine bruchstückartige Aufklärung ist bei Demjenigen, welchem sie zufällig oder absichtlich von Anderen entgegengebracht wird, ein Uebel; aber bei Denen, die als ihre Apostel auftreten, hängt sie stets mit etwas Moralisch-Abweichendem zusammen. Eine natürlich, vermöge der reinen und vollen Wirkung des Triebes nach Wahrheit sich entwickelnde Aufklärung bildet sich auch auf ihren untergeordneten Entwickelungspunkten stets zu einer Art von

befriedigendem Ganzen aus: in dem Gebiete, welches das geistige Auge umfaßt, mag es auch noch so beschränkt sein, sieht es entweder klar, oder ist sich der noch gebliebenen Unklarheit bewußt, und auf eine klarere Auffassung mit redlichem Streben gespannt. Wie verschieden hievon die Koketterie der Aufklärung bei Denjenigen, welche sich freilich dem halben Geständnisse nicht entziehn können, daß sie nur in wenigen einzelnen Punkten klar sehn, oder klar zu sehn sich einbilden, aber dieses halbe Geständniß nicht nur Anderen, sondern auch sich selber gegenüber, nie zu einem ganzen werden lassen wollen; die sich, ungeachtet aller Dürftigkeit ihrer Einsicht, hochmüthig über die ungleich Reicheren stellen, als seien sie selber überreich, und sich bemühen, durch ihr eitles Brüsten und durch einen, vielleicht nicht unbegründeten Tadel aller Uebrigen, diese unter sich zu bringen, ohne daß sie ihnen doch irgendwie positive eigene Vorzüge oder Leistungen gegenüberzustellen hätten. Wo dies geschieht, da liegt entweder Trägheit zum Grunde, die sich nicht anhaltend und ernst anstrengen, sondern nur abgebrochen arbeiten will nach Lust und Laune, die sich Genialität nennt. Oder (was noch häufiger ist) der Eifer, mit welchem sie auftreten, ist nicht wirklich aus dem Interesse an der Sache, nicht aus einem lebendigen, stätig auf diese gerichteten Triebe hervorgegangen, sondern aus ihr fremdartigen Motiven: welche, eben weil sie ihr fremdartig sind, nur stück- und stoßweise und in einer schiefen Richtung wirken. Welchen Feuereifer, welche warme Begeisterung auch Menschen dieser Art für die Wahrheit und Wissenschaft, für das Schöne, das Recht vorspiegeln: sie wollen in der That nur sich selber, nur eine immer neue Befriedigung ihrer selbstgefälligen Eitelkeit oder ihres Ehrgeizes. So bei manchen

Auf-

Aufklärern des vorigen Jahrhundertes; so noch vielfacher in unserer Zeit, von dem durch und durch bruchstückartigen und durch Selbstsucht belebten „jungen Deutschland“, bis zu den so häufigen Streitigkeiten um politische Principien, welche, wissenschaftlich auf halbem Wege stehen bleibend, unter der Schminke des reinsten Interesses für das allgemeine Wohl, auf der einen wie auf der anderen Seite nur das Verlangen nach einem Ministerposten verbergen! — Die Memoiren jener früheren Zeit liefern uns merkwürdige Beispiele, wie sich diese Halbheit in den Meinungen und Handlungen des gewöhnlichen Lebens ausgebildet hat*); in unserer Zeit trifft sie mehr die höheren Gebiete der Philosophie und der Politik; und in diesen bildet sich der Aberglaube, der uns auf allen Seiten bei Denjenigen entgegentritt, welche sich auf der höchsten Stufe philosophischer und politischer Aufklärung zu stehn

*) Der bekannte Marquis d'Argens, der sich für einen eifrigen Bekämpfer und Verächter alles Aberglaubens gab, gerieth in die höchste Angst, wenn dreizehn Personen am Tische waren, oder wenn es ihm begegnete, Messer und Gabel kreuzweis übereinander zu legen. Den ersten Freitag in jedem Monate hielt er für einen Unglückstag, an welchem man nichts unternehmen dürfe: so daß er einmal eine trefflich gerathene Arbeit ins Feuer warf, als er zu seinem Schrecken entdeckte, daß er sie an einem solchen Freitage angefangen habe. — Als er einmal mit Maupertuis zusammenreis'te, warf sich dieser vor dem Schlafengehn zum Gebet auf die Kniee; und als ihm jener seine Verwunderung darüber äußerte, antwortete er: „Still, still, wir sind ja hier allein!“ — La Mettrie, der Verfasser der Schriften „L'homme machine, L'homme plante“, war bei einem Gewitter ganz außer sich vor Schrecken. (Vergl. „Friedrich der Große, seine Familie, seine Freunde und sein Hof ꝛc. Von Thiébault, ehemaligem Professor an der Ritterakademie zu Berlin. Nach der vierten Auflage im Auszuge. Leipzig 1828, Theil II., S. 260 ff. und 288.)

rühmen, nicht weniger widersinnig und lächerlich aus, als in den unten erzählten Beispielen.

Verirrungen dieser Art sind gewissermaßen untrennbar von Uebergangszeitaltern. Das Frühere wird verworfen, ohne daß doch die Meisten schon so weit im neuen Besseren vorgeschritten wären, daß sie darin einen positiv festen Stand, dafür ein wahrhaft innerlich weit greifendes Interesse zu fassen, ein wahres inneres Leben zu gewinnen vermöchten. Indem es also ihrem Interesse für das Höhere an Ausdehnung und Energie mangelt, ist für die Eitelkeit und Selbstsucht freier Raum genug gegeben, in welchem diese wuchern, und zuletzt vielleicht Alles, was noch von uneigennützigen Trieben vorhanden war, ersticken können. Aber eben weil das Uebel diesen Charakter an sich trägt, darf man sich nicht einbilden, daß man ihm durch Unterdrückung oder Beschränkung des Strebens nach Erkenntniß und Aufklärung entgegenwirken müsse und könne. Im Gegentheil, in dem Maße, wie diese wirklich gelängen, würden, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt, jene selbstsüchtigen Motive nur ein um so freieres Spiel gewinnen, und so zuletzt alles Höhere, Moralische wie Intellektuelle, untergehn. Vielmehr giebt es nur Ein wahres Heilmittel, in gleicher Weise für die moralische wie für die intellektuelle Krankheit: daß man nämlich die auf Wahrheit und Klarheit gerichteten Bestrebungen frei gewähren lasse, und ihre gedeihliche Fortentwikkelung mit allen Kräften unterstütze. Es liegt in der Natur der Sache, und gereicht ihnen deshalb auch in keiner Art zum Vorwurfe, daß die Regierenden nur ahnend voraussehn können, welchen Zielpunkt eigentlich diese Entwickelungen zu erreichen bestimmt sind; aber ist diese

Ahnung sonst die richtige, so wird sie sich zu einem Takte ausbilden, der sie zwischen allen Klippen, an welchen das Staatsschiff scheitern könnte, sicher hindurch führen wird*).

V. Neigungen zu Reproduktionen und Produktionen von Gefühlen, Strebungen und Gemüthsbewegungen.

Diese Klasse von Neigungen ist sehr zahlreich, indem sie der mannigfachsten Begründung fähig sind. Dieselben gränzen auf der einen Seite ohne bestimmte Scheidung mit denen der vorigen Klasse zusammen: denn die Vorstellungen und die Unlust-, Lust-, Schmerz- und Ueberdruß-empfindungen gehn ja, ihren Grundbildungen nach, stätig in einander über; und eben so kann ein gewisses Streben (Schwungkraft, Spannung ꝛc.) den Vorstellungen sowohl ursprünglich beiwohnen, als im Neben-einander verschiedener Massen und Reihen entstehn**). Wiederholen sich dann Verhältnisse dieser Art öfter, so bilden sich besondere Neigungen dazu aus, welche nicht scharf gegen die Neigungen der jetzt vorliegenden Klasse zu begränzen sind. Auf der anderen Seite fließen die letzteren mit den Neigungen aller anderen Klassen, und insbesondere die für beide möglichen Abweichungen so in einander, daß sie nur von dem tieferblickenden Beobachter unterschieden werden können. Die Unlust, die Lust, z. B. über einen Verlust, einen Gewinn, eine Beleidigung ꝛc. kön-

---

*) Man vergleiche hiezu die in meiner kleinen Schrift „Unsere Universitäten, und was ihnen Noth thut" (Berlin, 1836), S. 76 ff. gegebenen Erörterungen.

**) M. vergl. hiezu Band I., S. 117—120.

nen zu stark oder zu schwach ausgebildet werden, weil die Angelegtheiten, welche sich auf diesen besonderen Gegenstand beziehn, aber auch weil die sich auf diese besondere Form (der Unlust, der Lust ꝛc.) sich beziehenden Angelegtheiten zu vielfach oder zu wenig vielfach begründet sind. In jenem Falle haben wir moralische Abweichungen in Betreff dieses besonderen Gegenstandes, in diesem in Betreff der Lust- oder Unlust- ꝛc. stimmung, und somit eine zur jetzt vorliegenden Klasse gehörige. Die Erfolge (für die oberflächliche Beobachtung auch die inneren) können in beiden Verhältnissen gleich sein; aber die Gründe sind verschieden, und wir müssen sie demnach für eine Beurtheilung, welche es, wie die moralische, mit den Gründen zu thun hat, auseinanderhalten. Dies wird in ein noch helleres Licht gesetzt, wenn wir die Thatsache hinzunehmen, daß in Hinsicht eines und desselben Gegenstandes die Angelegtheiten der einen Form zu stark sein können, und die der andern nicht, z. B. jemand durch den Verlust von etwas in hohem Maße niedergeschlagen werden, welches er doch nicht mit besonderer Stärke begehrt und schätzt, und über dessen Gewinn er sich nicht besonders gefreut haben würde; oder umgekehrt jemand zur Entzückung der Lust hingerissen werden bis zu einem Taumel, der ihn unbesonnen macht, über eine Sache, deren Verlust nur eine sehr geringe, oder gar keine Verstimmung für ihn herbeigeführt haben würde*).

*) So wird von der Frau von Staël erzählt, sie habe selbst tausendmal gesagt, daß ihr die Lobsprüche immer mehr Genugthuung, als die Kritiken Verdruß gewährten (vergl. die Schrift der Frau Necker, geb. von Saussüre, über den Charakter und die Werke derselben). Dagegen Lord Byron auf der Höhe

Die moralische Grundnorm ist auch hier die praktische Wahrheit oder die Angemessenheit zur allgemein-gültigen Werthgebung. Wir verlangen also keineswegs Stumpfheit, Fühllosigkeit, selbst in Hinsicht der niederen Lust- und Unlustgattungen. Dem Menschen ist es natürlich, auch für die Eindrücke dieser offen und empfänglich zu sein. Dies verkümmern wir ihm nicht: er kann und soll die Uebel, die Gefahren, und auf der anderen Seite die Förderungen, welche ihm geworden sind, oder sich in der Perspektive zeigen, als solche empfinden, und angemessen dagegen reagiren. Aber wir verlangen auch in dieser Hinsicht, wie in Hinsicht der Schätzung und Erstrebung der Güter und Uebel, daß er die Welt richtig in sich abspiegele: daß er nicht in höherem Maße niedergedrückt oder erhoben werde, als es die Natur der Verletzung oder Steigerung, um die es sich handelt, mit sich bringt.

Auf der Seite der Tugend treten auch hier wieder die unmittelbarere und die mehr vermittelte Form auseinander. Es kann in einem Menschen ein völliges Ebenmaß der Neigungen gegeben sein, so daß keine Gemüthsbewegung, welche eine Trübung oder sonstige Störung herbeiführte, in ihm entsteht: auch das höchste Glück nicht den Menschen außer sich setzt, so daß

---

seines Ruhmes gestand, daß „der Tadel des Niedrigsten unter den Menschen ihm mehr Schmerz verursache, als der Beifall des Höchsten Vergnügen" (the depreciation of the lowest of mankind was more painful to him than the applause of the highest was pleasing). — Dies kann sich dann noch mehr individualisiren, wie bei Rousseau, welcher in seinen „Confessions" von sich versichert, „sein Gedächtniß habe ihm nur das Angenehme dargestellt, während seine (von Furcht in Bewegung gesetzte) Einbildungskraft stets ins Schwarze gemalt habe".

wir Unbesonnenheit oder Uebermuth zu fürchten hätten, und auch das drohendste Ungewitter oder die finsterste Nacht des Mißgeschickes keinen Augenblick den klaren Spiegel seiner Seele zu verdunkeln im Stande sind. Oder es können allerdings vorübergehende Störungen der einen oder der anderen Art eintreten, aber so, daß unverzüglich aus dem Grunde der Seele her eine höhere Macht das gestörte Gleichgewicht wiederherstellt. Beim ersten Anlaufe wird dann der Mensch allerdings von der Furcht, von dem Schmerze, von der Freude überwältigt; aber sein besserer Genius läßt ihn nach kurzem Kampfe eine Seelenstärke gewinnen, welche alle Unruhe niederschlägt. So lange er das Glück oder Unglück einzeln für sich empfindet, ist er in Gefahr, von demselben übermäßig erhoben oder niedergeworfen zu werden; aber sein moralisches Leben wurzelt nicht in diesem Einen; und so sehen wir ihn denn nach augenblicklicher Bewegung in unerschütterlicher Festigkeit dastehn.

Für diese letztere Form müssen wir jedoch noch die Foderung aufstellen, daß Dasjenige, was dem Menschen in dieser Art Haltung verleiht, ein (nach der allgemein-gültigen Werthgebung oder sittlich) Höheres sei. Auch das Unmoralische (z. B. Ehrgeiz, Rachsucht rc.) kann der Seele Stärke geben, selbst die schwersten Schläge des Schicksals auszuhalten; aber diese Stärke, mit wie imponirender Hoheit und wie blendendem Glanze sie auch dem oberflächlichen Beobachter erscheinen möge, ist doch keine sittliche, sondern eine unsittliche.

Erscheint uns die erste Form der Tugend als sittliche Schönheit, so erhalten wir von dieser zweiten den Eindruck sittlicher Erhabenheit. Aber an das Verhältniß, welches der letzteren zum Grunde liegt, schließt sich noch

ein anderes. Vermöge der Ausgleichungen, welche von den zu starken Lust- oder Unlustempfindungen ꝛc. ausgehen, können dieselben mannigfach aufregend, kräftigend, oder lähmend und unterdrückend weiter fortwirken. In dieser Beziehung nun treten die positiven und die negativen (die den Charakter der Stärke und die den Charakter der Schwäche an sich tragenden) Gemüthsbewegungen, welche von Seiten der vorher betrachteten, ursprünglichen moralischen Beurtheilung einander durchaus gleichstehn, als verschieden, ja entgegengesetzt auseinander. Die ersteren wirken förderlich, die letzteren nachtheilig; und vermöge dessen kommen zu der bisherigen Werthschätzung neue Güter und Uebel hinzu. Daher wir auch im Allgemeinen ein nicht so gar großes Uebermaß von Freude, Hoffnung, Selbstvertrauen, Vertrauen auf Andere ꝛc., so wie von kräftiger Reaktion (des Zornes, des Unwillens ꝛc.) weit eher zugestehn, als ein Uebermaß von Kummer, Mißtrauen, feiger Verzweiflung ꝛc. Das Erstere setzt den Menschen in den Stand, vorübergehend oder auch bleibend (öfter wiederholt) mehr zu leisten, als er vermöge seiner übrigen Kräfte vermocht haben würde; das Letztere drückt ihn unter sich selbst hinab. Zu der ursprünglichen objektiven Würdigung also kommen subjektive Verhältnisse der Förderung oder Hemmung: welche jedoch in dem Maße, wie sie sich, bei häufigerer Erfahrung, bestimmter und klarer für das Bewußtsein ausbilden, ebenfalls zu objektiven für uns werden. Auch für sie gilt eben deshalb die Regel, daß sie praktisch wahr, oder der allgemein-gültigen Werthschätzung gemäß, erfolgen sollen.

Dies ist es, was wir für alle Formen gemeinsam als Grundnorm festzuhalten haben. Wir müssen nun mehr ins Besondere gehn.

Zuerst also Unlust, Schmerz, Ueberdruß, mit Einem Worte, Trübungen aller Art. Bei diesen zeigt es sich noch mehr, als bei den Vorstellungen, daß der Vorzug des Menschen vor anderen Geschöpfen, auch im Abwesenden, Vergangenen, Zukünftigen, Ideal-Vorgestellten leben zu können, wie sehr er, von der einen Seite betrachtet, ein Vorzug sein mag, doch auf der anderen Seite sehr große Gefahren mit sich führt. Was wir Unglück nennen, beruht weit mehr auf Reproduktionen und den sich daran anschließenden Produktionen (Erinnerungen, Erwartungen, Befürchtungen, Vergleichungen ꝛc.) als auf der unmittelbaren Empfindung. Der sinnliche Zustand eines Menschen ist vielleicht in jeder Hinsicht befriedigend, oder doch erträglich; aber getäuschter Ehrgeiz, zurückgewiesene Liebe, abgeschnittene Hoffnungen rauben ihm die Empfänglichkeit für das Günstige, und steigern die Unlust zu einer Höhe, daß er an den Rand der Verzweiflung gebracht wird. Bei wie Vielen ist es nur die Vergleichung mit einer glänzenderen Vergangenheit, oder mit Dem, was sie hätten erreichen können, wenn nicht Dieses oder Jenes störend dazwischen getreten wäre, oder auch mit den Vorzügen oder dem höheren Gelingen eines Anderen, was sie, bei eigenen nicht unbedeutenden Vorzügen und bei eigenem Glücke, unglücklich macht! Ihr Loos an sich ist ein beneidenswerthes, und sie hätten im Uebrigen volle Empfänglichkeit, dasselbe als solches zu empfinden, wenn sie nicht durch diese Seitenblicke ohne Aufhören gequält, und jede Süßigkeit in Bitterkeit verwandelt würde.

Je vielfacher sich Störungen dieser Art wiederholen, desto ausgedehnter und entschiedener werden, in Folge der hievon zurückbleibenden Spuren, die entsprechenden Gemüthsstimmungen begründet. So können Glücklich- und Unglück-

lichsein zuletzt zu Eigenschaften des Menschen werden. Auch bei den befriedigendsten Verhältnissen wird es ja nicht an kleinen Unannehmlichkeiten fehlen, und auf der anderen Seite kann kein Geschick den Menschen so hart treffen, daß er nicht unter seinen Schlägen aufathmen, und diesen oder jenen heiteren Eindruck auffassen könnte. Es wird also unter allen Umständen darauf ankommen, ob er diese oder jene Seite auffaßt und fixirt. Was uns begegnet, giebt uns nur die einfache Qualität für unsere Empfindung; das Maß (die Vervielfachung oder Stärke) der Unlust, des Schmerzes, des Ueberdrusses, des Kummers, so wie auf der anderen Seite, des Vergnügens, der Befriedigung rc., hängt von uns, oder von Demjenigen ab, was wir als innere Angelegtheit in die Empfindung hineingeben; und wenn es Menschen giebt, welche nie zufrieden sind, die immer etwas haben, worüber sie sich quälen, besorgt sind, klagen, oder was sie mit leidenschaftlicher Spannung erstreben*): so fehlt es auch auf der anderen Seite nicht an Solchen, die unter den schmerzhaftesten Verlusten und den trübendsten Aussichten, sobald sich ihnen nur die Gelegenheit zum kleinsten Vergnügen oder Scherze darbietet, mit einem Vollgenusse sich diesem hingeben, welcher sie alle Wunden und alle Befürchtungen vergessen macht, und in eine Stimmung versetzt, als wäre nichts vorgefallen, was ihnen auch nur im Mindesten unerwünscht wäre.

Was ist nun in dieser Hinsicht Tugend und Pflicht? — Ungeachtet der Hemmung, welche mehr oder weniger von jeder herabgestimmten Gemüthsbewegung ausgeht, und

*) „Es hilft uns wenig, daß uns das Schicksal reich macht; unsere Wünsche machen uns wieder arm".

der augenblicklichen Förderung, die sich an jede gesteigerte anschließt, unstreitig nicht *Leichtsinn*, welcher Alles in rosenfarbenem Lichte sieht. Da die Anfoderung der moralischen Norm dahin geht, daß wir alle Dinge und Verhältnisse praktisch richtig, oder wie sie wirklich sind, auffassen und würdigen: so dürfen uns auch die üblen Folgen, mit denen unsere Handlungen oder Schicksale schwanger gehn, nicht verborgen bleiben, oder verdeckt werden. Ist auch der Leichtsinn der Jugend, welcher derselben einen stets heiteren Muth und eine durch keine Lasten zu ermüdende Tragkraft verleiht, in mannigfachen Beziehungen eine erfreuliche und liebenswürdige Erscheinung, und für ihren Entwickelungsstandpunkt natürlich und angemessen: so ist er doch noch keine wahre und höhere (entschiedene) Tugend. Das Ungünstige erscheint ihm zu klein und zu matt; und seine Stützen sind so schwach, daß, wenn keine anderen hinzukommen, ihr Einsturz unvermeidlich ist. Wir freuen uns des Glückes und der Unbefangenheit der Jugend, indem wir voraussezzen, daß ihr der Fortschritt des Lebens von selber eine reifere und ernstere Weltansicht verschaffen werde; aber wenn sie ein ungestörtes Glück schwindeln und unbesonnen, ein ununterbrochenes Gelingen übermüthig macht: so wird sie nur um so tiefer und gefährlicher von ihrer erträumten Höhe herabfallen.

Noch weniger natürlich können wir *eitle Fröhlichkeit* und *ausschweifende Lustigkeit* billigen. Man hüte sich dieselben mit *heiterem Sinne* zu verwechseln oder in Eine Klasse zu setzen. Der letztere hat einen stätigen Charakter, indem er tiefer und entschiedener im Inneren der Seele begründet ist; die ersteren sind vorübergehende Ueberreizungen, zu welchen freilich auch eine Disposition in der

Seele gegeben ist, aber mit unbestimmterem und unentschiedenerem Charakter. Indem sie bei ihrer unmittelbaren bewußten Ausbildung eine übermäßige Schätzung Desjenigen enthalten, was der wahren Werthgebung gemäß nur einen geringen Werth hat, so sind sie nur auf der Grundlage einer Abweichung von der moralischen Werthschätzung möglich, wenn gleich allerdings auch bei ihnen meistentheils noch die negative Form derselben (der Mangel einer höheren Weltansicht oder die sittliche Ungebildetheit) das Uebergewicht hat. Man denke etwa an die Lustigkeit der bonvivans oder an das „Vive la bagatelle!". Aber nicht nur dies, sondern die Ausschweifungen der Einbildungskraft wirken überdies eben so, wie die sinnlichen, erschöpfend: lassen Unaufgelegtheit und Unfähigkeit zu allem Besseren, verdrießliches Wesen, ja Ekel und Ueberdruß an sich selber zurück. Die lustigsten Menschen sind gewöhnlich auch (in den Zuständen der Abspannung, oder wenn ihnen der Wind entgegen ist) die traurigsten; und das größte Glück findet sich im Allgemeinen da, wo die geringsten Abstände der Stimmung gegeben sind.

Also nicht eine eitle Fröhlichkeit und ausschweifende Lustigkeit noch Leichtsinn verlangen wir, aber wohl einen gewissen, leichten Sinn. Man lasse das Trübende keine große Ausdehnung in der Seele gewinnen, fixire dasselbe so wenig als möglich, damit es nicht auf die bezeichnete Weise herabstimmend und lähmend um sich greife. Aber wir müssen dies noch näher bestimmen. Die Stoiker wollten alles Trübende ohne Weiteres unterdrückt und fern gehalten wissen, weil es schädlich oder doch unnütz sei*). Dies können

*) Man vergleiche die Band I., S. 395 aus dem Epiktet angeführte Stelle.

wir nicht billigen: denn die Trübung kann ja Bedingung für etwas Höheres sein: und dann sollen wir dieselbe nicht blos auf uns nehmen und erdulden, sondern selbst verstärken in dem Maße, wie es diesem höheren Interesse angemessen ist. Wir haben dies schon früher*) in Hinsicht der Reue ausgeführt. Das Sittlich-Abweichende geht ja nicht mit der Handlung vorüber, welche aus ihm hervorgegangen ist, sondern es überdauert dieselbe als ein Bestandtheil unseres inneren Seelenseins, welcher sich gleich bleiben wird, wenn wir ihm nicht kräftig und konsequent entgegenarbeiten. Soll der Entschluß hiezu reifen (sich selber zur erfoderlichen Kräftigkeit ausbilden), so dürfen wir die Gemüthsbewegung, welche seine Wurzel ausmacht, nicht im Augenblick ihres Entstehens unterdrücken, sondern müssen sie sich vollständig entwickeln lassen, nur freilich von Anfang an mit der Richtung auf das Positive d. h. das Besser-werden. Eben so nun mit allen anderen herabstimmenden Gemüthsbewegungen, welche objektiv-natürlich bedingt sind. Ein Freund geräth in Noth, und wir können ihm nicht helfen. Die Stoiker verlangen, daß wir in diesem Falle auch nicht einen Augenblick weiter daran denken sollen. Aber wir können ihm vielleicht künftig helfen, oder wenn wir noch angelegentlicher über die dafür bedingenden Verhältnisse nachdenken; und dies würde doch mehr oder weniger abgeschnitten werden, wenn wir uns die Theilnahme daran im Keime ersticken wollten; und überdies würde uns die öftere Wiederholung dieses Verfahrens fast unvermeidlich theilnahmlos und selbstbeschränkt machen. Aus diesen höheren Gesichtspunkten heraus also sollen wir die Trübung auf uns

---

*) Vergl. Band I., S. 496 f.

nehmen: sollen dieselbe um so entschiedener auf uns nehmen, je mehr sie sich auf umfassendere und (nach der allgemein-gültigen Werthgebung) höhere Güter bezieht, wie der Verlust der Freiheit eines Volkes, oder die intellektuelle und moralische Verkehrtheit einer ganzen Zeit. In dem Maße, wie der Werth derjenigen Subjekte, um welche es sich hier handelt, den Werth des Einzelnen übersteigt, sollen wir ihnen auch in unserem Interesse, und in der natürlich sich daran anschließenden Gemüthsbewegung, einen größeren Raum geben: auch hier jedoch von Anfang an und entschieden in der Richtung der von dem Negativen gefoderten positiven Reaktion.

Aber so weit die Trübung nicht durch etwas Höheres gehalten wird, sollen wir uns ihrer entschlagen: uns ihr nicht weichlich hingeben, sie geflissentlich fortnähren, oder wohl gar ein Verdienst darin suchen. Dies gilt namentlich von denjenigen Trübungen, welche schon an sich selber etwas Thörichtes haben: wie die Reue, wo uns keine Schuld trifft, oder das Brüten über den Verlust Dessen, was uns der Natur der Sache nach nicht länger bleiben konnte, so wie Dessen, was wir hätten erreichen können, wenn dieser oder jener Glücksfall hinzugetreten wäre, oder die Selbstqual ungegründeter Furcht, worin manche Menschen in dem Grade Virtuosen sind, daß sie eine Art von Freude daran finden, das Unwahrscheinlichste, was diese begünstigen würde, hervorzusuchen und auszumalen, oder die Unentschlossenheit in Folge kleinlicher Befürchtungen und Bedenklichkeiten rc. Ueber diese sollen wir uns mit entschlossener Tapferkeit erheben: um so mehr, da gerade sie nicht selten die vorzüglichsten, oder wohl gar die einzigen Hindernisse für die An-

wendung der Mittel sind, welche die Gegenstände unserer Bekümmernisse hinwegzuräumen geeignet sein würden*).

Die Gränzen genauer zu ziehn, ist überaus schwer; besonders da die hier einander gegenüberstehenden Interessen mannigfache weitere Ausbildungen erhalten können, z. B. indem der Einzelne mit seiner höheren intellektuellen oder moralischen Ausbildung seiner Zeit entgegensteht, und also das positive Interesse derselben sich gewissermaßen in ihm (und darin, daß er sich nicht durch sie mitverstimmen läßt) koncentrirt. Es sind in dieser Hinsicht unendlich viele Modifikationen möglich; von der Hingebung an die Verhältnisse, bei welchen nur von Zeit zu Zeit, wenn dieselben ungünstiger werden, gewissermaßen instinktartig eine Korrektion eintritt, um eine Ueberwältigung und Verstimmung zu verhüten, bis zu der beinah ununterbrochenen Selbstbeobachtung und Selbstleitung, die mit weitblickender Reflexion schon von fern her, was darauf hinwirken könnte, so stätig voraussieht und zu verhüten bedacht ist, daß eine rücksichtslose Hingebung nur als eine Art von Ausnahme eintritt**).

---

*) It were unhappy (bemerkt Ferguson in seinen „Principles of moral and political science" eben so eindringlich als wahr) to neglect any means that might tend to obtain the proper end you propose: but it is more unhappy to be so affected with any event whether adverse or prosperous, as to become unfit to continue or repeat the exertions of a diligent and beneficent mind. Such exertions are the foundation on which you are to rest for happiness. Events you may endeavour to obtain or provide; but they may also happen contrary to your wishes; and your happiness cannot consist in events which you cannot bring about, although it may, and actually does, consist in the temper you command and the part you act through all the variety of events to which you are exposed.

**) Zur Veranschaulichung mögen hier aus vielen, auf die wir uns

Die hauptsächlichste Aufgabe hiebei ist, daß wir weder die offene Empfänglichkeit gegen die uns Näher-Stehenden, so wie gegen die Menschheit überhaupt, unser Einssein mit ihnen, noch auf der anderen Seite unsere Selbstständigkeit und die kräftige Haltung verloren gehen lassen, welche uns allein unter allen Verhältnissen (so weit dies überhaupt für die menschliche Schwachheit möglich ist) unsere geistige Freiheit sicher stellen kann. In der

beziehen könnten, zwei Beispiele von allbekannten Männern angeführt werden. Wenn Kant's Freunde krank lagen (erzählt Borowski), so erkundigte er sich angelegentlich nach ihrem Befinden; waren sie aber wirklich der Krankheit unterlegen, so mochte er nicht weiter die Erinnerung an sie bei Andern aufregen, oder durch Andere bei sich aufregen lassen. Es ist vorbei, sagte er dann; man müsse den Todten bei den Todten ruhn lassen. (Darstellung des Lebens und Charakters Kant's, S. 129. f.) — Aehnlich heißt es von Göthe, er habe Unterhaltungen über traurige Gegenstände sorgfältig vermieden, und, theils durch schmerzhafte Erfahrungen mancher Art belehrt, theils um jede Verringerung seiner intellektuellen Fähigkeiten zu verhüten, alle schwarzen Vorstellungen und übermäßigen Beunruhigungen entschieden von sich fern gehalten. Hatte ihn ein unvermeidlicher Kummer ergriffen, so strengte er sich an, durch Arbeit denselben zu neutralisiren. Dem oberflächlichen Beobachter hätte er dann als unempfindlich erscheinen können: er erzählte Anekdoten über Anekdoten mit einer beispiellosen Lebhaftigkeit, obgleich seine Gedanken auf jenen Einen Punkt koncentrirt waren. Ueberhaupt hatte er sich das Zurückdrängen jedes übermächtigen Gefühles, die Bewahrung äußeren und inneren Gleichgewichts unter allem Andrang der Lebensereignisse zur unerschütterlichen Maxime und Kunstaufgabe gemacht: was ihm nicht selten als Stolz und Egoismus ausgelegt wurde, während sich unter dieser äußeren Verhüllung der Kern seines inneren Wesens immer mehr veredelte, und für Freunde und Vertraute die Liebenswürdigkeit und Milde seines Charakters nur desto reiner und ergreifender hervortrat. (Vergl. Eckermann über Göthe; auch „Göthe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit", von Fr. v. Müller).

letzteren Hinsicht hat namentlich auch die Mittheilung des Kummers an Freunde viel Bedenkliches. Finden wir keine rechte und volle Theilnahme, so fühlen wir uns verletzt und entfremdet; und diese Entfremdung kann, wo das ihnen mitgetheilte Gefühl stark und innig begründet ist, einen hohen Grad von Schmerzhaftigkeit und eine längere Andauer gewinnen, ja wohl gar sonst in hohem Maße wohlthuende und befriedigende Verbindungen schwächen oder auflösen. Finden wir dagegen eine volle Theilnahme, so wird hiedurch der Schmerz verdoppelt und verdreifacht: wir tragen denselben in die Seele des Freundes hinein, dem wir wohlthun sollten und möchten, und indem er sich von dieser aus wieder auf uns reflektirt, wird er für beide verstärkt und gefestigt. Eine zarte, leicht erregbare Sympathie und vieles Bedauern von Seiten der Umgebungen schwächt und verweichlicht. Die Ueberwältigung durch das Trübende fixirt sich, während sie ohne jene Unterstützung vielleicht bald ganz unterdrückt, oder doch vernünftig gemäßigt worden, oder eine angemessene Reaktion im Handeln eingetreten wäre. Man sei also vorsichtig in Hinsicht solcher Mittheilungen: lasse dieselben nur da eintreten, wo man der Stütze nicht entbehren und dieselbe am Freunde zu finden gewiß sein kann.

Blicken wir zu den Gründen zurück, so zeigen sich auch hier wieder die beiden Momente, welche wir früher im Allgemeinen dargelegt haben. Man trage auf der einen Seite Sorge, daß die Trübungsgebilde nicht zu stark werden, und auf der andern, daß man ihnen gegenüber Haltung in einem Höheren gewinne.

In Bezug auf das Erstere werden wir, neben Dem, was den jetzt zur Betrachtung vorliegenden Neigungen eigenthüm-

thümlich ist*), zurückgewiesen auf alle übrigen; und es macht sich die Vorschrift geltend, welche den vorzüglichsten Grundpfeiler des Moralischen überhaupt bildet: daß wir nichts über seinen wahren Werth schätzen. So selbst in Hinsicht des Edleren, z. B. der unverdienten Verkennung und Unehre. Außerdem aber kommt es hier noch besonders darauf an, die Fortwirkung zu beschränken. Das Daneben-Gegebene soll gegen die Trübung feststehen. Hiefür muß vorzüglich die Phantasie gezügelt werden, damit nicht, nach dem Verhältnisse der Aehnlichkeit, anderes den Charakter der Trübung an sich Tragende hinzugeweckt werde, und uns so in irgend einem Verhältnisse der Schein der Unendlichkeit dafür entstehe, z. B. indem sich uns die Folgen einer traurigen Begebenheit bis in die fernste Zukunft hin als in gleichem Maße trübe darstellen.

Dazu muß dann das Zweite kommen: den Schwächegebilden Stärkegebilde irgend einer Art entgegengestellt werden. Diese Aufgabe ist natürlich um so schwieriger, je höher in der wahren Werthschätzung und in unsrer eigenen das Gut liegt, um dessen Verlust es sich handelt. In eben dem Maße aber ist dann auch die sittliche Vollkommenheit größer, welche sich in der Lösung derselben offenbart**).

---

*) Vergl. oben S. 99.

**) So bemerkt Alison (History of Europe during the French Revolution) mit Recht, der Heroismus, welchen die Franzosen in den Seekriegen gegen die Engländer bewiesen, sei um so mehr zu bewundern, da sie, auf der Grundlage der bisherigen Erfahrungen, fast durchgehends beinah mit Gewißheit einem ungünstigen Ausgange hätten entgegensehen müssen. Sie mußten also den Muth haben, nicht nur der Gefahr, sondern auch der üblen Rede zu begegnen, nicht nur ihr Leben, sondern auch ihren Ruf zum Opfer zu bringen für die Sache eines

Deshalb ist auch der hierauf sich beziehende Abschnitt der Moral von jeher mit besonderem Fleiße bearbeitet worden. Hieher gehören die bekannten Vorschriften: daß man auf diejenigen Menschen blicke, welche vor uns gleich viel und noch mehr gelitten, und mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, mit ruhiger Ergebung in das Unvermeidliche gelitten haben, oder mit einem energischen Entgegenwirken, vermöge dessen sie unüberwindlich scheinende Hindernisse dennoch überwunden haben; daß man an die Würde des Menschen, an den erhabenen Aufschwung, dessen er fähig ist, oder daran denke, daß unser Leiden gewiß für irgend einen wichtigen Zweck, oder für die Festigung unserer Tugend, oder um uns vor moralischen Unvollkommenheiten (Stolz, Eitelkeit rc.) zu bewahren, nothwendig oder förderlich sei. Hiefür nun möchten unter manchen Umständen besondere Uebungen anzustellen sein*), damit wir für das Eintreten der Stärkegebilde zu rechter Zeit volle Sicherheit gewinnen: dieselben sowohl in sich selber, als in ihrer Verknüpfung mit den Schwächegebilden stätig gefestigt, und so geeignet gemacht werden, uns unter allen Verhältnissen eine kräftige Haltung zu bewahren: auch wo Gefahren, Verlegenheiten, Schläge des Schicksals unerwartet und plötzlich eintreten.

Volkes, welches nur glücklichen Erfolgen Gunst zu gewähren gewohnt ist.

*) Die meisten großen Charaktere sind allerdings dazu geworden, ohne daß sie in dieser Art kunstmäßig in ihre praktische Entwickelung eingegriffen haben. In diesen Fällen aber haben ihre Schicksale, ohne ihr Zuthun, diese Uebungen für sie herbeigeführt; und wir dürfen es nicht dem Zufalle überlassen, ob dies auch für uns geschehen werde. Ihrem Grundcharakter nach sind die Bildungsprocesse unter beiden Verhältnissen die gleichen.

Für die wahre Sittlichkeit aber (wie wir schon bemerkt) ist es nicht genug, daß überhaupt Schwächegebilde durch Stärkegebilde verdrängt werden, sondern diese letzteren müssen auch, in Vergleich mit jenen, höhere oder edlere sein (ihre Gegenstände in der wahren oder allgemein-gültigen Werthgebung höher liegen). Es kommt nicht auf die Selbstmacht als solche an: denn auch das Unmoralische kann ja eine solche Macht ausüben; und wir werden doch unstreitig Den nicht hochachten, der sich über den Verlust eines Freundes, oder seiner Ehre durch den Gedanken an die Mittel zu sinnlichen Genüssen tröstete, welche ihm dadurch zugewachsen wären*). Gesetzt, es gäbe eine Methode (wie es denn eine solche für manche Temperamente in der That giebt), alles Trübende durch Vergnügungen zu überdecken, und dieses Verfahren gewährte unter allen Umständen einen sicheren Erfolg: so würden wir doch dasselbe aus dem moralischen Gesichtspunkte entschieden verwerfen, und dieser Beruhigung die Beunruhigung und Betrübniß, welche der Verlust des Edleren in uns hervorgerufen hätte, entschieden vorziehen müssen. Soll unsere Haltung eine sittliche sein, so muß sie die wahre Werthschätzung in sich abspiegeln: die Erhebung über die Affektionen des Niedern von dem Moralisch-Höheren ausgehn.

Wie nun aber, wenn die Trübung das Höchste trifft,

*) Von der Madame Du-Deffand (der Freundinn von d'Alembert, Montesquieu, Henault rc.) erzählt La Harpe, daß sie, als sie einen Freund verloren, welchen sie zwanzig Jahre lang genau gekannt und geliebt hatte, am Abend seines Todestages in eine glänzende Gesellschaft ging, und als man ihr einige kondolirende Worte darüber sagte, antwortete: „Ach, er starb diesen Abend. Wäre das nicht geschehen, so würden Sie mich nicht hier gesehen haben." Worauf sie sich, da sie très gourmande war, eine sehr starke Abendmahlzeit wohlschmecken ließ.

was wir in diesen unseren irdischen Verhältnissen erstreben und erreichen können? wenn dieses bedroht wird, oder wirklich untergegangen ist? — In diesem Falle kann und soll sich der edlere Mensch nicht nach Art der Stoiker mit dem Hinblick auf seine eigene Vollkommenheit beruhigen: wie denn auch in der That die Edleren unter den Stoikern hierin niemals eine wirkliche Beruhigung gefunden haben. Die gesammte Welt außer ihm, oder auch nur ein einzelnes Volk, ist ja doch mehr, als er; und so wird sich denn der Nicht-Selbstbeschränkte nicht damit trösten können, daß dieses Drohen ihm nichts anhaben könne, diese Vernichtung des Höchsten nicht bis zu ihm hin reiche. Unter diesen Umständen also können wir eine wahre Beruhigung und Haltung nur in Demjenigen finden, was über alle irdischen Verhältnisse hinausliegt, und zu welchem keine Verwirrung und Zerrüttung dieser hinanreicht. Dies ist es, was vom Standpunkte der höheren Moralität aus die Foderung bedingt, daß wir in Ideen leben: mögen wir nun dieselben in Zeitverhältnisse setzen (von irgend einer Zukunft ihre Verwirklichung erwarten), oder in allgemeinen Anschauungen festhalten. Wir werden dies später, wenn wir von den religiösen Neigungen reden, genauer zu bestimmen Gelegenheit haben.

Wenden wir uns nun, zweitens, zur Betrachtung der Lust, so zeigt sich bei dieser von vorn herein ein ganz anderer Charakter. Nicht nur, daß die Lust an sich selber Vollkommenheit ist [überfließend befriedigende Erfüllung der Urvermögen]*), so gehen von ihr Ausgleichungen aus, welche

*) Man vergleiche hiezu und zum Folgenden Band I. S. 109 ff.

nach allen Seiten hin Leben wecken und Schwungkraft verbreiten. Die davon zurückbleibenden Spuren sind Kraftgebilde, welche intellektuelle, gemüthliche, moralische Vorzüge aller Art begründen können*). Auf der anderen Seite aber hat die Lust einen überwiegend **passiven** Charakter. Das Bestimmende sind nicht wir selber, sondern etwas uns Aeußeres, Gegenüberstehendes; und haben wir auch noch keine Ueberwältigung des Ersteren durch das Letztere, so streift doch das Grundverhältniß der Lust nicht selten nahe daran. Daher auch, wenn stärkeren Lustreizen keine tiefer begründete Aktivität entgegenkommt, und die dadurch erzeugten Zustände nicht mit Handeln abwechseln, das Erschlaffende, Entnervende derselben. Also man fliehe jeden Lustrausch, jedes Uebermaß, unter welchem uns diejenige kräf-

*) „Man erstaunt (erzählt **Bonstetten**) wenn man sieht, wie sehr die Liebe in den südlichen Ländern selbst denjenigen Personen Geist verleiht, welche sonst am meisten dessen entbehren. Eine Italienerinn, welche liebt, ist unerschöpflich an Gefühlen, die immer dem einen Gefühle untergeordnet sind, das sie eben beherrscht. Ihre mit bewundernswerther Schnelle auf einander folgenden Ideen bringen gleichsam ein glänzendes und mannigfaltiges Geistesfeuer hervor, das keine andere Nahrung als das Herz selbst hat; hat diese Person aber wieder aufgehört zu lieben, dann gleicht ihr Geist den Schlacken der Lava, die, nun ausgebrannt, den Tag vorher noch Flammen sprühten" („Der Mensch im Süden und im Norden"). — Der Mensch hat niemals mehr (schreibt **Garve**) seine Talente zu seinem Gebote, als wenn sein Herz von Vergnügen durchdrungen ist: seine Ideen werden lebhafter, seine Einfälle gelingen, sein Witz verliert den Zwang und das Steife"... O, wenn diese glücklichen Augenblicke fortdauern könnten! Ich habe von der Macht des Vergnügens so große Ideen, daß ich glaube, es könnte Trägheit in Feuer, und Dummheit in Witz verwandeln, wenn wir erst die Kunst erfunden hätten, es dauernd zu machen." („Vertraute Briefe an eine Freundinn".)

tige Haltung verloren gehen könnte, deren der edle Mensch nie verlustig gehn soll. Unsere Vollkommenheit soll eine innere sein; und sind uns auch allerdings für deren Erwerb mannigfache Förderungen durch das Aeußere nöthig, so sollen wir doch zu diesem nicht in das Verhältniß der Unterordnung treten, sondern in jedem Augenblicke das Fördernde uns unterordnen und beherrschen. Den vorübergehenden Zuständen entspricht auch hier genau das innere, bleibende Seelensein, welches durch die davon zurückgelassenen Spuren begründet wird; und in dem Maße also, wie wir uns passiv der Lust hingeben, verscherzen wir unausbleiblich unsere innere Selbstständigkeit.

Von allem diesem finden wir das Gegentheil bei dem Dritten, welches wir noch zu betrachten haben: bei den Strebungen. Diese haben ihren Grund in Demjenigen, was ursprünglich wir selber sind: in den freien Urvermögen*). Das Streben also ist an und für sich etwas Gutes: die Triebkraft alles von innen aus bedingten und thätigen Lebens. Aber die freien Urvermögen haben ihre Bestimmung in ihrer angemessenen Erfüllung; und erst wenn ihnen diese geworden und bleibend geworden ist, begründen sie wahre Vollkommenheiten: so daß also diese in ihnen zwar prädeterminirt, aber noch nicht wirklich gegeben, sie vielmehr, so lange sie noch der angemessenen Erfüllung entbehren, Unvollkommenheiten sind. Und so ergiebt sich denn auch für sie die Vorschrift, sie unter einer weisen Zucht zu halten. Dies gilt nicht allein von den Neigungen (in Hinsicht deren die

*) Man vergl. hierüber Band I. S. 107 f., 113 f. und 119 ff., so wie die dort angeführten Stellen.

ganze Moral diese Vorschrift einzuschärfen hat), sondern auch von den mehr vorübergehend und gelegentlich entstehenden Strebungen, wie sie sich z. B. in der Ungeduld oder in der gespannten Erwartung finden. Wie sehr wir uns also auch, wo es etwas Hohes, Wichtiges gilt, unerschütterliche Festigkeit und Standhaftigkeit des Strebens zur unverbrüchlichen Richtschnur zu setzen haben: so wird doch, wo sich das moralische Verhältniß freier stellt, für die Gesundheit der Seele (da wir, um mich so auszudrucken, unser Leben nur halb in uns selber haben) eine gewisse Elasticität des Strebens erfordert: ein Nachgeben, wenn, in Folge unabänderlicher Verhältnisse, von einer gewissen Richtung her keine Befriedigung für uns zu erwarten ist. Wir sollen es dann verstehen, uns zur rechten Zeit zu etwas Anderem zu wenden: nicht eigensinnig und eigenwillig an der Verfolgung Desjenigen festzuhalten, was uns einmal nicht, oder doch nicht im jetzigen Augenblicke, zu Theil werden kann. Außerdem aber muß zu dieser, sich den Umständen anbequemenden Elasticität noch eine mehr innere kommen. Auch für dieses Verhältniß nämlich macht sich als höchste Norm die allgemein-gültige Werthschätzung geltend. In dem Maße, wie sein Gegenstand in dieser höher oder tiefer liegt, ist auch das Streben ein edleres oder ein unedleres; und das unedlere soll stets dem edleren weichen. Wir sollen uns also nicht gehn lassen, wie es Zufall und Gelegenheit mit sich bringen, uns nicht auf Kleinigkeiten spannen, uns nicht mit unruhig aufstrebendem Interesse an Unbedeutendes und Werthloses hängen, sondern, indem wir einen freieren, richtig würdigenden Ueberblick gewinnen, Dem angemessen zu jeder Zeit das Rechte zu ergreifen, und unsere Triebe dem Höheren, Edleren, Bedeutenderen zuzuwenden wissen.

Denselben Maßstab haben wir endlich auch an die Akte zu legen, bei welchen Urvermögen plötzlich frei oder zu Strebungen werden: an die Unlustaffekte [Zorn, Unwillen, Aerger ꝛc.]*). Diese haben sehr verschiedene moralische Beurtheilungen erfahren. Manche wollen dieselben bekanntlich ganz unterdrückt wissen: der Mensch soll nach ihnen niemals aus dem Gleichmaße ruhig gehaltener Seelenentwickelung kommen, was auch geschehen oder gesagt werden möge. Im Gegensatze hiemit wird schon von Sokrates erzählt, daß er ungewiß gewesen sei, ob nicht auch der Weise zuweilen zornig werden solle. Wo Zorn und Unwille von einem edlen Interesse aus entstehn, erscheinen sie selbst als edel; wir nehmen im Hinblick darauf kaum an heftigen Ausbrüchen Anstoß; und indem die Unterdrückung derselben so häufig in Furcht und Feigheit ihren Grund hat, betrachten wir den Mangel an kräftigen Reaktionen dieser Art als eine wesentliche Unvollkommenheit eines männlichen Charakters. Wo das Höhere mit angemessener Kraft und Entschiedenheit begründet ist: da erwarten und verlangen wir, soll es auch Demjenigen, was ihm Vernichtung oder Störung droht, kräftig und entschieden entgegentreten.

Für eine schärfere moralische Würdigung müssen wir zweierlei unterscheiden: den Ursprung der Reaktion und den Ausgang derselben. Die Aufwallungen der Unlustaffekte gehn hervor aus dem Zusammenstoßen von Lust- und Unlustgebilden, die sich auf dieselben Gegenstände beziehn. In diesem Verhältnisse nun erfolgt eine Ausgleichung zwi-

*) Man vergleiche hiezu und zum Folgenden meine „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 221 ff.; „Lehrbuch der Psychologie", S. 137 ff.

schen ihnen, in Folge deren sich auf der Grundlage der letzteren Schmerzempfindungen, auf der Grundlage der ersteren Widerstrebungen entwickeln. Worauf wird es in dieser Hinsicht ankommen? — Unstreitig nur darauf, daß die Faktoren des Unlustaffektes moralisch richtig, oder der allgemein-gültigen Werthgebung gemäß gebildet sind. Diese gehn beide aus Neigungen hervor; sie erhalten von diesen ihre Stärke, so wie den Grad ihrer Höhe oder Herabstimmung, ihrer größeren oder geringeren Ausdehnung rc.; und wir werden also auch den Grad ihrer Sittlichkeit oder Unsittlichkeit nach dem Grade der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit dieser abmessen können. Hiezu kommt dann freilich noch, als ein Eigenthümliches, die Ausgleichung, durch welche der Zorn, der Aerger rc. entstehn. Aber diese ist ein natürlicher Proceß, gegen welchen an und für sich nichts moralisch einzuwenden ist: und so ist denn die Moralität des Produktes zunächst lediglich durch die der Faktoren zu bestimmen. Sind diese in Einstimmung mit der allgemein-gültigen Norm gebildet, so ist es auch der Affekt; und auch in dieser Hinsicht also macht sich als höchste Regel nur geltend, daß man nichts zu hoch oder zu niedrig schätze und erstrebe.

Hiezu aber kommt dann noch ein zweiter Gesichtspunkt. Gesetzt auch, die inneren Grundlagen der Unlustaffekte wären moralisch tadellos, so können sie doch in ihrer Fortwirkung für uns oder für Andere nachtheilige Folgen herbeiführen. Jemand hat z. B. ein so leicht erregbares Temperament, daß ihn eine Zornaufwallung, welche einen Andern nur mäßig erregen würde, ganz außer sich versetzt, ihm Besonnenheit und Selbstmacht raubt*); oder seine Ge-

*) Als Townshend durch Walpole (1730) von der Stelle

sundheit leidet darunter, oder die Gesundheit Anderer: Derjenigen, gegen die sein Zorn gerichtet ist, oder seiner sonstigen Umgebungen; oder ihre Gemüthsstimmungen, oder die Verwickelung ihrer Schicksale sind von der Art, daß diese Affekte darauf verderblich einwirken könnten ꝛc. In allen diesen Fällen nun kommen zu der Gruppe von Gütern und Uebeln, welche die Entstehung der Unlustaffekte bedingen, neue Glieder hinzu, und durch dieses Hinzukommen kann die Abwägung in der Art modificirt werden, daß uns Zurückhaltung und Mäßigung auch für Dasjenige zur Pflicht wird, was an und für sich selbst, oder seinem Ursprunge nach, moralisch unbedenklich sein würde. Wir haben also hier ein ganz ähnliches Verhältniß, wie in denjenigen Fällen,

---

eines ersten Ministers verdrängt worden war, ging er nicht zur Opposition über (wodurch, oder auch nur durch das Einschlagen eines neutralen Weges, er seinem triumphirenden Nebenbuhler große Schwierigkeit und Verlegenheit bereitet haben würde), sondern zog sich lieber ganz vom öffentlichen Leben zurück, damit er nicht in Gefahr geriethe, eine Politik, die er billigte, zu stören, und Maßregeln, die er angenommen wünschte, zu hindern. Alles schmeichelnde Entgegenkommen der Opposition, welche ihn mit offenen Armen aufzunehmen bereit war, fand ihn unbeweglich. „Ich weiß (antwortete er), daß ich sehr warmen Temperamentes bin; und ich muß also fürchten, daß ich, wenn ich bei den Debatten des Oberhauses zugegen wäre, von meiner Hitze und den Erinnerungen an die persönlichen Beleidigungen, die ich erlitten, zu einer Handlungsweise hingerissen werden könnte, die ich in ruhigen Augenblicken bereuen müßte" (Lord Mahon, History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle, Vol. II. p. 209.). One of the very few (fügt der Verfasser hinzu) who, after tasting high power and when stirred by sharp provocation, have cherished their principles more than their resentments, and rather chosen themselves to fall into obscurity than the public affairs into confusion.

wo in Folge besonderer Umstände die Ausübung oder Erzwingung des Rechtes zum Unrecht wird*). Was an und für sich betrachtet recht ist, wird zum Unrechten durch den Gedanken an Dasjenige, was sich an seine Ausführung anschliessen würde. Dabei braucht jedoch die Zurückhaltung oder Mäßigung nicht gerade immer in Folge klar-bestimmter Reflexionen und Vorsätze zu geschehn, sondern sie kann auch in einer unmittelbareren Form erfolgen. Die Interessen, welche sich auf die Folgen der Unlustaffekte beziehn, können sich in eben der Erregtheit und Schnelligkeit, mit der diese selbst eingeleitet werden, den Faktoren derselben anschließen und damit verschmelzen, und so die Unterdrückung des Affekts, ehe er noch einmal vollständig ausgebildet ist, und ohne daß wir uns dafür eine besondere Aufgabe stellen, ja gewissermaßen uns selber unbewußt, erfolgen. Dessenungeachtet aber kann es in eben dem Grade, ja selbst in einem höheren sittlich lobenswerth sein, als wenn es aus dem Bewußtsein der Pflicht heraus, und unter grossen Anstrengungen erfolgt wäre **).

Noch fällt in diesen Kreis von Betrachtungen ein höchst wichtiges Problem, zu dessen Lösung gewissermaßen alle bisher betrachteten wie die Radien in den Mittelpunkt zusammenfließen: die angemessene Ausbildung des **Willens** oder, bestimmter, der **Wollensangelegtheiten**. Wir wissen schon von früher***) her, daß das Wollen aus zwei Be-

*) Man vergleiche hierüber meine „Grundlinien der Rechtsphilosophie", Band I. S. 97 ff.

**) Vergl. Band I. S. 95 ff.

***) Vergl. ebendaselbst S. 128 f.

standtheilen besteht: aus dem Begehren und aus einer Vorstellungsreihe, in welcher das Begehrte als von uns (von diesem Begehren) aus erreicht oder ausgeführt vorgestellt wird. Ehe eine solche Verbindung entstanden ist, giebt es noch keinen Willen in uns (als bestimmte Angelegtheit oder innere Vorbildung des Wollens); derselbe entsteht ursprünglich durch die von solchen Verbindungen zurückbleibenden Spuren, und muß sich in dieser Art für jedes Wollen besonders bilden. In der Weise aber, wie sich derselbe einmal gebildet hat, das heißt in der Vollkommenheit der Begehrungs- und der Erwartungsspuren, welche zu seiner Begründung zusammengeflossen sind, geht er in die Wollungen als Anlage oder Kraft ein: so daß demnach, wie ursprünglich und fortwährend der Wille aus dem Wollen, später auch umgekehrt das Wollen aus dem Willen entsteht.

Nur in dem Maße also, wie diese beiden Bestandtheile in angemessener Vollkommenheit ausgebildet werden, kann sich auch der Wille kräftig, lebendig, rege erweisen. Der Sklave hat Begehren genug; aber indem er von früh auf nicht in solchen Verhältnissen gewesen ist, daß er die Befriedigung desselben von seinem Thun aus mit Sicherheit hätte erwarten können: so ist er ein willen- und charakterloses Geschöpf. Indem er nach der Willkühr eines Anderen leben muß, kann er selbst über den nächsten Augenblick nicht mit Gewißheit verfügen: ein Einfall, eine Laune seines Herrn, die sich oft kaum berechnen lassen, kann seinem Thun eine andere Richtung geben, und das Luftschloß seiner Erwartung auseinanderwehen. Er kann also die Zukunft stets nur problematisch vorbilden; und da sich alle seine Willenskräfte auf der Grundlage der Spuren von solchen unsicheren Vorstellungs- und Strebungsreihen bilden: wie sollte er wohl

zu einem in sich festen Willen gelangen? Daher auch bei Denjenigen, welche von früh auf entschieden in diesem Verhältnisse gelebt haben, die Erscheinung nicht selten ist, daß sie mit der später erlangten Freiheit nichts anzufangen wissen: entweder bei jedem Schritte fehlgreifen und stolpern, oder sich in das Verhältniß zurückwünschen, wo ein Anderer an ihrer Statt überlegte und wollte. Ueberhaupt, soll der Mensch einen festen Charakter gewinnen, so muß er eine bestimmte Grundlage für seine Erwartungen haben, auf die er mit voller Sicherheit rechnen kann: mag nun diese in einem Besitzthum, oder in einem Amte, oder in einer sonstigen festen bürgerlichen Stellung, oder worin sonst bestehn. Und eben so ist der Charakter vielfach (wenigstens in der Zeit, wo er sich zuerst konsolidirt) von den Schicksalen des Menschen abhängig. Fortwährendes Mißlingen, indem es die Erwartungen seinem Charakter gemäß stimmt, spannt die Sehnen der Willenskraft ab. Wer nichts hoffen kann, kann auch nichts mit Entschiedenheit wollen. Dagegen in dem Maße, wie die Furcht der Hoffnung weicht, und das Hoffen zum Glauben, und zum unerschütterlichen Glauben wird, auch der Wille immer mehr und mehr an Kräftigkeit und Entschiedenheit zunimmt.

In welcher Beschaffenheit nun soll der Wille begründet werden? — Unstreitig der Wahrheit und der allgemeingültigen Werthschätzung gemäß. Die Vorschriften hiefür sind demnach im Allgemeinen sehr einfach. Niemand soll wollen, was er nicht ausführen kann. Wir sollen auch nicht das (nach der allgemein-gültigen Norm) Schlechtere wollen, wenn wir es gleich ausführen, und zu unserem eigenen Nutzen ausführen könnten. Aber wir sollen überall, wo wir es ausführen können, das (nach der allgemein-gül-

tigen Stufenleiter der Werthe) Bessere wollen; und in Angemessenheit hiezu sollen alle Lust-, Unlust- und Strebungs-Angelegenheiten in uns begründet werden.

Wir stellen uns demgemäß auf der einen Seite entgegen der Einbildung und dem Uebermuthe, die sich zutrauen, was sie nicht zu leisten vermögen; dem Leichtsinne, welcher das Größte und Schwerste unternimmt in der eitlen Erwartung, daß ihn das Glück begünstigen werde; der Hartnäckigkeit und dem Eigenwillen, die an Unbedeutendem, Gleichgültigem, Nachtheiligem festhalten, bloß weil sie es einmal gewollt haben. Aber eben so auch auf der anderen Seite dem Kleinmuthe, der Unentschlossenheit, der Neigung zu kleinlichen Bedenklichkeiten, dem Wankelmuthe und der Willenlosigkeit. Mit umfassender und klarer Einsicht in seine Verhältnisse und das Maß seiner Kraft, arbeite der Mensch fortwährend zum Besseren hin: setze sich nicht das Unerreichbare zum Ziele, aber behalte das Gute, welches sich erreichen läßt, unverrückt und standhaft wenigstens vor dem inneren Geistesauge, wie sehr ihm auch äußerlich scheinbar unüberwindliche Hindernisse die Aussicht darauf versperren und verdunkeln mögen. Dem beharrlichen Wollen gelingt zuletzt auch das Unwahrscheinlichste.

Freilich fehlt es auch nicht an Fällen, wo uns der Weg durch wirklich unübersteigliche Schranken versperrt wird, oder wo das mit ausdauernder Anstrengung vermöge jahrelanger Arbeit Aufgebaute, unerwartet von einem Blitzstrahle getroffen, im Augenblick zusammenstürzt. Unter Verhältnissen dieser Art ist wieder nur in Ideen und in religiöser Resignation für uns Rettung zu finden. Auf das Wollen müssen wir freilich Verzicht leisten; aber wir finden unsere Beruhigung in dem Bewußtsein, mit redlichem

Eifer gewollt zu haben, und in dem festen Glauben, daß, was unserer eigenen schwachen Kraft unmöglich ist, zur rechten Zeit durch einen höheren allmächtigen Willen werde verwirklicht werden.

VI. Neigungen zur Erwerbung und Vorstellung von Eigenschaften.

Nachdem wir diejenigen Klassen von Neigungen zu Ende geführt haben, welche sich auf bewußte oder erregte Entwickelungen beziehn, wenden wir uns zu denen, die auf das unbewußte oder innere Sein gehn. Dieses letztere findet sich zwar auch in den bewußten als Grundlage oder Kraft, und insofern könnte man sagen, die bisher betrachteten Neigungen bezögen sich zugleich auch auf das innere Seelensein. Aber dasselbe wird doch nicht als solches, nicht als unser Sein oder unsere Eigenschaft vorgestellt und zum Gegenstande der Neigung. Wir haben also in den Neigungen, welche besonders darauf gerichtet sind, eine ganz eigenthümliche Klasse, und zwar eine Klasse von großer Ausdehnung. Zunächst zeigen sich als Gegenstände dieser Neigungen unser inneres Sein oder unsere Eigenschaften im engeren Sinne des Wortes, wie sie durch die Spuren gebildet werden, welche von früheren bewußten oder erregten Entwickelungen zurückgeblieben sind. Die Gesammtheit dieser macht unser eigentliches Ich aus; diesen aber schließen sich dann, als zu uns gehörig im weiteren Sinne dieses Wortes, nicht nur die leibliche Gestalt, die leiblichen Fertigkeiten und die sonstigen leiblichen Vorzüge, sondern auch die Kleidung und die übrigen körperlichen Umgebun=

gen, das Eigenthum, die Freundschafts- und Abstammungsverhältnisse, kurz Alles an, was in irgend einer Art zu Jemand gerechnet, oder auf ihn bezogen werden kann. Dies Alles kann ihm, in Verbindung mit der Vorstellung von ihm selber, Genuß oder Pein gewähren, und insofern Gegenstand der Neigungen werden, mit welchen wir es jetzt zu thun haben.

Als die beiden Hauptgattungen dieser Klasse treten zunächst auseinander: die auf die Erwerbung, und die auf die Vorstellung der Eigenschaften gehenden.

Die moralische Würdigung der ersteren ergiebt sich leicht und einfach. Wir haben früher*) gesehn, daß Dasjenige, was zur Eigenschaft unseres Seelenseins geworden ist, indem es durch eine größere Anzahl von Spuren früherer Entwickelungen begründet ist, und also diese letzteren vielfach in sich enthält, in eben dem Verhältnisse auch den Grad der an diese geknüpften Steigerung oder Herabstimmung mehrfach in sich schließt. In dem Maße also, wie die einzelne bewußte Entwickelung etwas Werthvolles ist, kommt auch der Eigenschaft, welche auf deren Grundlage möglich geworden ist, ein höherer Werth zu, nur ein vervielfacht höherer. Demnach macht sich die ganze Stufenleiter, welche wir für die bewußten Entwickelungen kennen gelernt haben, im Allgemeinen in derselben Weise auch für die Eigenschaften geltend: in einer Art von Potenzirung aber, deren Produkte den Abstufungen der Grundfaktoren entsprechen. In eben dem Maße z. B. (oder in einem auf die bezeichnete Weise potenzirten), wie die Genüsse der niederen

*) V. Band I., S. 243 f.

deren Sinne in der allgemein-gültigen Werthschätzung unter denen der höheren stehn, ist auch ein fein gebildeter Geschmack für jene von geringerem Werthe, als ein fein gebildeter Geschmack für diese; und wie wir die witzige Kombination hinter die klare Erkenntniß haben zurückstellen müssen, so muß auch die Erwerbung des Witzes als Eigenschaft nach der allgemein-gültigen Norm tiefer stehn, als die Erwerbung von Einsicht und Klarheit des Denkens. Alle Eigenschaften also, wie viele ihrer erworben werden können, lassen sich leicht auf denselben Maßstab zurückbringen; und den *höchsten* Werth haben, in Folge der Bildungsverhältnisse, welche uns unsere Wissenschaft kennen gelehrt hat, die *moralischen* Eigenschaften.

Weit bedenklicher und schwerer zu würdigen ist dagegen das Zweite: die *Vorstellungen* von unseren Eigenschaften, und die an diese sich anschließenden *Genüsse*, wie dieselben den Gegenstand der Neigung bei dem Stolze, der Ehrliebe und Ehrsucht, der Eitelkeit und Ruhmbegier, der Ruhmredigkeit rc. bilden. Es ist allerdings keineswegs richtig, was man zuweilen behauptet hat, daß es ganz allgemein sittlich-verwerflich sei, sich seines Werthes zu freuen. Die Vorstellungen hievon sind durchaus natürliche (sind Vorstellungen wie alle anderen); und eben so natürlich ist es, daß dieselben, wo sie sich auf Vorzüge beziehn, für unsere Empfindung eine wohlthuende Steigerung mit sich führen. Ueberdies aber schließen sich dieser unmittelbaren Steigerung mancherlei andere Förderungen an. Das Bewußtsein unserer Kräfte giebt uns Vertrauen auf uns selbst, Unternehmungsgeist, Ausdauer, und begünstigt in dieser Art nicht nur das äußere Gelingen, sondern auch das innere Fortschreiten zu immer größerer Vollkommenheit. Dagegen

in beiden Beziehungen nichts in höherem Grade hindert und lähmt, als eine gänzliche Unbekanntschaft mit Dem, was man zu leisten im Stande ist, und der hieraus hervorgehende Mangel an Selbstvertrauen. Von der höchsten Wichtigkeit ist das Bewußtsein unserer Vollkommenheiten besonders um uns aufrecht zu erhalten, wo wir von Anderen zurückgesetzt, mißverstanden, verachtet, verläumdet werden; ja unter diesen Umständen nicht selten das einzige Mittel, uns vor einem geistigen Untergange zu bewahren: namentlich wenn die Mißachtung in größerer Ausdehnung gegeben ist, wie bei Demjenigen, der in irgend einer Art der Zeit oder der gesammten Gesellschaft, in welcher er lebt, vorangeeilt, und hiedurch mit denselben in Gegensatz getreten ist. Nur eine klare und kräftig gehaltene Vorstellung der inneren Vorzüge, welche ihm dadurch geworden sind, wird ihn aufrecht erhalten können. Dagegen wo in Folge von unvollkommener Bildung, oder von Charakterschwäche, oder aus irgend einem anderen Grunde, unter solchen Verhältnissen die Haltung in dem eigenen höheren Bewußtsein fehlt, der Mensch nicht dem Andrange einer weitverbreiteten ungünstigen Meinung zu widerstehn im Stande ist. Hat er, vielleicht nur auf der Grundlage eines ungerechten Verdachtes, einen schlechten Ruf bekommen, welcher ihm von allen Seiten herabwürdigend, hemmend, zurückweisend entgegentritt, so sinkt er immer tiefer und tiefer, bis er zuletzt wirklich der Niederträchtigkeiten fähig wird, die man ihm anfangs bloß angedichtet hatte*). Wo also Umstände dieser Art gegeben sind, oder

*) Schon überhaupt die Erfahrung, daß uns unser reiner Charakter, unser redlich auf das Beste gerichteter Wille nicht vor gehässigen Anschuldigungen zu bewahren vermocht haben, hat viel Gefährliches, besonders für Denjenigen, welcher mit idealen

auch nur mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden können, ist es nicht nur sittlich erlaubt, sondern selbst sittlich geboten, sich, auf sein besseres Selbstbewußtsein gestützt, der fremden Meinung entgegenzustemmen. Der edle Stolz, welcher als Reaktion gegen ungerechte Herabsetzung hervortritt, oder unwürdige Anträge, Zumuthungen, Vorschläge, mit gerechter Verachtung zurückweis't, verdient in jeder Hinsicht unsere warme Billigung und Hochachtung*).

Auf der anderen Seite aber ist doch die Vorstellung von unseren lobenswerthen Eigenschaften, wenn auch eine natürliche, doch nur Eine unter unzähligen anderen. Hieraus ist es abzuleiten, daß es einem Menschen an und für sich nicht zum sittlichen Vorwurfe gemacht werden kann,

---

Erwartungen von der Gerechtigkeit des allgemeinen Urtheils in die Welt getreten ist.

*) Zu den falschen Ausbildungen des Stolzes, welche in dieser Art hervorgerufen werden können, gehört namentlich derjenige, welcher sich fast ohne Ausnahme bei verfolgten und verachteten Sekten findet. „Es war mein Unglück (erzählt ein scharfsinniger Beobachter), unter den Dissenters geboren zu sein, welche mit einem gelbsichtigen Auge auf Andere sehn. Indem sie selber proskribirt sind, lernen sie Andere proskribiren, und kommen zuletzt dahin, alle Rechtlichkeit der Grundsätze und Gesundheit der Ansichten innerhalb der Gränzen ihrer kleinen Gemeinschaft koncentrirt zu glauben. Diejenigen, welche nicht zu der Klasse der „Rational Dissenters" gehörten, wurde ich verleitet als Solche zu betrachten, welche kaum den Namen vernünftiger Wesen verdienten. Hat sich einmal dieses Vorurtheil von den „wenigen Auserwählten", welche „das Salz der Erde" sind, festgesetzt, so ist es leicht uns zu überreden, daß wir die Krone derselben seien, und uns einzubilden, daß wir von größerer Wichtigkeit seien in der Wagschale wahren Verdienstes, als die ganze übrige Welt zusammengenommen, welche einen gewissen Text in der Schrift nicht so auslegt, wie es uns gelehrt worden ist" (Hazlitt, Literary Remains, London 1836).

wenn er diese Vorstellung nicht bildet: von seinen eigenen Fähigkeiten und Vorzügen nichts weiß, und zu ihrer Vergegenwärtigung keine Neigung hat. Vielmehr wird Dies in den meisten Fällen etwas Liebenswürdiges, ja, wo der Mensch entschieden auf das Höhere gerichtet ist, und dabei keine Ahnung hat, wie er in Demjenigen, was er begeistert erstrebt, Andere schon lange weit hinter sich gelassen hat, einen eigenthümlichen sittlich-erhabenen Charakter begründen. Und dies ist zugleich der Punkt, von welchem aus uns, wenn auch nicht gegen die Vorstellungen von unseren lobenswerthen Eigenschaften, doch gegen die darauf gerichteten Neigungen Bedenken entstehn können. Haben diese Vorstellungen (könnte man sagen) keinen höheren Werth, als die unzählig vielen anderen Vorstellungen, welche außer und neben ihnen von der Welt und ihren Verhältnissen möglich sind, so sei es ja nicht ohne sittliche Abweichung möglich, daß sich eine Neigung dazu ausbilde: daß wir, mit Zurückstellung so vieler anderen, so häufig zu ihnen zurückkehren, und in der Steigerung, welche sie mit sich führen, einen hohen Genuß finden. Dasselbe, was für die Vorstellungen von unseren eigenen Vollkommenheiten recht sei, müsse ja auch für alle Vorstellungen von Vollkommenheiten anderer Menschen recht sein, die nach der allgemein-gültigen Norm mit jenen auf gleicher Stufe stehn. Der sittlichen Norm gemäß also müßten wir diese eben so oft vorstellen, und denselben Genuß darin finden; und in dem Maße, wie dies nicht geschehe, sei in uns ein Sittlich-Abweichendes gegeben.

Diese Argumentation nun hat allerdings eine gewisse Wahrheit: nur daß das Mangelhafte, welches in dem bezeichneten Verhältnisse hervortritt, nicht ein Sittlich-Abweichendes ist, sondern die menschliche Beschränktheit,

auf welche wir schon mehrmals aufmerksam geworden sind*). Indem wir mit unserem ganzen Sein: mit unserem Vorstellen, Fühlen, Begehren, nicht auf einem Punkte über der Welt stehn, von welchem wir dieselbe ihrem ganzen Umfange nach gleichmäßig praktisch aufzufassen und zu behandeln im Stande wären, sondern auf einem Punkte in der Welt, und von dem wir nur einen sehr kleinen Gesichtskreis überblicken, so kann sich für unsere Bewußtseinsentwickelung nicht Alles mit gleicher Stärke ausbilden. Es ist also allgemein-menschlich-natürlich, daß wir an unseren eigenen Eigenschaften ein größeres Interesse nehmen, als an denen Anderer, und eine mäßige Freude daran, eine mäßige Neigung zu ihren Vorstellungen kann selbst von dem Standpunkte der höchsten Sittlichkeit aus nicht verdammt werden. Nicht nur, daß uns diese Vorstellungen näher liegen, als die Vorstellungen von den Eigenschaften Anderer: so bilden sie auch (und dies ist der Hauptpunkt) die Grundlage und den Mittelpunkt für all unser Handeln, und somit auch für unsere Wirksamkeit auf die Welt. Es ist also natürlich, daß der Mensch, gerade in dem Maße, wie diese letzteren ausgedehnter, ununterbrochener, angespannter sind, auch mehrfach auf jene Vorstellungen zurückgeführt wird, und sich so eine gewisse Neigung zu ihrer Reproduktion ausbildet. Dazu kommt endlich, daß wir nicht wissen können, wie bald und wie dringend das oben bezeichnete Verhältniß für uns eintreten wird, in welchem wir der Beruhigung und Aufrechthaltung durch diese Vorstellungen mehr oder weniger bedürfen werden.

Durch alles Dieses wird jedoch eine sehr häufige Rück-

---

*) Man vergl. besonders Band I., S. 208 ff.

kehr zu dem mit denselben verbundenen Genusse, als Genuß, und ein Versenken, eine schwächliche Hingebung daran nicht entschuldigt*). Wir müssen dies noch bestimmter ausprägen, indem wir die verschiedenen morali-

*) Da natürlich diese Neigungen leichter entstehn, je größer die eigenen Vollkommenheiten sind, und je bedeutender die Wirksamkeit ist, für welche sie die Grundlage bilden: so finden wir sittliche Abweichungen dieser Art sehr häufig gerade bei den ausgezeichnetsten Männern. Es liegen uns darüber höchst merkwürdige Selbstgeständnisse vor. Franklin, in der Einleitung zu seiner bekannten Selbstbiographie, bekennt sich nicht nur für sich selbst zur Eitelkeit, sondern zugleich, daß er sie sich und jedem Anderen gern zulasse, ja es nicht unpassend finden würde, wenn Jemand Gott, unter den übrigen Segnungen, die er ihm habe zu Theil werden lassen, auch dafür danke, daß er ihn eitel gemacht. — „Ihr Lob der Levana (schreibt Jean Paul) hat mich fast noch stärker erfreut als Ihr Tadel. Ihre gütige Voraussetzung meiner Gleichgültigkeit gegen Lob kann ich ohne Unbescheidenheit nicht zugeben; und in der That ich wüßte nichts, was ich lieber läse, als ein Rieß Papier, das mich unendlich priese, und ich hätte keine andere Mühe dabei, als die Sache zu glauben" (Knebel's Briefsammlung, Band II.). — Noch merkwürdiger ist eine Stelle in einem Briefe Jacobi's in derselben Briefsammlung: „Was ich Ihnen einmal sagte, ist ganz wahr, daß ich nämlich erstaunlich dem Bilde gleiche, das Rousseau in den Briefen an Malherbes von sich macht: Lesen Sie diese Briefe, mir zu Ehren, noch einmal in der Ursprache. Es ist auch ein Punktum über die Eitelkeit darin. Ich wiederhol's, das ganze Bild ist mir zum Sprechen ähnlich. — Als ich Ihren Brief las, fiel mir ein, daß ich vor sechs Jahren, als Klopstock bei mir zu Mannheim war, über Lavater mit ihm zu reden kam. Mein Freund Lavater, sagte Klopstock, ist sehr eitel; der gute Mann weiß es selbst nicht, wie sehr! — Einige Tage darauf erwähnte Göthe einer gewissen Dame gegen mich, die Herder der Eitelkeit beschuldige, und sich nicht mit ihr vertragen könne, weil er selbst der eitelste unter allen Menschen sei. Was Göthe von Herder sagte, sagt ganz Deutschland wieder von ihm: er sei aus Eitelkeit und Hochmuth zum Narren geworden. Wie von Wieland und Klopstock geurtheilt wird, ist niemand unbekannt; und von

schen Abweichungen, welche in dieser Hinsicht vorkommen können, näher bestimmen. Wir fassen dabei zunächst die Grundverhältnisse dieser Neigungen: die eigene Schätzung und den Genuß bei derselben, ganz rein ins Auge: halten noch alle Rücksicht auf andere Menschen fern, sowohl die daraus entsteht, daß die in ihnen gebildeten Vorstellungen von unseren Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten zu uns reflektirt werden können (wie bei dem Lobe, der Ehre, dem Ruhme rc.), als die durch die Vergleichung mit ihnen (die Erhebung über oder die Zurücksetzung gegen sie) vermittelte.

I. Als die geringste Abweichung zeigt sich, daß die Vorstellung Desjenigen, was allerdings werthvoll ist, ja einen hohen Werth hat (wie ausgezeichnete Talente, Charaktereigenschaften rc.), zu hoch geschätzt und zu stark begehrt wird. Wir müssen hier wieder zwei untergeordnete Bildungsverhältnisse unterscheiden, die ihren Bestandtheilen nach sehr nahe liegen, und gleichwohl in ihrer Ausbildung nicht selten sehr weit von einander abstehn. Die im Allgemeinen weniger zu tadelnde Form ist die abstrakte Ueberschätzung gewisser Vorzüge, z. B. der Tapferkeit, der Gelehrsamkeit, der Standhaftigkeit und Unerschrockenheit rc. Bei wem die sittliche Abweichung nur von dieser Art ist, Dem werden allerdings diese Vorzüge in einem glänzenderen Lichte erscheinen, als es nach der allgemein-gültigen Werthgebung der Fall sein sollte; er wird vielleicht (bei höheren Graden) die ganze Seele davon voll haben, und für ande-

---

Lessing heißt es gar, daß er sich aus Eitelkeit dem Teufel ergeben habe. — Nun frag' ich, ob wir alle schuldig, oder ob wir alle unschuldig sind?"

res, gleich Werthvolles unempfänglich sein, wird, so viel es sich nur irgend machen lassen will, das Gespräch (auch unangemessen und gewaltsam) darauf hinlenken, und übermäßige Begriffe ausbilden von dem Ansehn, den Rechten ꝛc., welche den mit diesen Eigenschaften Ausgestatteten gebühren. Aber er wird dieselben überall schätzen, wo er sie vorfindet: an Anderen eben sowohl, wie an sich selbst; wird vielleicht, unverblendet und mit Bereitwilligkeit, ja mit einer Art von Großmuth dem Uebergewichte Anderer darin seine Hochachtung oder Bewunderung zuwenden*). Wir haben also hier nur eine zu hohe Werthschätzung, wie jede andere, noch nicht den specifischen Charakter einer selbstbeschränkten Neigung.

Dieser letztere zeigt sich erst in der zweiten untergeordneten Gattung dieser Klasse: in dem Stolze (in der üblen Bedeutung dieses Wortes). Hier ist die Ueberschätzung (wir nehmen fürerst noch an, des an sich Werthvollen) in der Verbindung mit der Vorstellung des Menschen von

*) Er war sich (erzählt ein Berichterstatter im Edinburgh Review, Vol. 64 von dem berühmten Malthus) des Werthes seiner Verdienste um die Wissenschaft wohl bewußt. Aber in der Selbstbefriedigung, welche ihm aus der Vorstellung derselben hervorging, war nicht das mindeste persönliche Interesse; und er kümmerte sich wenig darum, wer es sei, der Recht habe, wenn nur das Recht den Sieg erhielt. Wir sind überzeugt, daß, falls bei weiterer Untersuchung seine Theorie der Bevölkerung über den Haufen geworfen worden wäre, alle Empfindung des Verdrusses darüber sich verloren haben würde in der ruhigen Freude, daß die Menschheit einen neuen Schritt zum Ziele der Wahrheit vorwärts gethan habe. Seine Neigung zum Ausgezeichneten war verschieden von der Neigung sich auszuzeichnen. — Dies glaubt der Berichterstatter vorzüglich daraus ableiten zu können, daß bei seiner Erziehung das Motiv des Wetteifers vergleichweise unbenutzt geblieben sei.

sich sebst begründet: die Neigung auf die Vorstellung gewisser Vorzüge beschränkt, inwiefern dieselben von ihm als seine eigenen gedacht werden. Hieher gehören, als besondere Modifikationen: die Neigung zu wohlgefälliger Selbstbespiegelung, die Selbstgenugsamkeit, das übermäßige Selbstvertrauen, die Ruhmredigkeit, so wie als höhere Grade die Aufgeblasenheit und die hochmüthige Geringschätzung Anderer. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese in höherem Maße, als die vorher betrachtete Art von Beschränktheit und Pedanterei, thöricht und lächerlich sind. Thöricht, inwiefern einem ganz Einzelnen, welches immerhin an sich lobenswerth sein mag, aber dem doch unzählige Eigenschaften Anderer gleich oder vorzuziehn sind, ausschließend ein übermäßiger Werth beigemessen wird; lächerlich vermöge des Gegensatzes, in welchen die Aeußerungen dieser Vorstellungen mit den Vorstellungen anderer Menschen treten*). Außerdem wirkt eine solche Ueberschätzung den eigenen Zwecken des Menschen, in welchem sie gegeben ist, entgegen. Je höher jemandes Meinung von ihm selber und die darauf begründeten Ansprüche gespannt sind: um desto weniger werden Andere geneigt sein, dieselben anzuerkennen; vielmehr ist das sicherste, und auf die Länge einzige Mittel, unsere Vollkommenheiten anerkannt zu sehn, gerade eine durchgängig bescheidene Würdigung derselben durch uns selbst. Nicht nur dies aber, sondern auch in Hinsicht unserer innern Ausbildung ist jene Ueberschätzung unserer wahren Förderung entgegen. Wer schon eine sehr

---

*) Man vergleiche hiezu die Bestimmungen, welche ich über das Grundverhältniß des Lächerlichen gegeben habe, in meinen „Psychologischen Skizzen", Band I., S. 55 ff.; „Lehrbuch der Psychologie", S. 179 ff.

hohe, oder gar die höchste Vollkommenheit erreicht zu haben meint, wird nur lässig oder gar nicht weiter streben. Er wird Vieles, was ihm förderlich sein könnte (belehrende Bekanntschaften, Studien, oder Bestrebungen und Verhältnisse, die zu seiner Besserung dienen könnten), für unnöthig, oder seiner unwürdig halten; oder auch wohl das Zusammensein mit ausgezeichneteren Menschen fliehn, um nicht durch die Wahrnehmung ihrer Vorzüge in seiner Selbstgenugsamkeit gestört zu werden. Ja häufig schlägt auch eine solche Ueberschätzung in Dasjenige über, was gewissermaßen ihr Gegentheil ist, und für den ersten Anblick damit unvereinbar scheinen kann: in Selbstmißtrauen, in Furcht des Mißlingens und wirkliches Mißlingen. Wer sich zu viel zuzutrauen, von sich zu viel zu erwarten geneigt ist, zieht sich nicht selten, instinktartig oder selbst bewußt, von der Unternehmung Desjenigen zurück, wovon ihm ein Vorgefühl sagt, daß es hinter seinen Ansprüchen zurückbleiben, ihn in jenem gern gehegten Selbstbewußtsein stören werde. Er will dafür eine günstigere Stimmung oder günstigere Verhältnisse abwarten, die doch vielleicht allein durch ein muthiges Darangehn hätten gewonnen werden können.

Im Gegensatze mit allem Diesem also entsteht uns die Vorschrift, daß wir uns auch unserer wahren Vollkommenheiten nicht überheben, nicht zu viel und mit schwächlichem Wohlgefallen an dieselben denken. Möge uns das Bewußtsein, dieselben erworben zu haben, immerhin eine gewisse Befriedigung, und also eine Art von Genuß gewähren: wir sollen diesen Genuß, wie jeden anderen, in angemessene Schranken einzuschließen und zur rechten Zeit abzubrechen wissen. Hiefür nun wird uns kaum etwas Anderes eine wirksamere Unterstützung gewähren, als wenn wir uns streng

gewöhnen, unsere lobenswerthen Eigenschaften nicht mit dem Maße von Vollkommenheit, welches gewöhnlich erreicht wird, sondern mit dem höchsten, welches überhaupt erreichbar ist, zu vergleichen. Indem wir dieses vor Augen haben, wird sich uns beständig das Bewußtsein aufdringen, wie weit wir noch von der vollen Angemessenheit zu demselben entfernt sind. Mit Schmerz und mit Demüthigung werden wir erkennen, wie wir, ungeachtet aller Anstrengungen, noch täglich, aus Mangel an Aufmerksamkeit oder an sicherer Haltung in dem Höheren, mannigfache Fehler begehn, und hinter der Aufgabe, die wir nach Maßgabe unserer Anlagen zu lösen im Stande wären, zurückbleiben; und indem wir uns so ununterbrochen unserer Unvollkommenheit und der Schwierigkeit, dem hohen Ideale zu entsprechen, bewußt bleiben, werden wir nicht in die Versuchung gerathen, uns anmaßend über Andere zu erheben, sondern diesen nach dem Maße Dessen, was ihnen von Gott zugetheilt und gelungen ist, bereitwillig eine gerechte Anerkennung darbringen.

II. Eine noch höhere Abweichung, als die bisher betrachteten, findet sich im Allgemeinen bei der überwiegenden Schätzung Desjenigen, was nur einen geringen oder gar keinen Werth hat. Nur wenige Menschen gelangen zu einem durchgehends richtig abgestuften Bewußtsein von der Welt und von ihnen selber. Wie überhaupt das Vorstellen der Meisten wenig über das Aeußere, Sinnliche hinausgeht, so auch in Hinsicht der Schätzung und der Selbstschätzung. Daher der Stolz auf äußere Schönheit, auf körperliche Größe und Stärke, auf reiche und geschmackvolle Kleidung, auf Vermögen, auf vornehme Verbindungen, auf die Tugenden der Vorfahren, auch wo diesen keine

eigenen entsprechen. Ja, ein zufälliges Gelingen und glückliche Umstände, zu welchen der Mensch selber nicht das Mindeste beigetragen hat, können ihm dennoch Veranlassung zu einem Selbstgefühle geben, welches sich weit über das rechte Maß hinaus verirrt: wie denn überhaupt die Vorstellung von uns selber unbeschränkt ist, und auch das Fremdeste darin aufgenommen werden kann, sobald es nur in irgend eine, noch so sehr vermittelte Verbindung damit treten kann. Der Eine ist stolz auf den Vorzug, eine schöne Gegend, oder eine ausgezeichnet günstige Beleuchtung derselben, oder ein seltenes Naturphänomen gesehn zu haben; ein Anderer, daß er einmal mit einem berühmten Manne zusammen gegessen hat (vielleicht nur als Reisender an einer Wirthstafel); ein Dritter wohl gar darauf, daß er von ihm eine Ohrfeige bekommen hat. Wie Viele giebt es, welche sich aus Eitelkeit an höhere Stände drängen, und auf den Verkehr mit denselben stolz sind, auch wenn sie von ihnen geringschätzig behandelt, und zu verächtlichen Diensten gebraucht werden! In dieser Art wird Alles, was nur irgend mit einer gewissen Steigerung vorgestellt werden kann, auch zum Gegenstande des Stolzes: selbst für die Sklavinn der hohe Preis, für welchen sie verkauft worden ist!*)

*) Ein Beispiel hievon erzählt unter Anderen Hamilton (Men and manners in America, Vol. II., p. 190 ss.) Eine Sklavinn, welche von einem Sklavenhändler auf dem Missisippi nach einem Menschenmarkte verschifft wurde, versicherte Jenem mit einem Blicke hoher Selbsterhebung und süßer Eitelkeit, daß ihr Herr dreihundert Thaler für sie ausgeschlagen habe. — Will man noch andere auffallende Beispiele, so denke man an den Stolz, welchen der Ueberbringer einer schlimmen Botschaft empfindet, die auf Andere eine auffallende Wirkung hervorbringt, oder an den Stolz und die Eitelkeit der büßenden Schwärmerei (ein Stolz auf Demuth!), oder an die in manchen

Eben so mit den negativen Formen dieser Neigungen. Es ist bekannt, daß Lichtenberg, im Uebrigen vielleicht einer der freiesten und klarsten Köpfe, die je existirt haben, sich seiner verwachsenen Gestalt so schämte, daß er eine Zeit lang nie am Tage ausging, und im Kollegium an der hinter ihm stehenden Tafel in keiner andern Stellung schrieb, als indem er den Rücken dabei so viel als möglich an derselben behielt. Oder man nehme die Scham und Scheu eines ausgezeichneten Mannes, die (doch der wahren Werthgebung nach ganz indifferente, ja im Verhältniß zu seiner Auszeichnung vielmehr ehrenvolle) Abkunft aus einem niedrigen Stande zu bekennen, oder seine unverschuldete Armuth rc.

Auch bei diesen Neigungen finden sich die beiden untergeordneten Formen, welche wir bei der ersten Klasse kennen gelernt haben. Für beide sind die Vorschriften sehr einfach. Man präge auch in dieser Hinsicht seine Werthschätzung durchgehends nach der allgemein-gültigen Norm aus, und namentlich in der rechten Abstufung von innen nach außen: wo sich denn von selbst versteht, daß das Aeußerliche und Zufällige ganz auszuschließen ist. Was nur äußerlich mit uns in Verbindung steht, was uns der nächste Augenblick rauben oder verderben kann, sind ja doch nicht wir selbst; und wer sich also darum (um seiner Kleidung, seines Vermögens, seiner Verbindungen und Abstammung willen rc.) hochhält, steht unstreitig insofern auf einer niederen Stufe der sittlichen Bildung, als er ja noch nicht einmal sich selber und ein Leben in ihm selber gewonnen hat; und

Ländern verbreitete Sucht nach glänzenden Leichenbegängnissen, um deren willen sich die Lebenden nicht nur alle Bequemlichkeiten, sondern selbst das für die Erhaltung des Lebens Nothwendigste versagen.

hat daher alle seine Kräfte anzuspannen, um sich aus dieser sittlichen Rohheit herauszuarbeiten.

III. Hiezu kommt noch ein drittes Grundverhältniß der sittlichen Abweichung. Nicht nur das Wirklich-Gegebene wird in der bezeichneten Art beschränkt und verkehrt geschätzt, sondern auch Nicht-Gegebenes, Unwirkliches, bloße Einbildungen eingemischt. Der Mensch ist stolz auf das, was er gar nicht besitzt. Diese Einbildung kann verschiedene Gründe haben. Bald entsteht sie in Folge der übermäßig günstigen Meinung Anderer. Unverständige Aeltern, Lehrer, Hausfreunde haben das Kind ungehörig gelobt; oder der Jüngling, die Jungfrau nehmen Artigkeiten und Schmeicheleien, die ihnen im gesellschaftlichen Verkehr, und besonders vom anderen Geschlechte gesagt werden, für Wahrheit. Steigerungsvorstellungen dieser Art haben für sie etwas so Süß-Einschmeichelndes, daß sie sich nicht enthalten können, sie mit der Vorstellung von ihnen selber zu verschmelzen, auch wenn ihnen ihr Selbstbewußtsein keine Bestätigung dafür giebt. In anderen Fällen entspringen die Einbildungen aus den eigenen Wünschen, Erwartungen, Idealen. Eine Vollkommenheit, welche Jemand gern erwerben will, glaubt er leicht schon erworben zu haben, wenn auch nur ein schwacher Schein hiefür begünstigend hinzutritt; und die Erwartungen, die mit Begeisterung aufgefaßten Ideale, werden nicht selten nach einiger Zeit für Wirklichkeit genommen. Oder das Eingebildete kann endlich noch mehr äußerlich und zufällig hinzugeflossen sein: aus einem mit regem Interesse und warmer Empfindung gelesenen Roman, einer schwärmerischen Auffassung der Geschichte. Auch braucht es nicht einmal klar ausgebildet zu werden, sondern in Folge eines unbestimmten Wohlgefallens und Strebens

zur Selbsterhebung kann sich eine eben so unbestimmte Vorstellung davon, oder Dasjenige ausbilden, was man „Dünkel" nennt. Die geringste Aehnlichkeit, eine noch so weit abstehende Analogie mit dem Gepriesenen, ein Differenzial desselben reicht hin, den Besitz davon in einem nebelhaften Bilde vorzuspiegeln. In manchen Fällen wird auch ein wirklicher Vorzug (z. B. die Erwerbung einer tieferen Einsicht, die Erkenntniß eines früheren Irrthums) im weitesten Umfange idealisirt; und der unerfahrene Mensch glaubt die höchste Spitze der Vollkommenheit erreicht zu haben, weil er in einem einzelnen, vielleicht ganz unbedeutenden Punkte seinen früheren beschränkten Standpunkt und diesen oder jenen anderen Menschen übersieht*). Daher sich dieser Dünkel so häufig bei Denjenigen findet, welche in einem kleinen, überwiegend isolirten Kreise in irgend einer Beziehung entschieden die Ersten sind: bei jungen Leuten aus niederen Ständen, die zum Studiren gelangt sind, und in ihrer Familie wohlgefällig als Wunder der Gelehrsamkeit angestaunt werden; bei Dorfschulmeistern, bei Aerzten und Apothekern in kleinen Städten, welche in ihrem Fache als Orakel gelten, und es deshalb in Allem zu sein glauben; aber auch in weiteren Umgebungen bei Solchen, die in Folge äußerer Verhältnisse oder eigener Neigung in großer Isolation leben**).

*) „Ueberhaupt, da man in jungen Jahren einen gewissen selbstgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt, so äußert sich dieser besonders darin, daß man sich im kurz Vorhergegangenen verachtet: denn indem man freilich von Stufe zu Stufe gewahr wird, daß Dasjenige, was man an sich, so wie an Anderen, für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich hält, so glaubt man über diese Verlegenheit am besten hinauszukommen, wenn man Das selbst wegwirft, was man nicht retten kann." (Göthe, „Aus meinem Leben", Theil II., S. 317.)

**) Daher ist es auch abzuleiten, daß Diejenigen, welche sich rein durch Bücher bilden, fast unausbleiblich mehr oder weniger

Im Gegensatze mit allen diesen Fehlern also, bemühe man sich, in jeder Beziehung von sich eine streng der Wahrheit gemäße und klare Vorstellung zu gewinnen. Da die Verfälschung derselben von so vielen Seiten her vermittelt werden kann, und so viel Anlockendes hat, so prüfe man sich in dieser Hinsicht immer wieder von Neuem, und indem man seine Selbstvorstellung mit einer gewissen Kaltblütigkeit an seinen Leistungen mißt, und mit den ausgezeichneteren Leistungen Anderer vergleicht. Mag es auch im gesellschaftlichen Verkehr in mannigfachen Beziehungen zu entschuldigen, und, wo eine Neigung zum Gegentheil vorhanden ist, selbst zu empfehlen sein, daß man die Unvollkommenheiten anderer Menschen nicht bemerke, oder doch nicht rüge, und ihre Vollkommenheiten idealisire: im Verkehr mit uns selber haben wir die Rücksichten nicht zu nehmen, welche dieses Verschleiern und Verschönern bedingen; und in diesem also soll überall die strengste Wahrheit herrschen. Nur wenn wir uns selber, mit allen unseren Mängeln, mit unserer Beschränktheit und Einseitigkeit, wie wir wirklich sind, und in voller Klarheit auffassen, werden wir ja in den Richtungen, wo es nöthig ist, und mit der rechten Anstrengung, auf unsere Vervollkommnung hinzuarbeiten im Stande sein. Aber dazu, wie wir uns schon früher*) überzeugt, gehört nicht nur Einsicht und Gefühl von ihrer Nothwendigkeit, sondern auch Muth; und dieser kann uns nur auf der Grundlage günstiger Erwartungen werden. Wie wir daher

---

auf ihre Bildung stolz und dünkelhaft werden. Den Verfassern der Bücher halten sie sich für nichts verbunden, und gegen jeden anderen Maßstab sind sie isolirt.

*) Vergl. Band I., S. 496 und 588 ff.

daher in Hinsicht unserer Unvollkommenheiten Wahrheit verlangen müssen, so auch in Hinsicht unserer Vollkommenheiten; und auch von dieser Seite her also bestätigt sich uns das gleich anfangs Festgestellte, daß wir in keiner Art sittlich verpflichtet sind, uns das freudige Bewußtsein dieser, sobald es nur der Wahrheit gemäß ist, durch hypochondrische Befürchtungen und eine erkünstelte Demuth zu verkümmern.

Wie nun aber mit den Urtheilen Anderer von uns oder der Ehre? — Hier wird durch die Steigerung, welche diese bei der Vorstellung von uns erfahren, eine Steigerung oder Lustempfindung in uns gewirkt: das von uns zu ihnen hin Reflektirte wieder von ihnen zu uns reflektirt. Die Ehre also ist zunächst und an und für sich betrachtet nur — der Schatten eines Schattens. Allerdings, indem die Vorstellungen von unseren Vollkommenheiten in anderen Menschen mit einer gewissen Anschaulichkeit und Wirklichkeitsfrische gebildet werden, so können ihnen dadurch Unterstützungen für ihre eigene Vervollkommnung zuwachsen. Aber hiedurch werden ja doch die Gegenstände dieser Vorstellungen (unsere Vollkommenheiten) unmittelbar und an sich selbst nicht größer: sie erscheinen nur so, in Folge einer Art von optischer Täuschung; und so entsteht denn für Denjenigen, welcher alle Dinge ihren wahrem Werthe gemäß schätzen will (und dies soll doch jeder Mensch wollen) entschieden die Aufgabe, daß er sich von jener Täuschung frei mache, und die Reflexion der Reflexion nicht höher achte, als das Reflektirte an und für sich genommen.

Aus diesem Grunde haben denn auch manche Schulen geradezu alle Werthschätzung der Ehre verworfen, und ver-

langt, der Mensch solle auf die Urtheile Anderer über ihn gar keine Rücksicht nehmen, ja wohl gar, damit er die Neigung hiezu gänzlich in sich ertödte, absichtlich Unehre bei ihnen suchen, und sich derselben freuen.

Aber ein bloßer Schatten, eine bloße subjektive Täuschung ist die Ehre unstreitig nicht; vielmehr zeigt sie sich mehr vermittelt in mehrfacher Beziehung auch objektiv oder real von großer Wichtigkeit. Zuerst (wie schon angedeutet) der Reflex unserer Vollkommenheiten in Anderen kann für die Ausbildung Dieser fruchtbar werden: ihnen zum Sporn, zur Aufmunterung, zur Mahnung dienen. Was urspünglich Vorstellung des Fremden ist, kann in ihnen selber zum lebendigen Keime werden: indem sie dadurch angeregt, gestärkt, befeuert werden, eine Schwungkraft zum Guten erhalten, die sie nicht hätten aus sich selber nehmen können; und in dieser Art wirkt vielleicht das von uns gegebene Beispiel, und was von diesem aus Gutes geschieht, fruchtbar in die fernste Zukunft hin. Zweitens aber bildet sonst auch der Ruf, welchen wir bei Anderen erworben haben, die hauptsächlichste und werthvollste Grundlage unserer Wirksamkeit auf sie. Nur in dem Maße, wie wir ihre Achtung besitzen, erhalten die von uns ausgesprochenen Ansichten, Ideen, Ermahnungen, Auffoderungen rc. Gewicht und Nachdruck, und können wir in ihnen und durch sie das Gute, welches uns am Herzen liegt, auszuführen hoffen. Hiezu kommt noch ein Drittes, überaus Wichtiges. Wären wir der Wahrheit und richtigen Gliederung unserer eigenen Urtheile über uns vollkommen sicher, so brauchten wir den Urtheilen Anderer, wie wichtig sie auch für unseren Einfluß auf diese sein mögen, für uns selber keinen Werth beizulegen. Aber so ist es

nicht. Wir sind dabei fortwährend in Gefahr, in Folge von Vorurtheilen, von einseitiger Beschränktheit rc. in mancherlei Irrthümer, und in Folge Dessen, daß wir uns näher stehn, als irgend ein Anderer, in eine Ueberschätzung unserer Vorzüge zu verfallen. Und in dieser Hinsicht also bilden die Urtheile Anderer über uns gewissermaßen eine nothwendige Ergänzung für unsere eigenen: müssen denselben zur Bestätigung, und, wo dies nöthig ist, zum Korrektiv dienen.

Aus dem Zusammenwirken von allem Diesen erklärt es sich, wie die Ehre, obgleich sie aus demjenigen Standpunkte der Betrachtung, welchen wir zuerst einzunehmen hatten, als ein Nichts erscheint, selbst von Solchen, die sittlich höher stehen und eine klarere und mit der wahren moralischen Werthgebung einstimmige Schätzung der Dinge gewonnen haben, als eines der höchsten Güter, ja als dasjenige betrachtet werden kann, welches unmittelbar nach dem Wohle der Menschheit und des Vaterlandes seinen Rang habe. Je höher wir alles Gute schätzen, je mehr wir für die Ideale desselben begeistert, und bestrebt sind, diese in uns und in Andern zu verwirklichen: um so weniger kann uns auch der Besitz Desjenigen gleichgültig sein, was uns, so weit sie in uns und von uns aus möglich ist, allein diese Verwirklichung sicher stellen kann.

Auf der anderen Seite aber hüte man sich auch vor übermäßiger Schätzung. Haben wir die Fähigkeit zu einer besonnenen, klaren, vorurtheilsfreien Selbstvorstellung erworben: so sind wir unstreitig im Stande, uns besser zu beurtheilen, als dies Andere, selbst bei dem besten Willen, vermögen werden. Diese dringen, da sie sich doch zunächst nur an unsere äußere Erscheinung anschließen können, mei-

stentheils nicht genug durch die Oberfläche hindurch; haben zu einer tieferen und allseitigen Beurtheilung nicht Data, nicht Scharfblick genug, nehmen sich auch oft nicht die gehörige Mühe und Zeit dazu. Es ist also, wie häufig es auch vorkommen mag, thöricht und lächerlich zugleich, wenn sich Jemand bei seiner Selbstschätzung lediglich auf das Urtheil Anderer über ihn stützt. Menschen dieser Art sind in der Beurtheilung ihrer selbst jedem Zufalle Preis gegeben: heute aufgeblasen, wenn ihnen Jemand (aus Eigennutz vielleicht, oder aus Langerweile, oder aus Laune ꝛc.) eine Schmeichelei gesagt hat, und morgen kleinlaut und hypochondrisch-selbstquälerisch, wenn sie, vielleicht eben so zufällig und unverdient, auf Kälte oder Tadel gestoßen sind, wo sie Lob erwarteten. Und nicht besser ist es meistentheils mit der Nacheiferung bestellt. Auch diese richtet sich ja nicht selten auf das Oberflächlichste und Gleichgültigste, oder gar auf entschiedene Fehler, welche mit den Vollkommenheiten in Verbindung oder auch nicht in Verbindung stehn, und mehr als diese hervorstechen. Es ist bekannt, daß die Höflinge Alexanders sich bemühten, ihren Hals schief zu tragen, weil ihr Gebieter von Natur einen schiefen Hals hatte. So nun auch im Intellektuellen und Moralischen. Statt der Energie, der Strenge und Richtigkeit, der Ausdehnung und Gewandtheit in den Denkoperationen, sehn wir gewisse Redensarten, oder Uebergangspartikeln, oder Eigenthümlichkeiten in dem Bau der Sätze, die noch dazu vielleicht mangelhaft sind, von den Schülern eines ausgezeichneten Denkers nachgebildet, und die Charaktereigenschaften eines großen Mannes zu Fehlern überspannt und karikirt. Man blicke zurück in die Geschichte aller Wissenschaften, aller religiösen und moralischen Gemeinschaften. Mit feurigen

Buchstaben leuchtet es uns überall entgegen, daß selbst im Gebiete des Geistigen auch der Fernblickendste nicht voraus-zusehn vermag, wozu das noch so rein und vollkommen von ihm Ueberlieferte unter den Händen seiner Nachtreter werde umgewandelt werden.

Wer sich also ein gleichbleibendes Urtheil über sich selber bilden, und unter allen Wechselfällen Desjenigen, was sich von seiner Wirksamkeit aus entwickelt, den Frieden seiner Seele bewahren will, muß sich eine gewisse Unabhängigkeit von den Urtheilen Anderer zu erwerben wissen. Allerdings ist es eben so verderblich als verkehrt, sich gänzlich gegen dieselben abzustumpfen, und in der einmal von seinen eigenen Vorzügen gefaßten Meinung zu versteinern; vielmehr sollen wir diese immer wieder von Neuem wachsam prüfend mit den Urtheilen Anderer vergleichen. Aber was sich uns hiebei klar und unzweifelhaft herausgestellt hat, daran sollen wir unerschütterlich festhalten, von welcher Seite her auch der Wind des äußeren Rufes kommen möge: so daß wir (wie auch das Beispiel wahrhaft sittlich-selbstständiger Menschen bestätigt) vielmehr durch Glück und Lob demüthig, durch unverdiente Geringschätzung erhoben und in unserer wahren Werthschätzung gefestigt werden.

Hat sich die Begierde nach Lob und Beifall positiv zu einer übermäßigen Neigung ausgebildet, so ist der Mensch in der Gewalt Derjenigen, welche ihm zu schmeicheln, und ihn nach ihrer Schmeichelei lüstern zu machen verstehn. Diese ist ihm vielleicht selbst dann noch süß, wenn er sie als falsch, als von Eigennutz oder Hinterlist eingegeben erkennt und verspottet: er glaubt sie mit seiner Neigung, wenn er auch mit seinem Verstande das Gegentheil einsieht.

Dem werden sich dann überdies fast durchgehends, mehr oder weniger, die früher charakterisirten Verirrungen anschließen: übermäßige Schätzung Dessen, was uns selber auszeichnet, Idealisirung der eigenen Vollkommenheiten und Einbildung. Weil der Mensch in Diesem oder Jenem ausgezeichnet ist, will er in Allem ausgezeichnet sein. Es ist bekannt, wie sich Richelieu lächerlich machte, und zu Ungerechtigkeiten hinreißen ließ, weil er mit Gewalt nicht nur ein großer Staatsmann (was Niemand in Zweifel zog), sondern — ein großer Dichter sein wollte; und wie Alfieri und Byron schon als Kinder einen Ehrgeiz zeigten, es in allen Leibesübungen den Stärksten gleich zu thun, obgleich jener der Kleinste und Schwächste in seiner Klasse, und dieser lahm war.

In welcher Art nun vermögen wir uns vor diesen Verirrungen zu bewahren? — Da auch diese Neigungen durch die Spuren anwachsen, welche von früheren Lustempfindungen und Begehrungen zurückbleiben: so haben wir vor Allem jedes Uebermaß in der Ausbildung und Ansammlung dieser zu vermeiden. Wir müssen also, wo uns Genüsse dieser Art geboten werden, zur rechten Zeit abzubrechen wissen, oder uns dieselben, wo sich schon eine starke Neigung gebildet hat, lieber ganz versagen. Außerdem aber, mehr im Besonderen, gewöhne man sich einen Unterschied zu machen, von wem das Lob, der Beifall stammen: ob derselbe fähig ist zur Beurtheilung, ob besonnen und willig dazu, ob seine Rede aufrichtig gemeint ist, oder eigennützig-schmeichelnd, oder auch nur um uns damit Vergnügen zu machen*). Vorzüglich beachte man auch die Beschränkun-

*) Les hommes (bemerkt Duclos) conviennent en général

gen, unter welchem das Lob, die Beistimmung ertheilt werden: denn diese sind nicht selten das Wahrste an der ganzen Sache, und also das Einzige, was uns darin zur Förderung gereichen kann. Wird von Demjenigen, welcher im Allgemeinen zu loben, und unbedingt zu loben geneigt ist, zugleich ein Tadel ausgesprochen, so ist wenigstens große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieser nicht unbegründet sei, und uns also eine willkommene Gelegenheit gegeben, unsere Unvollkommenheiten kennen zu lernen und zu verbessern.

Die meisten Menschen pflegen freilich, im vollen Gegensatze hiemit, nur dem Lobe zu glauben, den Tadel unwillig und ungläubig, und als ginge er sie gar nichts an, zur Seite liegen zu lassen. Und eben so nehmen sie das Lob von Jedem ohne Unterschied an, selbst von Denjenigen, deren Urtheil sie, wenn eben dieselben sich tadelnd aussprechen, und selbst wenn sie Andere loben, auf das Entschiedenste verwerfen*). Ja, sie verstatten Urtheilen dieser Art den ausgedehntesten und verderblichsten Einfluß auf ihre Handlungen. Sie richten sich vielleicht zu Grunde, um vor Denjenigen zu glänzen, welche ihnen zuwider sind; und rei-

---

que les choses obligeantes qu'ils se disent, ne sont pas le langage de la vérité, et dans les occasions particulières ils en sont les dupes. L'amour propre persuade grossièrement à chacun, que ce qu'il fait par décence, on le lui rend par justice (Considérations sur les moeurs de ce siècle).

*) Those who cannot live without the world's flattery, sometimes despise the incense-bearers, and the person who depends least upon others, is not the misanthrope, but he who takes a manly and generous interest in all around him (The North-American review, Vol. 31., in Beziehung auf Lord Byron).

ben sich auf in eifersüchtigen Bestrebungen und Sorgen, um mit Denen zu wetteifern, die sie als Thoren verlachen. Aber in Folge zufälliger Umstände sind, von der ersten Begründung der Neigungen an, die Vorstellungen des Lobes und Beifalls mit den Vorstellungen dieser Personen oder dieses Kreises von Personen in Verbindung getreten; und indem sich diese Verbindung stätig erhalten und verstärkt hat, können sie des erstrebten Genusses nur vermöge der Weckungshülfen theilhaftig werden, welche ihnen von den Vorstellungen dieser Personen her kommen*). Auch die klarste Einsicht wird sie dann nicht ganz von derselben zu heilen im Stande sein; sie scheinen, und sind gewissermaßen, in dem einen Augenblicke gänzlich enttäuscht, und im nächsten können sie sich doch nicht enthalten, von Neuem jenem Phantome nachzustreben. Das Heilverfahren also muß tiefer greifen: auf eine Wiederauflösung der verderblichen Associationen, oder auf ihre Neutralisirung durch günstigere hinarbeiten.

Eine besondere Betrachtung müssen wir noch den auf Ruhm gerichteten Neigungen zuwenden. Wenn die Vorstellung unserer Vorzüge oder Unvollkommenheiten von Tausenden oder Hunderttausenden gebildet worden ist, so haben wir vernünftiger Weise hierin höchstens mehr Sicherheit der Bestätigung; und meistentheils dies kaum, indem das einmal in einem gewissen Umfange Vorbereitete von Einem dem Anderen nachgesprochen wird, und die Menge am wenigsten urtheilsfähig ist. Dabei wird uns [und dies ist unstreitig das Schätzbarste bei dem Ruhme, und was ihm allein einen höheren Werth geben kann**)] ein sehr ausge-

---

*) M. vergl. hiezu Band I., S. 159 f.

**) Wir werden diesen Punkt im folgenden Abschnitte, wenn wir

dehnter Einfluß auf Andere und eine Gelegenheit geöffnet, in mannigfacher Beziehung förderlich auf sie einzuwirken. In keiner Weise aber wird doch hiedurch die vorgestellte Vollkommenheit oder Unvollkommenheit größer. Gleichwohl entsteht, indem diese vielen Vorstellungen wieder von uns oder auch von einem Anderen vorgestellt werden, der Schein einer Vergrößerung, und nicht selten einer überaus bedeutenden. Dieselbe Vorstellung findet sich in einem und demselben Akte hundert- und tausendfach; diese hunderte und tausende von Vorstellungen verschmelzen mit einander, gehalten und immer wieder von Neuem in ihrer Frische, in ihrem Glanze gesteigert durch die Weckungshülfen, welche ihnen die Vorstellungen von den Personen gewähren, bei denen wir den Ruhm verbreitet vorstellen; und in dem Maße, wie dieser eine große Anzahl, wie sie unzählige sind, gewinnt auch die Vorstellung den Schein des Unendlichen, ihre Empfindung den des Ueberschwenglichen*). Daher das

---

von den Förderungen Anderer sprechen, genauer zu beleuchten Gelegenheit haben.

*) Hiemit hängt es zusammen, daß eine zu größerer Höhe gesteigerte Ruhmsucht nie zu ihrer vollen Befriedigung gelangen kann. Wie viel sie auch erreicht haben mag: es bleibt immer noch etwas übrig, was sie erreichen könnte; und das kleinste Mißlingen, die kleinste Gefahr des Verlustes kann ihr die Freude an allem bisher Erreichten verderben. Voltaire (äußerte sich einmal Rousseau) jouit de la réputation la plus brillante; il a des biens en abondance, il a des amis, il a rassemblé autour de lui tous les plaisirs et tous les divertissemens imaginables; et c'est cependant le plus malheureux de tous les hommes. Le plus petit auteur est capable de troubler sa félicité; s'il en parle avec mépris, ou s'il a quelque succès, Voltaire en sera désolé. — Wie viel wir auch hievon als Rousseau'sche Uebertreibung abziehn mögen, so wird doch immer noch genug übrig bleiben, das be-

Verblendende, das Betäubende des Ruhmes, so wie die ungeheure Triebkraft, welche die darauf gerichteten Neigungen entwickeln.

Aber die in diesen ausgebildete Werthschätzung steht unstreitig weit von der richtigen ab. Die Vervielfachung der Steigerungsvorstellung, und damit zugleich der Schätzung und des Strebens, ist zwar nicht, wie bei der Grundform des Hanges und der Leidenschaft*) ein rein subjektives Verhältniß, sondern objektiv (in den von Anderen wirklich gebildeten Vorstellungen) begründet; und dies ist es, was selbst bei Denjenigen, welche sich auf eine tiefere Prüfung eingelassen haben, das Urtheil darüber häufig irre geleitet hat. Aber dessenungeachtet gehört diese Steigerung der Schätzung und des Strebens nicht zu den wesentlichen Begründungsmomenten; liegt vielmehr Demjenigen, worauf es für die allgemein-gültige Werthschätzung ankommt, entschieden zur Seite. Wir haben nicht ein Nebenverhältniß, wie das des Eigenthums, der Zuneigung, der Dankbarkeit &c., welches unsere Stellung zur Sache, und hiemit unsere Schätzung derselben wesentlich modificirte**): denn für die Schätzung unserer Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten steht uns Niemand näher, als wir selber, und das vermöge dessen gewonnene Urtheil darf, sobald es richtig gebildet ist, durch kein anderes eine wesentliche Umänderung, und am wenigsten eine Verstärkung in der bezeichneten Art

---

zeichnete Verhältniß ins Licht zu setzen: welches überdies auch durch Rousseau's eigenes Beispiel seine Bestätigung erhält.

*) Vergl. Band I., S. 260.

**) Man vergleiche die Band I., S. 309 ff. hierüber gegebenen Erörterungen.

erhalten*). Und so haben wir es uns denn unstreitig als sittliche Aufgabe zu stellen, daß wir uns von Täuschungen dieser Art frei machen.

Allerdings ist es nicht zu läugnen, daß in allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit durch die Ruhmbegier viel Großes gewirkt worden ist: was auch leicht in der so eben nachgewiesenen Grundform dieser Neigung seine Erklärung findet. Aber nicht immer, ja vielleicht in einer bedeutenden Minderzahl der Fälle, war dieses Große zugleich ein Gutes; und selbst wo es dies war, ihm dies oft nur zufällig: indem dieselbe Neigung, unter anderen Verhältnissen, auch hätte das Schlechte wirken können. Man denke nur an die Kriege ehrgeiziger Eroberer, oder an das namenlose Elend, welches ehrgeizige Tyrannnen gestiftet haben, oder an die vielen Irrthümer und Paradoxa, zu denen die auf wissenschaftlichen Ruhm gerichtete Leidenschaft geführt hat, und welche zu widerlegen und zu beseitigen nicht selten die herrlichsten Kräfte mehrerer Generationen aufgewendet werden mußten.

Hiezu kommt, daß in eben dem Maße, wie das Erstrebte ein Ausgedehnteres ist, auch die sklavische Hingegebenheit an die Begierde eine größere Ausdehnung erhält. Im Verhältniß zur Anzahl Derjenigen, welche die Ehre gewähren, wird zugleich die Macht der Leidenschaft größer. Wer um den Beifall der Menge buhlt, muß sich auch den Ansichten und Gesinnungen der Menge, und das heißt doch dem Unedlen, dem Gemeinen akkommodiren. Dies gilt in gleicher Art von allen Gattungen des Ehrgeizes. Man denke an die erniedrigenden Bewerbungen um Ehrenstellen in Athen, in Rom, jetzt in Nordamerika. Der von Seiten

*) Vergl. oben S. 138, 144 u. 147 f.

seiner Talente, wie seines Charakters ausgezeichnetste Mann im Staate muß sich Denjenigen, welche in diesen beiden Beziehungen eben so, wie in ihren Vermögensverhältnissen, am tiefsten stehn, und die er vielleicht im Herzen entschieden verachtet, dennoch beugen, eine Zuneigung zu ihnen affektiren, ihnen zu Munde reden, ihre Absichten zu befördern versprechen, ja wohl gar seine besseren Ueberzeugungen und Zwecke gegen die ihrigen aufgeben! Kann er sich nicht zu diesem Allem entschließen, so geht er der Ehre verlustig, welche sie zu vergeben haben. In dieser Art ist der ehrgeizige Eroberer eben so in der Gewalt seiner Soldaten, wie sie in der seinigen; und das Partheihaupt einer wissenschaftlichen Schule muß die Ausschweifungen, oder die Einseitigkeiten und Albernheiten seiner Anhänger wohlgefällig aufnehmen, wenn es nicht ihres beifälligen Zurufes und Preisens verlustig gehn will.

Ueberdies stumpft der Ehrgeiz, mehr oder weniger, gegen alles Andere ab. Die kleinen Begebenheiten, die kleinen Freuden des gewöhnlichen Lebens können den Ehrgeizigen, den Ruhmbegierigen nicht interessiren. Seine Seele ist zu sehr ausgeweitet, als daß sie von Dem, was einen so kleinen Umfang hat, ausgefüllt oder gespannt werden könnte; es erscheint ihm als zu gering, unbedeutend, abschmeckig. So führt diese Leidenschaft einen Vernichtungskrieg gegen alle anderen Neigungen; in dem unendlichen Umkreise, welchen sie überblickt, macht das Privatleben mit seinen innigen Zuneigungen, seinen zärtlichen, zuweilen freilich schmerzhaften, aber auch nicht selten unbeschreiblich süßen Empfindungen, seinen Interessen, wie sie der Morgen bringt, und der Abend erfüllt sieht, einen so unbedeutenden Punkt aus, daß es ihm beinah gänzlich in Nichts verschwindet.

Endlich stellt uns der Ehrgeiz, in dem Maße, wie er alle übrigen Leidenschaften an Stärke überflügelt, auch den verderblichen Einwirkungen ungünstiger Schicksale mehr, als irgend eine andere, bloß. Je größer die Höhe, zu welcher sich der Ehrgeizige, der Ruhmsüchtige erhoben gefühlt hat, um desto tiefer fällt er, wenn sich die Kugel des Glückes umwendet. Derselbe Schein der Unendlichkeit, welchen der Gewinn darbot, macht auch den Verlust zu einem unerträglichen; und wie der Ruhm, nach welchem er strebte, ihm die ganze Welt zu umfassen schien, so ist ihm nun die ganze Welt öde, und nirgend, wohin er auch blikken mag, nimmt er etwas wahr, was ihm, selbst für die fernste Zukunft, die Hoffnung einer Befriedigung, eines Genusses, ja nur eines Trostes gewährte. Hiezu kommt, daß sein Verdruß leicht, ja fast unvermeidlich in eine Selbstanklage ausschlagen wird. „So viele Handlungen (bemerkt eine Schriftstellerinn, welche die reichste Gelegenheit hatte, den Ehrgeiz in allen seinen Gestalten zu beobachten) bilden das Leben eines berühmten Mannes, daß er unmöglich, von Seiten der Philosophie oder selbst des Stolzes, Kraft genug besitzen kann, um sich keinen Verstandesfehler vorzuwerfen in Hinsicht der Maßregeln, die er bei dieser oder jener Gelegenheit ergriffen hat; und indem jetzt die Vergangenheit in seinen Gedanken den Platz einnimmt, welchen früher die Zukunft einnahm, so zerstößt sich seine Einbildungskraft gegen diese unbewegliche Zeit, und läßt ihn rückwärts Abgründe durchlaufen, welche eben so unbedingt sind, wie früher die glänzenden Gefilde der Hoffnung"*).

---

*) Mad. de Staël in ihrer Schrift „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations." — Noch eine andere sehr häufige Wirkung der Ruhmsucht unter

Wo von allen Seiten so viele Gefahren drohen, müssen wir uns unstreitig die höchste Wachsamkeit zur Aufgabe setzen. Ist die Begierde nach Ehre oder Ruhm einmal in gewisser Ausdehnung begründet, so vermag auch die klarste Vorstellung von ihrer Eitelkeit nichts dagegen: der Mensch wird davon fortgerissen, selbst in dem Augenblicke, wo er das Thörichte davon einsieht. Also man lasse die Neigung nicht bis zu dieser Höhe anwachsen; wirke derselben früher entgegen: wie es die Verhältnisse fodern, entweder indem man mit kräftigem Eingreifen die wuchernden Schößlinge abschneidet, oder indem man ihr mit konsequenter Strenge den Raum zu weiterer Ausbreitung versperrt. Man präge es sich immer wieder von Neuem ein, daß der Mensch nur durch Dasjenige seinen wahren Werth erhält, was er innerlich ist; und daß dieser Werth durch günstige oder ungünstige Meinungen Anderer, sei es auch durch die von Hunderttausenden und von Millionen, allenfalls wohl bestätigt oder problematisch gemacht, aber in keiner Art vermehrt oder vermindert werden kann.

Nehmen wir nun noch einen Rückblick über diesen ganzen Abschnitt, so hat sich Alles auf einen höchst einfachen Maßstab zurückgeführt, und welcher dabei (wie wir schon

---

diesen Verhältnissen, und selbst schon unter den früheren günstigeren, ist eine gewisse Entfremdung, ein Abgestoßen-werden von anderen Menschen, welche selbst bis zum Menschenhasse steigen kann. Sie können sich unmöglich für die Ehre des Ruhmsüchtigen in dem Maße interessiren, wie er selber; sie erscheinen ihm also, in Folge seiner Selbstsucht und Beschränktheit des Interesses, von ihrer Seite als selbstsüchtig und niedrig gesinnt, als kalt und ungerecht; und indem er sich Das=

anfänglich*) bemerkt, und durch die ganze Betrachtung auf das Vollkommenste bestätigt gefunden haben) alle die Gegensätze, welche sonst in der Ausbildung der Moral hervorgetreten sind, unter Ein regelndes Grundverhältniß vereinigt. Man hat vor Allem die Begründung auf Glückseligkeit und die Begründung auf Vollkommenheit, die materiale und die formale Begründung einander gegenübergestellt. Aber die Glückseligkeit ist eine Steigerung unseres Seelenseins, und die Vollkommenheit ist es auch; und beide bestehn im Allgemeinen aus den gleichen psychischen Elementen. Es kommt also nur darauf an, in welchen Grundbeschaffenheiten, Maßverhältnissen und Verhältnissen der Zusammenbildung diese Elemente in dem Einen und in dem Anderen gegeben sind; und wir haben keinen Gegensatz zwischen beiden, sondern Abstufungsverhältnisse, die sich in jedem vorliegenden Falle durch tiefere psychologische Zergliederungen auf bestimmte Größen zurückführen lassen. Fassen wir dann die Glückseligkeit und die Vollkommenheit von der subjektiven Seite auf, d. h. die darauf sich beziehenden Schätzungen, Strebungen, Gesinnungen und sonstigen Eigenschaften, so erhalten wir zugleich, in den Verhältnissen derselben zur allgemein-gültigen Werthgebung, das Formale am Materialen: so daß also auch dieser Gegensatz vor dem Lichte der tiefer dringenden Psychologie gänzlich verschwindet.

---

jenige, was ihm gebührt, durch sie vorenthalten glaubt, muß er immer mehr und mehr gegen sie verstimmt werden. An veranschaulichenden Beispielen hiezu haben wir gerade in unserer Zeit Ueberfluß; will man ein besonders hervorleuchtendes, so nehme man das von Byron.

*) Vgl. S. 26 ff.

Vom Flüchtigsten und Aeußerlichsten bis zum Bleibendsten und Innerlichsten haben wir dieselbe Norm der Schätzung. Daß „es dem Menschen nichts hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele“, daß das innere Leben, oder noch bestimmter, die Vervollkommnung der Substanz der Seele, von höherem Werthe ist, als irgendwelche Vervollkommnung der Zustände, ergiebt sich unmittelbar nach demselben Maßstabe, mit welchem wir diese Zustände messen. Die Welt ist für den Menschen überhaupt nur etwas, inwieweit er sie in seine Seele aufnimmt; die Aufnahme in der Form des Genusses aber ergiebt jedenfalls nur eine oberflächliche und vorübergehende Bildung; und so muß denn diejenige Aufnahme und Verarbeitung des von der Welt uns Dargebotenen von ungleich höherem Werthe sein, welche dasselbe zur bleibenden, inneren, und namentlich, welche es zur höchsten inneren, zur moralischen Steigerung anwendet; so muß Alles, was dieser Abbruch thut, ein bei Weitem größeres Uebel begründen, als jede äußerliche Entbehrung. Hat man dies „der Natur“, „der Vernunft“, „dem Willen Gottes gemäß“ Leben genannt, so ist dies Alles dasselbe: wir haben nur verschiedene Ausdrücke für die allgemein-menschlich-gleiche Werthschätzung, welche sich, durch Gott in unsere Natur hineingelegt, zur Vernunft ausbildet. Wo diese ausgebildet ist, da haben wir Tugend; und im Gegensatz gegen Dasjenige, was uns in anderer Richtung fortzureißen droht, das Gebot der Pflicht. Und so sind denn alle diese Begründungsweisen zugleich richtig; aber sie drucken Dasjenige, worauf es ankommt, nicht in streng-wissenschaftlicher, klar-bestimmter Weise aus. Den Ausdruck in dieser Art gewinnen wir erst durch die Zurückführung auf die tiefsten Grund-

ver-

verhältnisse der für alle Menschen gleichmäßig gültigen Werthgebung und die Nachweisung, wie diese wirklich für alle Menschen gilt, d. h. durch die Beschaffenheit ihrer tiefsten Grundanlagen, wenn auch nicht präformirt, doch prädeterminirt ist. Und indem sich in Hinsicht der moralischen Verhältnisse gegen andere Menschen und in Hinsicht der gesonderten Formen Dasselbe zeigt, so haben wir hierin Dasjenige wirklich erreicht und für eine erschöpfend-klare Erkenntniß koncentrirt, was alle früheren moralischen Systeme erstrebt, aber nur im Einzelnen, und mit mehr oder weniger ungenügender Klarheit in den Bereich ihrer Erkenntniß gebracht haben.

Zweiter Abschnitt.

Moralische Würdigung der auf andere Menschen sich beziehenden Neigungen.

Indem wir in diesen Abschnitt eintreten, eröffnet sich uns ein ohne allen Vergleich weiterer Horizont. Von wie großer Wichtigkeit es auch sein mag, daß wir die auf unsere eigene Förderung sich beziehenden Neigungen der wahren Werthgebung gemäß ausprägen, so handelt es sich doch hiebei zunächst nur um die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit Eines Individuums. Jetzt aber haben wir millionen und mehr Individuen, welche uns selbst im Allgemeinen an Werth gleich sind, und also schon von dieser Seite her ein unendlich Reicheres. Hiezu kommt die größere Zusammengesetztheit und Verwickelung der Neigungen. Wie wir schon bemerkt, können alle Interessen, und also alle elementarischen Neigungen der vorigen Klasse auch in Bezug auf Andere entstehn, indem ja diese im Allgemeinen den gleichen Förderungen und Hemmungen, wie wie wir selber, unterliegen, und diese Förderungen und Hem-

mungen eben so, wie die eigenen, von uns vorgestellt, empfunden, begehrt werden können. Außerdem aber kommt hier eine nicht geringe Anzahl von eigenthümlichen Interessen hinzu, welche durch die mannigfachen Beziehungen, wie sie sich zwischen Menschen und Menschen entwickeln, begründet werden.

Durch den größeren Reichthum aber, welchen diese Neigungen für die Betrachtung darbieten, werden zugleich auch größere Schwierigkeiten bedingt. Nicht nur, daß der Mensch im Allgemeinen für die Schätzung und das Begehren, wie für das Vorstellen, von früh auf sich selber näher steht, und stätiger gegenwärtig ist, als ihm andere Menschen sind, und hiedurch eine nicht geringe Gefahr, wenn auch nicht gerade Nothwendigkeit einer gewissen Selbstbeschränktheit bedingt ist; nicht nur, daß ins Unendliche hin Kollisionen zwischen den Interessen verschiedener Personen eintreten können: die bedeutendste Schwierigkeit wird durch die Verschiedenartigkeit der Interessen, und namentlich durch den in gewissem Grade unüberwindlichen Mangel an einem gemeinsamen Maßstabe (die Inkommensurabilität) zwischen den rein objektiven oder absoluten und den subjektiv-bedingten Interessen oder den moralischen Nebenverhältnissen*) begründet. Daher auch die bei weitem größere Mannigfaltigkeit der Ansichten, welche sich von jeher in diesem Theile der Moral sowohl in Hinsicht der Tugenden als in Hinsicht der Pflichten ausgebildet hat.

Im Uebrigen ist die moralische Grundnorm hier durchaus dieselbe, wie für die bisher betrachteten Klassen von

---

*) Vergl. Band I., S. 308 ff.

Neigungen. Auch hier wird nichts Anderes moralisch gefodert, als das Allgemein=menschlich=Natürliche, oder was in Demjenigen schon von selbst erfolgen würde, welcher durchgängig der allgemein=gültigen Werthgebung gemäß gebildet wäre. Das moralische Gesetz geht auch hier auf nichts mit der allgemein=menschlich=gleichen Prädetermination im Gegensatz oder über dieselbe Hinaus=Stehendes, sondern nur darauf, daß diese durch unsere Gesinnungen, wie durch unsere Handlungen, in allen Punkten vollständig und rein abgespiegelt werde. Halten wir diesen Gesichtspunkt fest, so wird das mystische Dunkel, welches in fast allen Darstellungen der Moral noch mehr oder weniger hierüber verbreitet ist, entfernt, und die höchste Klarheit und Bestimmtheit der Konstruktion gewonnen. Der allgemein=gültigen Werthgebung gemäß ist im Allgemeinen jeder andere Mensch uns gleich; in dieser Art also soll er auch in unserer Schätzung und in unserem Wollen aufgefaßt werden; und inwieweit demnach seine Interessen, ihrer eigenthümlichen Natur nach oder in Folge besonderer Verhältnisse, höhere sind, sollen sie auch von uns als höhere gebildet werden und unser Handeln bestimmen.

Diese selbstständige, in allen Punkten angemessene Nachbildung fremder Interessen bildet die einfache Grundlage aller Pflichten: der im engeren Sinne moralischen (der sogenannten Liebespflichten) eben so wie der Rechtspflichten. Woher z. B. die Verpflichtungen, ein gegebenes Versprechen zu halten, und einem Kontrakte nachzukommen, auch wenn sich die veränderten Verhältnisse oder unsere erweiterte Einsicht dahin entschieden haben, daß uns daraus Nachtheil erwachsen werde? — Unstreitig nur daher, daß auf der Grundlage des Versprechens oder Kontraktes, also auf ob=

jektiver Grundlage, für die Interessen, welche dabei auf dem Spiele stehn, bei dem Anderen eine nach der allgemein-gültigen Norm höhere Ausbildung bedingt ist, als bei uns. Indem wir also diese den vorliegenden Verhältnissen gemäß selbstständig in uns nachbilden, müssen wir sie als die natürlich-höheren empfinden und erstreben; und wo dies nicht geschieht, muß entweder eine Irrung oder eine sittliche Abweichung dazwischen getreten sein*). Oder man nehme die Wohlthätigkeit. Es wird für dieselbe ein gewisses Opfer unseres Eigenthumes gefodert: aus welchem Grunde? — Aus keinem anderen, als weil das Aufgeopferte für Den, welchen wir damit unterstützen, eine nach der allgemein-gültigen Werthschätzung entschieden höhere Steigerung zu vermitteln geeignet ist, als für uns, und wir also, wenn wir diese in voller Wahrheit vorstellen, fühlen, erstreben, die Aufopferung zu Gunsten derselben begehren oder wollen müssen. So mit der Gerechtigkeit in der Beurtheilung Anderer. Auch für diese verlangt die Moral nur das Allgemein-menschlich-Natürliche: nur daß wir Das, was in den Eigenschaften und den Handlungen Anderer vorliegt, der allgemein-gültigen Norm gemäß in uns nachbilden und schätzen.

Dieses Grundverhältniß der moralischen Anfoderung liegt auch schon dem unmittelbaren Bewußtsein und Gefühle so nahe, daß es von jeher in den mannigfachsten Formen ausgesprochen worden ist. So in der bekannten Vorschrift: „Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue

*) Man vergleiche die ausführlicheren Erläuterungen in meinen „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des philosophischen Kriminalrechtes", S. 53 ff., 56 ff. und 61.

ihnen auch"; so in dem Kantischen Satz, daß wir Andere nicht als bloßes Mittel brauchen, das heißt eben, ihre Interessen nie bloß in Bezug auf uns selbst, sondern selbstständig, oder wie sie für sich selber sind, vorstellen, empfinden, erstreben sollen. Bei Weitem positiv-bestimmter, innerlicher und reiner aber druckt dies dasjenige Gebot aus, welches von dem erhabenen Stifter unserer Religion an die Stelle aller übrigen gesetzt worden ist: das Gebot, alle Menschen zu lieben wie uns selbst.

Für die bestimmtere wissenschaftliche Ausbildung dieser Vorschriften nun kommt Alles darauf an, daß wir das Zusammengesetzte vollständig in seine einfachen Faktoren zerlegen: erschöpfend und in voller Reinheit und Schärfe die elementarischen Grundmotive nachweisen, und die für dieselben möglichen Kombinationen konstruiren. Dies ist gewissermaßen eine ganz neue Aufgabe; und doch kann nur durch ihre genügende Lösung ein vollkommenes Verständniß Desjenigen, was das richtig gebildete moralische Gefühl fodert, und eine durchgängig sichere Leuchte für das irgendwie vom rechten Wege Abweichende gewonnen werden.

Unterziehn wir uns nun dieser Lösung, so ergeben sich zuerst zwei äußerste Verhältnisse. Die fremden Interessen können rein objektiv, wie sie in den Anderen erzeugt sind, von uns zu eigenen gemacht, oder sie können uns äußerlich gehalten werden: so daß sie (in Folge von Selbstbeschränktheit) nur Gefühlgrundlagen werden, gegen welche wir die eigenen Zustände oder Eigenschaften fühlen, und in Bezug auf diese Strebungen ausbilden. Das erste Verhältniß ist das, welches streng der allgemein-gültigen Norm,

oder wie wir sie auch genannt haben, der absoluten Schätzung der Werthe gemäß ist*). Für dasselbe machen sich zwei elementarische Motive geltend: die Steigerungshöhe der Interessen, und die Steigerungshöhe der Personen, um welche es sich handelt. Es kommt einmal auf das Maß der Noth, des Bedürfnisses, der Unvollkommenheit, und diesen gegenüber der Hülfe, der Förderung, der Vervollkommnung an, welche Anderen zu gewähren die vorliegenden Umstände uns auffodern oder verstatten; und es kommt zweitens auf den Werth der Personen an, denen diese Hülfe, Förderung, Vervollkommnung gewährt werden sollen. — In dem anderen vorher bezeichneten äußersten Verhältnisse haben wir die moralische, oder vielmehr unmoralische Isolirung, welche den Vergleichungsneigungen eigenthümlich ist.

Die übrigen Verhältnisse nun füllen den Zwischenraum zwischen diesen beiden äußersten aus, und zwar durch subjektiv bedingte Verschmelzungen oder Gegensätze. Diese aber können im Allgemeinen auf dreifache Weise begründet sein: einmal, durch besondere Akte von Seiten der uns Gegenüberstehenden; zweitens, durch die qualitativen Verhältnisse zwischen Dem, was wir sind, und was die Anderen sind; und, drittens, rein quantitativ, durch die Verhältnisse des (zeitlichen und räumlichen) Zusammenseins.

In dieser Art ergeben sich für die auf andere Menschen gehenden Neigungen sechs elementarische Grundmomente, welche, als wesentlich, nicht nur ihrem Ursprunge,

*) Vgl. Band I., S. 308 f.

sondern auch (in Folge dessen) ihrem moralichen Charakter nach von einander verschieden, für besondere Betrachtungen auseinandergehalten werden müssen, obgleich sie, wie wir später sehn werden, bei ihrer wirklichen Ausbildung niemals in dieser Gesondertheit vorkommen, sondern vielfach in einander fließen und eines auf das andere hinüberwirken.

Erstes Grundmoment.

Steigerungshöhe der Interessen (der zu wirkenden Zustände, Empfindungen, Vollkommenheiten).

Indem dieses Moment den nächsten und augenfälligsten Einfluß ausübt auf die Bestimmung der Handlungen, so ist es auch von jeher in der Moral am meisten hervorgehoben, und am ausführlichsten in Betracht gezogen worden. In dasselbe kann Alles eingehn, was überhaupt Gegenstand, nicht nur des menschlichen Handelns, sondern auch nur der theilnehmenden Empfindung werden kann: von dem sinnlichsten und beschränktesten bis zum geistig-höchsten und umfassendsten. Wie die niedrigsten, die flüchtigsten Bedürfnisse Anderer Gegenstand unserer Bekümmerniß und Sorge werden können, so die moralische und religiöse Vervollkommnung des ganzen menschlichen Geschlechtes. Das Hauptsächlichste nun für die sittliche Bestimmung dieses Momentes ist unstreitig, daß die Schätzungen der Interessen und die sich daran anschließenden Strebungen durchgängig in Angemessenheit zur allgemein-gültigen Werthschätzung gebildet werden. Aber diese wird zwiefach modificirt: von

Seiten Derjenigen, um deren Interessen es sich handelt, durch die objektiv-richtig begründeten Erwartungen derselben, und von unserer Seite durch die Stellung, welche wir im Verhältniß zu diesen Interessen einnehmen*). Wir müssen diese drei untergeordneten Momente einzeln genau erwägen.

1. Angemessenheit zur allgemein-gültigen Werthgebung.

Aus dem unendlichen Reichthum der Abstufungsverhältnisse, wie wir sie früher kennen gelernt haben, können wir hier nur einige wenige für eine besondere Betrachtung hervorheben, welche, in Folge besonderer Umstände, für das in Frage Stehende eine höhere Wichtigkeit erhalten.

Zu diesem gehört zunächst das Verhältniß zwischen den positiven und den negativen Interessen. Wir haben schon mehrfach bemerkt, daß im Allgemeinen, und wenn alles Uebrige gleich ist, die Abhülfe von Bedürfnissen und die Hebung von Uebeln für die wahre Werthgebung von größerem Gewichte sind als Luststeigerungen oder Förderungen**). Dies giebt sich schon vielfach für das unmittelbare praktische Bewußtsein kund. Ein plötzlich eingetretener Unglücksfall, eine dringende Noth regen die allgemeinste Theilnahme auf: Jedermann, auch der Aermste, steuert sein Scherflein zur Abhülfe bei, und selbst die Börse des sonst überwiegend Theilnahmlosen und Selbstbeschränkten wird bereitwillig aufgethan. Als bei noch ungeregelten bürgerlichen Verhältnissen der

*) Man vergleiche über das Erstere Band I., S. 310 ff., über das Zweite ebendas., S. 435 ff.

**) Vgl. besond. Band I., S. 237 f.

Schutz gegen überwiegende Gewalt fast durchgängig noch bei Privatpersonen gesucht werden mußte, wurde die Verpflichtung dazu für um so heiliger angesehn, je größer die Gefahr war: selbst wenn mit der Gewährung dieses Schutzes eine eben so große Gefahr für die Schützenden verbunden, ja wenn die Verfolgung eine verschuldete war. Im Allgemeinen ist Wohlthätigkeit eine weit dringendere Pflicht, als die Erzeigung von Gefälligkeiten; und wir tadeln Denjenigen, der, was er für jene verwenden könnte und sollte, für diese verwendet. Daher auch für wohlwollende Gemüther die stark anziehende Kraft des Unglücks, während freilich nicht-wohlwollende und selbstbeschränkte dadurch vielmehr abgestoßen werden; und wenn unter manchen Umständen ein geringeres Unglück vielleicht Schadenfreude und Verdruß erregen kann (z. B. wenn wir dem davon Betroffenen die Thorheit, welche ihn darin verwickelt hat, oft verwiesen haben), so wird ein größeres denselben Menschen zur lebhaftesten und besorgtesten Theilnahme erregen können. Sehr schweres Unglück versöhnt selbst den bittersten Feind, wenn er nur sonst ein wohlwollendes Herz hat; und der Zorn und Unwille des Gutmüthigen werden durch den Anblick von Kummer niedergeschlagen.

Gestützt nun auf dieses Ueberwiegen der negativen Interessen, hat man nicht selten die Behauptung aufgestellt, das strenge Recht, oder die Zwangsverpflichtung, gehe nur auf diese. Durch das Recht werde nur gefodert, daß man Niemand verletze, während dagegen das Positive oder die Förderung lediglich der moralischen Verpflichtung angehöre. Aber so ist es unstreitig nicht. Wo nur die Förderung groß und augenscheinlich genug ist, da kann zu Gunsten ihrer der Rechtszwang eben so wohl eintre-

ten*). Der Staat schreibt mit Recht Abgaben aus zur Anlegung einer Chaussée, eines Kanals 2c., wenn dieselben dem öffentlichen Verkehre bedeutende Vortheile versprechen; und er zwingt zur Abtretung der Grundstücke, welche für diese Anlagen nothwendig sind (verletzt also die Eigenthümer derselben in ihren sonst wohlbegründeten Rechten). So besonders auch, wo die Förderung entschieden dringendes Bedürfniß ist, wie die Ernährung und Erziehung der Kinder, die Versorgung Altersschwacher und Kranker, oder Requisitionen für den Unterhalt von Soldaten im Kriege, oder die Hülfe bei Feuersgefahren 2c. Und eben so geht auf der anderen Seite die bloß moralische Verpflichtung vielfach auf negative Interessen (das Nicht-Verletzen), wie die Verpflichtung, Andere nicht bei einem Tausche, einem Kaufe zu übervortheilen, auch wo kein Beweis hiefür würde geführt werden können, und keine Gesetze dagegen gegeben sind.

Wir wissen schon, in welcher Art die Rechtspflichten und die moralischen Pflichten in Wahrheit auseinandertreten**). Indem der Zwang, als solcher, stets ein Uebel ist, so muß das Interesse Desjenigen, was wir als Recht feststellen sollen, groß genug sein, um auch mit Einrechnung dieses Uebels ein Uebergewicht des Guten zu gewähren, und dies muß sich allgemein-anschaulich darthun lassen. Nun wird das Eine wie das Andere allerdings im Allgemeinen um so mehr der Fall sein, je höher oder dringender die Interessen sind. Aber dies ist doch keinesweges immer der Fall; vielmehr ist auch jede

*) Man vergleiche hiezu meine „Grundlinien des Naturrechtes 2c.“, Band I., S. 84 ff. und 66 ff.

**) Vergl. Band I. S. 438 ff.

Höhe der Interessen, jeder Grad des Dringenden denkbar, ohne daß es sich allgemein-anschaulich darthun ließe; und so können denn für den Einzelnen moralische Verpflichtungen vollkommen eben so stark sein, wie Rechtsverpflichtungen. So die Verpflichtung zur Wohlthätigkeit, wo die Verhältnisse von der Art sind, daß der Anspruch darauf nicht öffentlich zur Genüge erwiesen werden kann, aber diesem oder jenem Näher-Stehenden unzweifelhaft dringend in die Augen leuchtet, oder die Verpflichtung zu Erlassungen Dessen, was man rechtlich fodern (und also zwangweise eintreiben lassen) darf, bei gewissen unerwarteten Unglücksfällen rc. Für die rechtliche Verpflichtung wird ein im Voraus festzustellender allgemeiner Maßstab erfodert; die moralische verstattet und verlangt ein unmittelbares und individuelles Hineinversetzen in den Anderen; und hiedurch kann Dasjenige, worin sie sonst an Stärke jener nachsteht, bei Weitem überwogen werden. Es ist also ein Irrthum, wenn man die Verpflichtung zu Demjenigen, was zugleich für das Recht geltend gemacht werden und erzwungen werden kann, ohne Weiteres den bloß moralischen Verpflichtungen vorsetzt.

Als eine andere, sehr häufig vorkommende Irrung ist es zu rügen, wenn man für die Förderung Anderer den eigenen, individuell-beschränkten Maßstab unterlegt. Man wendet ihnen sein Mitleid nur in Bezug auf Dasjenige zu, wodurch man selber gelitten hat; gegen alles Andere bleibt man kalt und unempfindlich, verlangt man von ihnen eine gleiche Unempfindlichkeit, oder verspottet und verlacht es gar als Einbildung. Man ist geneigt, für das Vergnügen, die Aufheiterung, die Belehrung Anderer thätig zu sein, ja Opfer zu bringen; aber sie sollen gerade Das schön

und unterhaltend finden, was uns so erscheint, und für unseren Bildungsstandpunkt vielleicht wirklich ist; und mit Hintansetzung alles Dessen, worüber sie selber Unterricht und Belehrung wünschen, sollen sie sich ganz auf Dasjenige werfen, was unser Interesse in Anspruch nimmt. Der Reiche ladet den Armen zu Gastmählern ein, und überschüttet ihn dabei mit seinem Glanze und Ueberflusse, obgleich er doch weiß, daß ihm sonst die nothwendigsten Lebensbedürfnisse mangeln. Aber weil er selber keinen Mangel kennt, hat er auch keine Sympathie dafür; und wenn ihm also auch jene Einladungen das Zehnfache von Dem kosten, womit er der Noth des ihm nah Verwandten hätte abhelfen können: so soll diesem doch die Unterstützung lediglich nach den Verhältnissen und dem Geschmacke des Gebers zukommen. Eben so sehn wir vielfach das Ueberflüssige zugestanden, und das Nothwendige abgeschlagen. Im Gegensatze hiemit also müssen wir es uns zum Gesetze machen, uns mit freiem Sinne ganz in die Stelle Dessen zu versetzen, auf dessen Förderung es ankommt: im möglich individuellsten Anschließen seine wirklichen Bedürfnisse und seine eigenthümliche Empfänglichkeit zum regelnden Maßstabe zu machen für unsere Unterstützungen und Gefälligkeiten. Nur wenn seine Neigung, sein Urtheil entschieden unrichtig sind (in Hinsicht der Schätzung oder der Auffassung der Verhältnisse), dürfen und sollen wir statt dessen, aber selbst hier nicht unseren individuellen Geschmack, sondern die allgemein-gültige Werthschätzung zum Grunde legen.

Allerdings sind die Gränzen in dieser Hinsicht schwer zu ziehn. Die größte Freude würden wir Anderen oft gerade durch die Begünstigung ihrer sittlich-abweichenden Neigungen bereiten; und doch sollen wir uns zur strengen Re-

gel machen, daß wir uns keine Begünstigung dieser Art erlauben. Aber wie nun, wenn es sich um unbedeutende Grillen und Idiosynkrasien handelt, welche, wenn wir sie überhaupt ernster beurtheilen wollten, mehr in dem Grundcharakter der firen Idee, als in dem der Unsittlichkeit oder verkehrten Weltansicht gebildet sind? — Ueberdies aber fehlt man hiebei oft darin, daß man lediglich die Empfindungen des gegenwärtigen Augenblickes in die Wagschale legt: nicht bedenkt, daß auch sie, wie alles Andere, Spuren im Inneren der Seele zurücklassen, durch welche dann die abweichende Neigung verstärkt wird. Und doch, wie sollen wir in jedem Falle einen bestimmten Maßstab für ihre Stärke gewinnen? — Bei manchen Neigungen ist auch diese wirklich jetzt noch nicht von der Art, daß sie eine sittliche Abweichung begründete; aber wenn wir der häufigeren Befriedigung der Neigung nachsehn, kann und wird sie dazu werden.

Wie groß aber auch diese Schwierigkeiten und, für Gutmüthige, die Gefahren sein mögen, durch Nachgiebigkeit gegen fremde Schwächen von der allgemein-gültigen Werthschätzung abzuweichen, so ist doch so viel auf jeden Fall augenscheinlich, daß uns, wenn wir unser Empfinden und Handeln diesem Momente der moralischen Norm vollkommen angemessen machen wollen, eine höher ausgebildete Empfänglichkeit und eine gewisse Beweglichkeit der Empfindung nöthig ist. Der stets Gesunde, der Hartgewöhnte muß sich, wenn auch nicht unmittelbar aus seiner Natur heraus (denn dies ist unmöglich), doch mehr vermittelt und künstlich in den Kränklichen und Zarter-Empfindlichen hineinzuversetzen lernen, der Reiche in den Armen, der Gebildete in den Ungebildeten rc. Die Aufgabe geht dahin, daß man fremde Interessen, inwieweit sie nicht sittlich-abweichend

sind, so in Rechnung stelle, wie sie wirklich in dem Anderen gebildet worden sind; diese Bildung aber erfolgt auf der Grundlage der individuellen Angelegtheiten, welche dafür in Jenem begründet worden sind; und so müssen wir denn, um für unsere Schätzung objektive Wahrheit zu erlangen, diesen inneren Faktor eben so wohl, als den äußeren, berücksichtigen.

Mehr im Einzelnen zeigt sich auch hier die Werthschätzung der meisten Menschen darin mangelhaft, daß sie sich noch nicht zu der rechten sittlichen Höhe emporgebildet hat. Das Sinnliche, das Augenblickliche hat noch das Uebergewicht über das Geistige und Bleibende. Man betrachte z. B. unsere Gesellschaften: die Pracht, den Luxus in Speisen und Getränken, welcher dabei nur zu häufig gefunden wird. Wir wollen selbst den günstigsten Fall nehmen: daß dies nicht aus Eitelkeit, aus Großthuerei, aus kleinlich eifersüchtigem Bestreben, es Anderen zuvor oder gleich zu thun, hervorgehe, sondern wirklich aus dem wohlwollenden Wunsche, Anderen in allen diesen Beziehungen die möglich-größten Genüsse und Annehmlichkeiten darzubieten. Aber wie oft trägt wohl der Wirth eben so für das geistige und gemüthliche Wohlbefinden seiner Gäste Sorge? Wie oft ist er eben so geflissentlich bestrebt, Jedem, wie seinen Lieblingswein, so auch seine Lieblingsunterhaltung zu verschaffen, und ihn mit Solchen zusammenzubringen, von welchen er gewiß sein kann, daß demselben eine gleich-gestimmte Seele, daß ihm für sein Herz wohlthuende, für seinen Geist erregende und erhebende Lebensansichten entgegenkommen werden? — Bekanntlich sind Langeweile und gemüthliches Unbehagen in fast allen größeren und vornehmeren Gesellschaften so die Regel, daß wir eine auf jene höheren Interessen

teressen gewandte Ueberlegung kaum voraussetzen können; und wie sehr also auch der Gastgeber das Interesse der Geladenen im Auge gehabt haben mag: er hat für dasselbe einen sittlich niederen Maßstab zum Grunde gelegt, d. h. er ist noch in einer gewissen sittlichen Rohheit befangen.

So in unzähligen anderen Lebensverhältnissen. Der Freund sieht dem Freunde alles an den Augen ab, wodurch er ihm eine Freude machen kann; ist bereit, dafür jedes Opfer zu bringen. Aber bei alle Dem handelt es sich nicht selten nur um Vergnügen, um Wohlergehn. Wir finden nichts, was darauf abzweckte, ihn einsichtsvoller, ihn sittlich besser zu machen; vielmehr wird in der Art, wie wir es früher bezeichnet, durch Nachgiebigkeit gegen die Schwächen desselben, das moralische Interesse dem der vorübergehenden Lustempfindung aufgeopfert, während doch jenes als das hauptsächlichste betrachtet werden sollte*); und wie viele Ehen mag es geben, bei welchen die gegenseitige sittliche Vervollkommnung und die gegenseitige Ausgleichung der den beiden Geschlechtern eigenthümlichen Vorzüge und Mängel als die hauptsächlichsten Aufgaben des innigen Zusammenlebens betrachtet werden! — Oder will man noch ein mehr Einzelnes, so denke man an die Enthaltung von Schmeicheleien und Artigkeiten, wo sich voraussehn läßt, daß dadurch die Einbildung und Eitelkeit des Anderen werde genährt werden. Auch wo kein eigennütziges Interesse im Spiele ist, wo der Schmeichler nichts weiter will, als dem Anderen eine angenehme Minute machen: wie Viele werden dabei an

*) „Freunde müssen die Beichtväter und Seelsorger von einander sein. Dazu ist eigentlich die Freundschaft. Das Uebrige ist Geschwätz" (Garve an Zollikofer).

die bleibenden nachtheiligen Folgen auch nur denken; und wie Manche giebt es nicht, welche, indem ihnen diese vor Augen stehn, dennoch nicht die Seelenstärke haben, dem Anderen das süße Gift vorzuenthalten!

Und dies ist dann der Gesichtspunkt, aus welchem auch der Ruhm erst seine vollständige und wahre moralische Würdigung erhalten kann. Inwieweit durch die Vorstellung der von uns erworbenen Vollkommenheiten Anderen ein heilsamer Antrieb und Aufschwung, eine Unterstützung im Guten, wenn sie im Begriff sind zu straucheln, eine mahnende Beschämung, wenn sie in Trägheit und Indolenz versinken wollen, eine Vermehrung ihrer Kenntnisse und Einsichten zu Theil werden: insoweit haben wir neben dem Objektiven, welches in jenen Vollkommenheiten selbst gegeben ist, ein anderes werthvolles Objektives; und insoweit also ist es der allgemeingültigen Norm gemäß, daß die Werthschätzung des Ruhmes die jener Vollkommenheiten für sich betrachtet übertreffe, ja vielleicht mit dem hundert- und mehr als hundertfachen Gewichte derselben in die Abwägung falle*). Aber ist dies nicht der Fall, ist es dabei nur auf einen Kitzel der Phantasie abgesehn, oder wird dadurch gar Falsches, Verkehrtes, Unsittliches ausgebreitet, und bei Anderen heimisch gemacht, so haben wir eben so entschieden jene Steigerung der Werthschätzung zu verwerfen. Der Ruhm ist in diesem Falle nur ein eitles Trugbild, welches mit Demjenigen zugleich, der mit so großer Anstrengung danach strebt, und von der Freude, es er-

*) Man vergleiche hiezu den Schematismus für die Grundverhältnisse der allgemein-gültigen Werthgebung, Band I., S. 241 f.

reicht zu haben, berauscht wird, eine größere oder geringere Anzahl von Anderen zum Abgrunde hinlenkt.

2. Angemessenheit zur objektiv-begründeten Erwartung.

Wir haben schon früher*) gesehn, wie sich in mannigfachen Verhältnissen objektiv-begründete Erwartungen ausbilden, und die Werthschätzung der Dinge steigern. So namentlich beim Eigenthume, bei Verträgen, bei Versprechungen. Indem der Mensch den in seine Willkühr gegebenen, ungestörten Genuß oder Gebrauch einer Sache wiederholt vorstellt, und von diesen Vorstellungen und den damit verbundenen Empfindungen in seinem Inneren Spuren zurückbleiben, so wird ihm diese Sache hiedurch näher gebracht, erscheint ihm in Vergleich mit anderen, ferner stehenden, größer. Hat sich hiebei nichts Subjektiv-Abweichendes eingemischt, so müssen wir diese Vergrößerung als objektiv begründet anerkennen, und das Interesse in eben der Steigerung, welche es für den Anderen erhalten hat, in Rechnung stellen. Hierauf beruhn die mannigfachsten Pflichten: nicht nur diejenigen, auf welche wir schon so eben hingewiesen haben, daß man sich jeder Verletzung fremden Eigenthumes enthalte, Kontrakte halte und Versprechungen erfülle, sondern auch die Verpflichtungen zur Treue in der Verwaltung des einmal übernommenen Amtes, in der Liebe, der Ehe, der Freundschaft, der Genossenschaft irgend welcher Art. In allen diesen Verhältnissen werden

---

**) Vergl. Band I., S. 310 ff. und 319 ff., so wie die ausführlichere Begründung in meinen „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des philosophischen Kriminalrechtes," Band I, S. 55 ff.

gewisse Erwartungen erregt und genährt, welche wir in dem Maße, wie sie natürlich-normal begründet sind, zu achten und mit ihrem vollen Gewichte zur Abwägung hinzuzubringen haben.

Alle diese Verpflichtungen nun prägen sich für das in unseren Kulturverhältnissen höher gebildete und von krankhafter Ansicht freigehaltene Bewußtsein mit so großer Entschiedenheit und Klarheit aus, daß wir nichts weiter darüber hinzuzufügen brauchen. Aber unter dieselbe Kategorie gehören eine Menge von anderen Verhältnissen, die man gemeiniglich weniger beachtet, und in Hinsicht deren daher vielfache Abweichungen vorkommen. So das leichtsinnige Eingehn von Versprechungen, wo das Halten derselben unmöglich ist. Es giebt Menschen, welche zu Allem bereit sind, was man von ihnen fodern oder wünschen mag, vielleicht ohne alle eigennützige Motive, rein aus Gutmüthigkeit. Aber dabei erwägen sie die Verhältnisse und das Maß ihrer Kräfte nicht ernstlich genug; und noch weniger ist es ihnen um die Erfüllung des Versprochenen Ernst. Wenn sie dann der Andere, welcher darauf mit Sicherheit gerechnet hat, daran erinnert, gerathen sie in Erstaunen: sie haben nicht geglaubt, daß er noch weiter daran denken werde; ja sie beklagen sich wohl gar geradezu darüber, als über ein Unrecht, welches ihnen geschehn, daß er sie beim Worte nehmen will; besonders wenn die Erfüllung allerdings für sie unmöglich ist: was aber nur sie beurtheilen konnten, nicht Jener, der ihre Kräfte und Verhältnisse nur wenig oder gar nicht kannte. Man mache sich also in dieser Hinsicht die größte Strenge gegen sich selbst zur Pflicht. Ein Versprechen, dessen Gegenstand wir für unwichtig halten, kann in Folge besonderer Umstände für den Anderen eine unge-

wöhnliche Wichtigkeit gewinnen; und hiefür besitzen wir selber meistentheils keinen Maßstab, und dürfen uns also auch nicht darüber zu Richtern aufwerfen.

Nur Einen Fall giebt es, wo das Nicht-Halten von Versprechungen erlaubt, ja Pflicht ist: wenn nämlich die Erfüllung derselben Demjenigen, welchem wir sie gegeben haben, entschieden nachtheilig ist, und er dies selbst einsieht, und das Nicht-Halten wünscht, oder doch es einsehn und dies wünschen würde, wenn er seiner Erkenntnißkräfte vollkommen mächtig wäre. Wo diese Einsicht fehlt, giebt uns unsere eigene bessere Einsicht davon meistentheils noch keine Berechtigung, das Versprochene zu verweigern. Der Schmerz, der Unwille oder Aerger über die Nicht-Erfüllung wird ja mehrentheils ein größeres Uebel sein, als das aus der Erfüllung erwachsende. Selbst aber, wo diese Einsicht hinzukommt, und der Andere entschieden das Nicht-Halten wünscht, giebt es Fälle, wo dasselbe bedenklich ist: wenn nämlich die Sache eine gewisse Oeffentlichkeit hat, und zu fürchten ist, daß dadurch für Andere ein übles Beispiel gegeben, und (begründete oder unbegründete) Besorgnisse geweckt werden möchten*).

Ein Anderes, welches man häufig übersieht, oder doch nicht gehörig würdigt, ist die indirekte Erregung von Erwartungen und Hoffnungen. Hieher gehören eine große Anzahl von specielleren Verhältnissen. So die Verpflichtung des Wirths zur Vermeidung alles Desjenigen, was irgendwie seine Gäste verletzen, ihnen unangenehm sein könnte. Er hat sie zu sich eingeladen, um ihnen Vergnügen zu machen; in der Erwartung hievon haben sie die Ein-

*) Man vergl. hiezu Band I., S. 76 ff.

ladung angenommen; und so ist denn der Wirth verbunden, sich mit noch größerer Sorgsamkeit, als unter anderen Verhältnissen, jeder Störung ihrer Zufriedenheit zu enthalten. Es ist ihnen dadurch, daß er die Erwartung begründet hat, gewissermaßen ein Recht dazu erwachsen. So verpflichtet die Einmischung in Jemandes Angelegenheiten mehr oder weniger zu längerer und ernsterer Theilnahme daran; und die Erzeigung von Wohlthaten kann in manchen Fällen zur Fortsetzung derselben verpflichten: wenn sie nämlich so geschehn ist, daß sie stillschweigend die Voraussetzung hievon genährt hat. Ein plötzliches Abbrechen kann dann der Verletzung oder Verkümmerung eines Rechtes gleichkommen. Aehnlich das Warten-Lassen, wo kein Grund dafür vorhanden ist, und wodurch oft mehr Unglück gestiftet wird, als durch alles Verweigern und Abschlagen.

In diesem Momente hat auch größtentheils die Pflicht der Wahrhaftigkeit ihren Grund. In den mannigfachsten Verhältnissen kann Jemand ein Interesse, und ein wohlbegründetes Interesse haben, zu wissen, wie sich etwas verhält. Wenn er uns nun darüber befragt, so erklärt er dieses Interesse; und antworten wir ihm darauf, so erregen wir in ihm die Erwartung, daß wir es ihm nach bestem Wissen sagen werden. Wir sind also verpflichtet, unserer Ueberzeugung gemäß zu antworten. Aber die Verpflichtung reicht meistentheils noch weiter. Es ist durchaus falsch, wenn man gemeint hat, wir hätten in jedem Falle das Recht, die Mittheilung zu verweigern. Vielmehr wenn das Interesse des Anderen, über die Sache Auskunft zu erhalten, ein fehlerlos gebildetes ist, und demselben kein nach der allgemein-gültigen Werthschätzung höheres gegenübersteht: so ist es eben so Pflicht, offen und

mittheilsam, als wahrhaft zu sein. Es sei z. B. Jemand durch einen Andern verläumdet worden, und er verlangt von uns darüber Aufschluß. Sein Interesse, diesen zu erhalten, ist ein sehr bedeutendes; es hängt vielleicht, in dieser oder jener Beziehung, das Glück seines ganzen Lebens daran; und wenn also Alles, was Dem entgegensteht, nach der wahren Norm einen geringeren, oder gar keinen Werth hat (das Interesse des Verläumders, unentdeckt zu bleiben, würde im Allgemeinen vielmehr als eine Minus-Größe zu betrachten sein), so wäre es unrecht, wenn wir ihm den Aufschluß verweigern wollten. Oder es hat sich Jemand, der als öffentlicher Redner aufzutreten berufen ist, gewisse lächerliche Redensarten, Mienen, Bewegungen &c. angewöhnt, welche seiner sonst wohlthätigen Wirksamkeit mehr oder weniger Eintrag thun, und er fragt uns darum; oder er will unsere Ansicht der Sache wissen in irgend einem bedenklichen Lebensverhältnisse &c.

Man vergleiche hiemit andere Verhältnisse, wo sich die Entscheidung zweifelhaft stellt, oder auch wohl entschieden auf die entgegengesetzte Seite tritt. So wäre es z. B. eine ungerechte Pedanterei, wenn wir Jemand ein Verbrechen machen wollten aus kleinen Abweichungen von seiner Ueberzeugung, wenn er einem Anderen Artigkeiten sagt, ohne alles eigennützige Interesse, lediglich um diesem dadurch Vergnügen zu bereiten, und ohne daß daraus irgendwie ein anderer Nachtheil für ihn selber oder für Andere hervorgehen könnte. Oder man nehme die Nothwendigkeit, welche Jemand durch seinen Beruf auferlegt werden kann, sich als eifrig und warm für etwas darzustellen, wofür er doch, wie warm er auch sonst dafür fühlen mag, in diesem Augenblicke (in Folge körperlicher oder geistiger Mißstimmungen &c.)

nichts zu empfinden im Stande ist*). Wir haben in diesen Fällen moralisch unschuldige, und doch zuweilen höchst gewichtige Interessen, welche zu der bezeichneten Abweichung hindrängen, ohne daß denselben irgend welche andere, nach der allgemein-gültigen Werthgebung höhere entgegenständen. Aber man soll allerdings in dieser Hinsicht überaus vorsichtig sein: nach allen Seiten hin wohl überlegen, wozu ein solches Verfahren führen kann**). Vieles ist nicht so unschuldig, als es auf den ersten Anblick scheint; und selbst dem sonst Gewissenhaften kann sich, besonders bei leicht erregbarer Phantasie, die moralische Fehlerhaftigkeit der ihn zu solchen Abweichungen von der Wahrheit treibenden Motive verbergen.

Nur in zwei Verhältnissen sind wir zur Verweigerung der Mittheilung berechtigt, oder auch wohl verpflichtet: wenn nämlich das Interesse, aus welchem heraus sie der Andere verlangt, ein moralisch-abweichendes ist, oder wenn demselben ein nach der allgemein-gültigen Werthgebung höheres entgegensteht. So z. B. wo das Interesse des Vaterlandes, oder des Amtes, welches wir bekleiden, die Geheimhaltung fodert.

---

*) „Die Geschäfte des Lebens und die Erwartung Anderer machen es oft nothwendig, dann geschäftig und beredt zu thun, wenn wir innerlich träge und stumm sind. Da muß nun freilich etwas Schein an die Stelle der Wahrheit kommen" (Garve an Zollikofer).

**) Man vergleiche die S. 30 ff. bezeichneten Modifikationen des so eben erwähnten Verhältnisses. „Wohl Dem aber (fügt Garve in der so eben angeführten Stelle hinzu), der es sich nur allemal bewußt bleibt, wie weit es bloß Schein ist: denn sonst kann nach und nach das ganze Leben des Menschen mit Grimassen und Wortgepränge angefüllt werden."

Im Allgemeinen ist der richtigen Nachbildung fremder Interessen nichts mehr hinderlich, als das Hinüberwirken einer verkehrten persönlichen Schätzung: des Hochmuthes und der Einbildung, die sich für etwas Besseres, und Diejenigen, deren Interessen damit in Kollision kommen, für Wesen niederer Art halten, sei es nun von Seiten des Standes, oder der Religion, oder der Bildung, oder gar der Farbe der Haut(!) ꝛc. Fehlt es doch auch jetzt noch nicht in vornehmeren Ständen an Solchen, welche das Elend und den Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen bei Personen aus niederen Ständen als etwas, was sich nicht anders gehöre, betrachten! — Noch immer wird in Nordamerika die schwarze Bevölkerung, auch wo sie nicht mehr Sklaven sind, auf die entehrendste Weise behandelt. Keiner derselben, welchen Charakter, welchen Grad von Fähigkeit er auch haben möge, darf in irgend einer öffentlichen Versammlung, selbst in einem Gerichtshofe oder in einer Kirche, anders als auf einem besonderen, ihm angewiesenen Flecke (stets dem entferntesten und schlechtesten) sitzen; die meisten Amerikaner würden lieber mit einem Schurken zusammenspeisen, oder sonst Umgang haben, als mit Farbigen; ja selbst ihre Leichname dürfen nicht auf den Kirchhöfen der Weißen begraben werden; und das edelste Gut des Lebens, eine höhere geistige und moralische Bildung, sucht man ihnen auf alle Weise zu entziehn, ja wohl gar mit Gewalt zu hindern*). Noch empörender war

---

*) Vergl. America and the Americans. By a citizen of the world. London, 1833, p. 311. — Les Nègres ont (sagte, wie Tocqueville erzählt, diesem ein Einwohner von Pennsylvanien), il est vrai, le droit de se présenter aux élections (sie zahlen auch Abgaben, wie alle übrigen Bürger),

in vielfacher Beziehung die Behandlung der eingeborenen Indianer, welche gebildete christliche Völker wie die Thiere des Waldes zu jagen und zu tödten sich berechtigt glaubten, weil sie — Wilde und Heiden waren*); und sogar jetzt noch, obgleich auch in dieser Beziehung die Aufklärung bedeutende Fortschritte gemacht hat, und viele edelmüthige Vertheidiger für sie aufgetreten sind, sehn wir selbst von den Regierungen einzelner Staaten ihre heiligsten Interessen mit Füßen getreten. — Man denke außerdem an die Gräuel der Religionskriege, der Bürgerkriege rc., in welchen fast ganz allgemein jede Parthei die der entgegengesetzten Angehörigen als Geschöpfe niederer Art ansah, deren Interessen gar kein Gewicht hätten, und gegen welche daher Alles erlaubt sei.

Von dieser Verkehrtheit also mache man sich gänzlich

---

mais ils s'abstiennent volontairement d'y paraître . . . ils craignent qu'on ne les y maltraite. Or la majorité est imbué des plus grands préjugés contre les Nègres, et les magistrats ne se sentent pas la force de garantir à ceux-ci les droits que le législateur leur a conférés" (De la démocratie en Amérique).

*) „Should he (ein künftiger Historiker) venture upon the dark story of their wrongs and wretchedness; should he tell, how they were invaded, corrupted, despoiled, driven from their native abodes and the sepulchres of their fathers, hunted like wild beasts about the earth, and sent down with violence and butchery to the grave, posterity will either turn with horror and incredulity from the tale, or blush with indignation at the inhumanity of their forefathers. — We are driven back, said an old warrior, until we can retreat no farther — our hatchets are broken, our bows are snapped, our fires are nearly extinguished — a little longer and the white man will cease to persecute us — for we shall cease to exist!" (Washington-Irving).

frei. Allerdings hat die allgemeine Bildung in der Anerkennung der Menschenwürde auch in den Niedrigsten und Ungebildetsten (wie wir bei dem folgenden Momente genauer auszuführen Gelegenheit haben werden) die erfreulichsten Fortschritte gemacht; aber dessenungeachtet ist hiefür noch unendlich viel zu thun!

Außerdem werden, als noch unmittelbar zu dem jetzt vorliegenden Momente gehörig, eine gewisse Erregtheit für die Nachbildung der fremden Interessen und eine gewisse Wachsamkeit über sich selbst erfodert. Auch höher sittlich Gebildete fehlen häufig aus Indolenz und Gedankenlosigkeit: es fällt ihnen nicht ein, daß sich unter diesen oder jenen Umständen eine Förderung für Andere erreichen lasse, oder daß sich an Dieses oder Jenes eine Verletzung Anderer anschließen könne. Namentlich sei man in Hinsicht des Letzten vorsichtig. Hieher gehören (um nur einige der vorzüglichsten Verhältnisse zu erwähnen): die überstrenge Beurtheilung Anderer in Folge übler Laune; die Ertheilung von Wohlthaten und Gefälligkeiten mit einer die Empfänger verletzenden Unzartheit; die Wahl unwürdiger Gegenstände für Wohlthätigkeit und Freigebigkeit, wodurch diese Würdigeren entzogen werden; die unvorsichtige Mittheilung von höheren Wahrheiten an Solche, welche dieselben nicht in ihrem wahren Sinne zu fassen und zu würdigen im Stande sind, und dadurch in ihren früheren Ueberzeugungen auf eine für ihre höheren Interessen gefahrbringende Weise gestört werden 2c.

Wir haben schon früher*) darauf hingewiesen, wie, damit uns Zeit und Mittel für die Förderung Anderer blei-

*) Vergl. S. 56 und 77.

ben, eine gewisse Einfachheit des eigenen Lebens nothwendig sei. Wo diese fehlt, werden mannigfache Kollisionen zwischen den auf den eigenen Ueberfluß und Luxus und den auf die Unterstützung und Vervollkommnung Anderer sich beziehenden Interessen entstehn; und sind einmal diese letzteren, werthvolleren wiederholt gegen jene geringeren zurückgesetzt worden, so wird der Kampf zwischen ihnen kaum anders als in entschiedenem Egoismus enden können.

Umfassendere Unternehmungen für das Wohl der Menschheit, die in irgend einer Beziehung das Sklavenjoch langherrschender Vorurtheile brechen wollen, erfodern überdies noch einen in sich starken Glauben, welcher durch alle Schwierigkeiten der Ausführung, durch den drohendsten Widerstand Derjenigen, deren Interesse es ist, das Alte festzuhalten, durch ein noch so oft wiederholtes Mißlingen nicht wankend gemacht, das erhabene Ziel mit der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß dasselbe zuletzt dennoch werde erreicht werden, unverrückt im Auge behält. Einen Glauben: einmal an die eigene Kraft, der uns Muth verleiht zur Uebernahme von niederschlagenden Erfahrungen, Entbehrungen, Beschwerden aller Art, und zweitens an die Menschheit, daß, wie ungünstig auch gegenwärtig die Aussicht zur Erreichung unserer allgemein-menschlich förderlichen Zwecke sein möge, durch unsere Anstrengungen andere Gleichgesinnte werden geweckt werden, welche schon jetzt im Stillen Dasselbe wünschen, und nur der Erregung, des Beispiels, der Leitung oder der Erhebung, der Läuterung, der Kräftigung bedürfen, damit sie ihre Bestrebungen mit den unsrigen vereinigen. Das glänzendste und erhabenste Beispiel davon, wie ein solcher Glaube, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen, die Welt zu überwinden im

Stande ist, bietet uns die Stiftung und Ausbreitung der christlichen Religion dar. Was konnte unwahrscheinlicher sein, als daß eine Lehre, welche von einem unbekannten Orte Judäa's ausgegangen, und, nur von wenigen ungebildeten Menschen angenommen, ihrem Urheber den Tod am Kreuze bewirkt hatte, alle jene weitberühmten Philosopheme des Alterthums mit ihrem Einflusse weit überflügeln, und die ganze moralische und religiöse Welt umgestalten würde! Und dennoch ist dies jener unerschütterlichen Glaubenskraft gelungen; und wie damals, so thut dieselbe auch noch jetzt in allen Gebieten des Lebens und der Lehre Wunder.

3. Die Stellung im Verhältniß zu den vorliegenden Interessen.

Noch ist uns die Betrachtung der Modifikationen übrig, welche dem vorliegenden Momente von Seiten Dessen entstehn können, der dadurch zur Theilnahme oder zum Handeln aufgefodert wird. Von dieser Seite nämlich kommt es noch darauf an, welche Stellung, oder, wie wir es vielleicht noch angemessener bezeichnen können, welchen Beruf er dazu hat (in der weitesten Bedeutung dieses Wortes). Hieher gehört eine große Anzahl von theils mehr äußerlichen, theils mehr innerlichen Momenten: das räumliche Zugegen- oder Nähersein, das genauere Wissen um die Verhältnisse, die körperlichen und geistigen Fähigkeiten zu einem fördernden Eingreifen, der Besitz der Mittel dazu, namentlich der Geldmittel, das Verhältniß des Berufes im engeren Sinne dieses Wortes ꝛc. In dem Maße, wie sich alles Dieses bei Jemand findet, und vielleicht allein bei ihm findet: in eben dem Maße wächs't auch seine Verpflichtung zu einem thätigen Eingreifen; und wir haben

schon früher*) bemerkt, wie hiedurch diejenige Abstufung, welche die Interessen nach der allgemein-gültigen Werthgebung haben, verändert: das nach dieser Tieferliegende dennoch dringender Pflicht werden könne.

Beispiele bieten sich aus allen Lebensgebieten in Ueberfluß dar. Jemand geräth in Wassers-, in Feuers- rc. Gefahr, und wir allein können seinen Hülferuf hören, oder wir allein von allen Gegenwärtigen können schwimmen; ein Wanderer ist verirrt, die Nacht bricht ein, und kein anderes Haus ist in der Nähe; das Heer ist aufgehalten, die Lebensmittel gehn demselben aus, und es kann sie nur aus diesem Dorfe beziehn; ein Freund befindet sich in einer großen Verlegenheit, und wir allein wissen davon, oder sind im Stande, die Maßregeln zu bestimmen und auszuführen, deren es bedarf rc. Hierauf beruhn eine Menge von Verpflichtungen zur Erzeigung kleiner Gefälligkeiten und Dienste, z. B. zwischen Nachbarn, Kollegen rc. Eben so theilweis die Pflichten, für die Ordnung seines Hauswesens, für die Ernährung seiner Familie, die Erziehung seiner Kinder Sorge zu tragen. Es giebt in der Welt sehr viele an und für sich ungleich wichtigere Interessen. Auch abgesehn aber von den Motiven der Liebe, der Dankbarkeit rc., die uns zu jener Sorge treiben, steht unserem Hauswesen Niemand so nah, als wir selber; Niemand also kann das für die Besorgung desselben Erfoderliche so angemessen beurtheilen und herbeischaffen; ja wir würden es vielleicht jedem Anderen sehr verdenken und verwehren, wenn er sich Dem unterziehn und, wie förderlich auch, mit uns darin wetteifern wollte. Während uns also die meisten anderen In-

*) Vergl. Band I., S. 436 ff.

teressen mit Vielen gemeinsam sind, und sich demgemäß auch die Verpflichtung, dafür Sorge zu tragen, unter uns theilt: so sind die Interessen unserer Familie so wie Desjenigen, was wir ausdrücklich als Lebensberuf übernommen haben, ein uns Eigenthümliches; und schon deshalb bindet uns eine stärkere Verpflichtung daran.

Es leuchtet auf den ersten Anblick ein, wie dieses Moment und das vorige Korrelata sind. In dem Maße, wie uns unsere Stellung zur Thätigkeit in einem gewissen Verhältnisse einladet oder auffodert, werden sich auch meistentheils von der anderen Seite objektiv-begründete Erwartungen bilden. Aber es sind unstreitig nicht diese allein, wodurch unter diesen Umständen die Verpflichtung bedingt wird. Der in eine Gefahr Gerathene weiß vielleicht nichts davon, daß wir in der Nähe sind und ihm Hülfe leisten können; er ist schon bewußtlos, so daß er keinerlei Vorstellung, und also auch keine Erwartung der bezeichneten Art bilden kann; und dessen ungeachtet kann die Pflicht zur Hülfeleistung eben so wohlbegründet und dringend sein. Welche Verpflichtung wäre wohl dringender, als die zur Ernährung und Pflege neugeborner Kinder, obgleich doch bei diesen von darauf gerichteten Erwartungen gar nicht die Rede sein kann?

Ueberblicken wir die Geschichte des menschlichen Geschlechtes, so stellen sich uns im Laufe derselben in Hinsicht dieses Momentes sehr bedeutende Veränderungen dar. Auf der einen Seite nämlich sind die Verpflichtungen verringert worden in dem Maße, wie sich die Mittel vermehrt haben, vermöge deren die Befriedigung der wichtigsten und am häufigsten wiederkehrenden Bedürfnisse, die Abhülfe der dringendsten Gefahren und Bedrängnisse gesichert wird, ohne daß dazu ein in die Willkühr einzelner Personen gestelltes,

und also immer mehr oder weniger ungewisses Hinzutreten derselben nöthig wäre: namentlich indem mannigfache öffentliche Veranstaltungen hiezu getroffen worden sind. So ist die Verpflichtung zur Gastfreundschaft großentheils weggefallen, seitdem fast überall bequem eingerichtete Gasthäuser bestehn, welche den Fremden, wo nicht innigere Freundschaftsverhältnisse obwalten, ein freieres und ungestörteres Leben darbieten, als ihm in Privatverhältnissen gewährt werden könnte; und seitdem die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft geordneter sind, kommt nur noch sehr selten die früher so häufige Pflicht zur Anwendung, Verfolgten mit eigener Gefahr Schutz angedeihen zu lassen. Auf der anderen Seite aber ist eine noch weit bedeutendere Vermehrung der Verpflichtungsfälle eingetreten durch die mit der wachsenden Kultur erfolgte unendliche Erweiterung des moralischen Horizontes. Während sich dieser in früherer Zeit kaum über den engbeschränkten Kreis einer einzelnen Familie hinaus erstreckte, haben sich die Ausdehnung, die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher wir auch von dem Entferntesten Kenntniß erhalten, und eben so die Transportmittel für Dasjenige, wodurch ein Mensch dem andern hülfreich und förderlich werden kann, so vermehrt, daß beinahe die Hälfte des Erdkreises gewissermaßen Eine große Familie ausmacht. In dem Maße aber, wie die Interessen und die Möglichkeiten der Unterstützung ausgedehnter und mannigfaltiger geworden sind, in eben dem Maße sind es auch die Verpflichtungen geworden; und so sehn wir denn jetzt die wohlwollende Theilnahme selbst über das Weltmeer hinaus sich regen, und, sind die Mittel dazu vorhanden, wirksam thätig erweisen.

Zwei=

Zweites Grundmoment.

Steigerungshöhe der Personen.

Für dieses Grundmoment ergeben sich zunächst zwei Tugenden und Pflichten: daß wir nämlich erstens die Eigenschaften Anderer ihrem wahren Werthe gemäß anerkennen, und zweitens dieser Anerkenntniß die rechte Fortwirkung geben.

1. Anerkenntniß dem wahren Werthe gemäß.

In Hinsicht der inneren Grundlage, der Anerkenntniß, sind zwei Abweichungen vom Richtigen möglich: die Nichtanerkennung, und die falsche Anerkennung. Die Nichtanerkennung ist von vorn herein etwas Unnatürliches: da ja die Natur der auf Eigenschaften sich beziehenden Vorstellungen unmittelbar eine Schätzung in sich schließt. Allerdings giebt es auch in dieser Beziehung eine gewisse Weite des Geschmacks, innerhalb deren Moralisch-Indifferentes liegt. Aber sonst muß das eine Steigerung Enthaltende auch mit einer Steigerung empfunden werden,

und wo dies nicht geschieht, irgendwie eine moralische Abweichung gegeben sein. Auch hier also wird von der Pflicht lediglich Dasjenige gefodert, was ohne das Vorhandensein moralischer Abweichungen von selbst erfolgt. Aber (was wohl zu merken ist) nicht bloß gewisse Handlungen sind in diesem Verhältnisse Pflicht, sondern auch Empfindungen und Neigungen: Bewunderung, Hochschätzung, Liebe rc.; freilich nicht gerade in der höheren Erregtheit und Wärme, welche Sache des Temperamentes oder anderer sittlich-gleichgültiger Momente ist, sondern in der Beschaffenheit, welche bei jedem Menschen die ihm natürliche ist.

Forschen wir weiter nach den Gründen der hiebei vorkommenden Abweichungen, so zeigen sich von der negativen Seite vorzüglich Unempfänglichkeit für das Gute an Anderen, und von der positiven, Einmischung subjektiver Verhältnisse und Neigungen.

In Hinsicht des Ersteren finden wir eine sehr große Verschiedenheit unter den Menschen. Nicht allein, daß die Einen überwiegend nur diese, die Anderen nur jene Eigenschaften zu schätzen geneigt sind (was dem Elementarischen der Schätzung angehören würde); sondern während Einige geneigt sind, überall zuerst die guten Eigenschaften Derer, mit denen sie leben, zu bemerken, und denselben die nicht lobenswerthen, welche sie etwa später kennen lernen, in Hinsicht auf jene zu Gute zu halten, so haben dagegen Andere überwiegend nur Augen für Unvollkommenheiten und Fehler. Ein Mangel der sittlichen Bildung, welcher vielleicht entschiedener, als irgend ein anderer, dazu beiträgt, den Menschen unglücklich zu machen: sowohl indem er unmittelbar seine Stimmung vergiftet, als indem er ihm die Herzen Anderer entfremdet und verschließt. Uebrigens individuali-

sirt sich derselbe auf das Mannigfaltigste, je nachdem sich die Associationsverhältnisse in dieser oder in jener Art ausbilden. Es giebt Menschen, welche in abstracto Menschenverächter und Menschenhasser sind, aber im Einzelnen so viele Ausnahmen machen, daß sie ganz voll sind von Hochachtung und Liebe, und alle ihre Expositionen und Deklamationen zuletzt auf ein philosophisches Hirngespinnst zurückzuführen sind, welches sie zufällig von Anderen aufgenommen haben, und das nur zuweilen wie ein schwarzes Wölkchen vorüberschwebt, aber zu klein und zu leicht gebildet ist, um auch nur im Mindesten ihre Lebensansicht zu verdüstern, oder ihre wohlwollenden Handlungen zu beschränken. Dagegen Andere in ihren abstrakten Ansichten eher zu Idealisirungen geneigt sind, in der Wirklichkeit aber nichts als Mängel sehn: so daß sie im Allgemeinen ihre näheren Bekannten, welche sie häufiger und genauer zu beobachten Gelegenheit haben, weniger lieben, als die ihnen ferner Stehenden.

Im Gegensatze mit diesen Abweichungen also müssen wir uns zuerst, damit überhaupt eine objektiv-allgemeine Schätzung für uns möglich werde, mit den verschiedenen (angeborenen und angebildeten) Vorzügen im ganzen Umfange des Menschlichen genau und tiefer eingehend bekannt machen. Es ist ein nicht nur für äußerliche Erfolge, sondern namentlich auch moralisch wichtiger Vortheil der wahren Bildung, besonders der philosophischen, daß sie uns die Anschauung davon vollständig und in einer zu den tiefsten Gründen zurückgehenden Würdigung verschafft, während sonst diese Kenntniß dem Zufall anheimgegeben ist, und sich die Würdigung immer mehr oder weniger oberflächlich und unsicher ausbildet. Zwar wird immer ein Unterschied blei-

ben zwischen Dem, was wir, auf der Grundlage eigener lebendiger Erzeugung, auch innerlich lebendig in den eigenthümlichsten Grundverhältnissen seines Werthes empfinden können, und dem nur vermittelt und fremdartig in abstrakter Vorstellung Angebildeten. Aber doch ist es immer von großer Wichtigkeit, daß wir wenigstens diese Anbildung gewinnen, und auch in dieser Beziehung Menschen werden im umfassendsten Sinne dieses Wortes. — Auf der anderen Seite sollen wir in Hinsicht des Sittlich-Abweichenden oder sonst Fehlerhaften freilich nicht indifferent sein (vielmehr den Maßstab des Richtigen in seiner vollen Höhe und Strenge geltend machen), aber doch auch nicht das Widerstreben und den Abscheu dagegen übertreiben, und daneben in dem Verhältnisse, welches wir früher*) kennen gelernt haben, Mitleid damit empfinden.

Außerdem aber, was noch unmittelbarer dasjenige Moment trifft, mit welchem wir es jetzt zu thun haben, gewöhne man sich, an Anderen überwiegend das Gute zu bemerken, und wo man dasselbe bemerkt hat, es selbst gegen Solche, welche weniger zu dessen Anerkennung geneigt sind, hervorzuheben. Hiezu gehört nicht selten einiger Muth, wenn wir mit dieser gerechten Anerkennung der Selbstgefälligkeit, welche sich durch ihren Tadel Luft macht, oder Genuß verschaffen will, entgegentreten müssen; aber wir dürfen uns dessenungeachtet dieser moralischen Aufgabe nicht entziehn. Dabei vermeide man so viel als möglich von den Fehlern Anderer zu sprechen, oder hebe wenigstens, wenn man hiezu genöthigt ist, stets zugleich die daneben gegebenen Vorzüge hervor. Bei den meisten Menschen wird man ja

*) Vergl. Band I., S. 533.

wenigstens einige achtungswerthe Eigenschaften finden, sobald man nur geneigt ist, sie aufzusuchen.

Schlimm ist es freilich, wenn die Verhältnisse von der Art sind, daß der Mensch, vielleicht mit einem sehr liebebedürftigen und Liebe zu geben bereitwilligen Herzen in Demjenigen, was er am höchsten schätzt, und sich zum Lebensberufe ausgewählt hat, überwiegend einsam und isolirt dastehn muß, oder gar von Anderen zurückgestoßen wird. Wenn er dann nur wenigstens Einen innigen Freund findet, dessen Theilnahme ihm seine düstere Nacht erhellt, und ihn vor Menschenfeindschaft bewahrt, oder ihm mit warmer Liebe seine todte Umgebung belebt. Wird es ihm nicht so gut, so bleibt ihm dann freilich nichts weiter übrig, als in der Religion oder Philosophie einen Halt zu suchen gegen die Bitterkeit der Empfindungen, welche ihn zu überwältigen drohen.

Weit mehr ist das zweite unter den vorher bezeichneten Momenten in unserer Gewalt: daß wir nämlich die Einmischung subjektiver Verhältnisse und Neigungen vermeiden. Hieher gehören nicht bloß die im gewöhnlichen Sinne des Wortes eigennützigen, wie wenn Jemand abgeneigt ist, die Talente und Geschicklichkeiten eines Anderen anzuerkennen, weil ihm dieselben für die Erlangung eines Amtes hinderlich sind, oder dessen Scharfsinn, dessen Menschenkenntniß, weil dadurch seine eigenen Schwächen und Fehler, die er gern verbergen möchte, entdeckt werden. Sondern diesen Neigungen schließen sich Idiosynkrasien und zufällig angewachsene kleinliche Neigungen der mannigfachsten Art an: wie die Abneigungen gegen einen Gesichtszug, gegen den Ton der Stimme, den Dialekt ꝛc.: Abneigungen, welche sich ungeachtet der Kleinlich-

keit und Unbedeutenheit ihrer Gegenstände, gleichwohl über alles Andere verbreiten, und dem Auffassenden auch die geistige und moralische Wohlgestalt in Mißgestalt umwandeln können. Besonders aber machen sich auch die Vergleichungsneigungen für diese Störung der Anerkennung geltend. Indem die Vorstellungen fremder Vorzüge Schmerz und Aerger mit sich führen, so werden sie unterdrückt, oder ihnen schon im Voraus entgegengearbeitet. Daher die bekannte Erfahrung, daß große Verdienste, Talente, Charaktereigenschaften, wenn sie auch vielleicht in weitem Kreise Bewunderung erzwingen, doch im Allgemeinen, und besonders in der Nähe, wenig Freunde erwerben. Bewunderung gränzt an Neid, Neid an Haß; und Achtung liegt nicht selten in der Mitte zwischen den Verhältnissen des Angezogen- und Abgestoßenwerdens: indem jenes durch die dabei empfundene Steigerung, dieses durch die Herabgestimmtheit vermittelt wird, welche der Vorstellende in Bezug auf sich selber empfinden kann. Es giebt Menschen, welche, indem mit diesem Momente die früher bezeichneten (der Verstimmung durch Verletzungen und Beschränkungen, die sie von Anderen erfahren haben, oder erfahren zu haben sich einbilden) zusammenwirken, das ganze Menschengeschlecht für verderbt und verächtlich erklären, mit der einzigen Ausnahme — ihrer selbst und vielleicht einiger Verwandten und Freunde.

Die Norm des Sittlichen geht auch hier auf die vollkommen reine Hervorbildung des Objektiv-Gegebenen. Wir sollen die Eigenschaften anderer Menschen streng neben ihren Beziehungen zu uns selber vorstellen: jene ersteren auseinanderhalten mit allen durch idiosynkratische Neigungen, oder durch Neid, durch Eifersucht, durch Nebenbuhlerei ꝛc. bestimmten Empfindungen, welche durch

sie hervorgerufen werden können, und selbst mit ihren Gesinnungen gegen uns. Es kann Jemand nicht nach unserm Geschmack, er kann uns hinderlich, oder nicht günstig gestimmt sein, und doch in vielen Beziehungen höchst achtungswerth; und dann fodert es die Pflicht (und bei der Tugend wird dies von selbst geschehn), daß wir, durch alle jene subjektiven Verhältnisse ungestört, dem Achtungswerthen unsere Achtung zollen. Auf der anderen Seite sollen wir auch dem Feinde, und dem erbittertsten und gefährlichsten Feinde, nicht mehr zur Last legen als er verdient.

Es leuchtet unmittelbar ein, wie auch hier Alles theils auf die Abstufungen unter den elementarischen Neigungen, theils auf die Associationsverhältnisse ankommt. In dem Maße, wie Jemand überhaupt für das Höhere (Intellektuelle, Gemüthliche, Moralische, Religiöse ꝛc.) empfänglich ist, und das Niedere in ihm zurücktritt, wird auch in dem Gesammteindrucke anderer Menschen auf ihn Jenes überwiegen; und in dem Maße, wie seine praktische Weltauffassung in angemessenem Umfange ausgebildet, wie er von Selbstbeschränktheit frei ist, und alle auf seinen Vortheil, seine Ehre gehenden Neigungen in der rechten Beschränkung gehalten sind, wird er nicht in Gefahr gerathen, durch die Einmischung dieser die richtige Schätzung zu verkehren.

Dies führt uns unmittelbar hinüber zu Demjenigen, was wir als falsche Anerkennung bezeichnet haben. In dieser druckt sich meistentheils zunächst die allgemeine falsche Werthschätzung der Menschen in treuem Reflexe ab. Was sie an sich selber schätzen, das ist ihnen auch für Andere ausschließender oder überwiegender Maßstab: dem Einen der Adel, dem Anderen der Reichthum, einem Dritten körperliche

Stärke und Muth, einem Vierten Gelehrsamkeit; noch Anderen modische Kleider und Manieren, Empfindsamkeit, unordentliche und abspringende Neigungen, die als Zeichen von Genialität betrachtet werden rc. Vorzüge in Demjenigen, was sie in dieser Art überschätzen, verbreiten dann ihren Glanz auf alles Uebrige, und sind im Stande, die größten Unvollkommenheiten zu überdecken. Dem Manne von altem Adel werden Anmaßung, Mangel an aller Bildung, Rohheit der Sitten und des Charakters zu Gute gehalten, dem Reichen Habsucht, Geiz, Ungerechtigkeit und Bedrückung der in seinem Dienste stehenden Armen; von dem Vornehmen und Berühmten schon im Voraus angenommen, daß, was er sage, geistreich, witzig, bewunderungswürdig*), was er unternehme, verständig und klug überlegt sei; so wie man auf der anderen Seite, was von Männern, welche solcher äußeren Vorzüge entbehren, gesagt und gethan wird, leicht als verächtlich behandelt, und Mitleid nicht selten Geringschätzung im Gefolge hat.

Andere betrachten umgekehrt gerade Dasjenige, was sie nicht haben, aber gern haben möchten, mit begehrlicher Vorliebe oder mit knechtischer Ehrfurcht. Hierauf beruht z. B. größtentheils die hohe Verehrung, welche die meisten Menschen vor dem Reichthume hegen. Dieselbe geht keinesweges immer aus Eigennutz hervor: zeigt sich nicht selten auch da, wo gar kein Vortheil zu gewinnen, oder auch nur in der fernsten Aussicht zu erwarten ist, ja wo die Reichen mit schmutziger Knickerei Jedermann, und vielleicht sich selber, jeden Genuß von ihrem Reichthume verschließen. Aber

*) „Ein berühmter Autor und ein Fürst brauchen nur zu reden, nicht gut zu reden, um zu gefallen".

der Wunsch, selbst reich zu sein, hat bei Vielen eine so große Stärke, daß ihnen schon deshalb der Reichthum imponirt, unter welcher Form er ihnen auch entgegentreten möge.

Weniger Selbstständige lassen sich bei dieser falschen Schätzung durch fremdes Urtheil bestimmen. So richten sich die Frauen und sonst mehr empfänglich Gebildete meistentheils nach der Geltung des Menschen in der Welt: ein großer Ruf in dem Kreise, welchem sie angehören, oder den sie überschauen, stumpft sie gegen die Wahrnehmung aller Fehler ab, wie sehr auch diese dem Unbefangenen unmittelbar vor Augen stehn mögen.

Auch hier also gilt es, sich durch klare Ausprägung und tiefere Begründung der allgemein-gültigen Norm der Werthschätzung ein in allen Punkten richtiges und selbstständiges Urtheil zu erwerben. Es ist nicht genug, sich von dieser oder jener Beschränktheit frei zu wissen; sondern wir sollen uns auf diejenige Höhe erheben, auf welcher wir alle beschränkten Standpunkte unter uns haben, und alle menschlichen Vorzüge und Mängel in ihrem wahren Werthe vor uns liegen.

2. Richtige Fortwirkung der Anerkenntniß.

Auch für diese können wir wieder ein Zwiefaches unterscheiden: die äußere Anerkennung im Betragen und die Fortwirkung im Handeln.

Die erstere bildet sich ursprünglich unabsichtlich aus, wenn sich allerdings auch später viel Absichtliches einmischen kann. Was dafür erfodert wird, ist im Allgemeinen sehr bekannt, und eine ausführliche Erörterung darüber kaum nöthig zu einer Zeit, wo darin eher zu viel, als zu wenig geschieht. Diese äußere Anerkennung ist an sich ein na=

türlicher Reflex der inneren; und auch hier also kommt die sittliche Norm zunächst nur darauf hinaus, daß man die Natur ungestört und unverfälscht fortwirken lasse. Im weiteren Verfolge hat sich dann freilich viel Unnatürliches angeschlossen; aber es ist kein Grund vorhanden, warum wir uns nicht, wo dieses von sittlich-indifferentem Charakter ist, der allgemeinen Sitte anbequemen sollten: selbst wo dieselbe Karikatur ist (wie in unserem „Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochedelgeboren rc.), oder wo ihre Ausdrücke mehr zu besagen scheinen, als ihnen zum Grunde liegt (wie die Versicherungen der Hochachtung am Schlusse eines Briefes, oder „ergebenster", „gehorsamer Diener"). Dieses „Mehr" ist ja für die allgemeine Auffassung längst abgeschliffen; und indem Niemand daran denkt, diese Ausdrücke nach ihrer Wortbedeutung zu fassen, so kann auch Niemand dadurch irre geleitet oder sonst beeinträchtigt werden. Nur halte man sich frei von aller unangemessenen Fortwirkung, z. B. von der schon früher erwähnten des hohen Standes und Ansehns auf die Beurtheilung Desjenigen, was Jemand sagt, auch wo es falsch ist, oder gegen Andere ungerecht und unbillig rc. Indem wir hier ein Sittlich-Verkehrtes als Ausgangspunkt haben, so tritt vermöge dessen auch Dasjenige, was sich daran anschließt, aus dem Charakter des Sittlich-Indifferenten heraus.

Die äußere Anerkennung im Betragen ist sehr vieler Abstufungen und Modifikationen fähig, von denen wir wenigstens die hauptsächlichsten näher bestimmen müssen. Zuerst, ganz allgemein, sind wir jedem Menschen als solchen, so weit er sich dessen nicht unwürdig gemacht hat, Achtung schuldig: auch dem ungebildetsten. Schon dem unverblendeten gewöhnlichen Bewußtsein giebt es sich

kund, und eine tiefer dringende Erkenntniß bestätigt es vollkommen, daß im Allgemeinen alle Menschen einander gleich geboren werden*), und die Meinung, als sei der Vornehmere, oder der Reichere, oder der Höher-Gebildete ursprünglich und wesentlich ein höheres Wesen, auf Einbildung und Dünkel beruht. Die meisten Vorzüge also, die wir vor Anderen haben mögen, auch die geistigen, sind als durch unverdiente Glücksfälle uns zugewachsen anzusehn; und der Edle also wird, weit entfernt, sich derselben überheben zu wollen, vielmehr eine Art von Bedürfniß empfinden, die Entbehrung derselben Anderen, so weit es in seiner Macht ist, zu vergüten, oder doch weniger schmerzhaft zu machen. Dies wird im Betragen hervortreten in Freundlichkeit und Leutseligkeit: in einer wohlwollenden Aeußerung von Vergnügen beim Anblicke und Umgange mit Denen, welche, wie weit sie auch in äußeren und selbst in geistigen Gütern von ihm abstehn mögen, doch desselben Geschlechtes, wie er, sind, und ursprünglich mit denselben Fähigkeiten ausgestattet waren.

Namentlich wird er diese Freundlichkeit gegen Fremde zeigen: nicht nur, weil sie derselben und der sich daran anschließenden Dienste am meisten bedürfen (was dem vorigen

---

*) Dies ist jedoch nur im Allgemeinen wahr (indem wir nach äußerlichen Verhältnissen zusammengefaßte Klassen von Menschen vergleichen); im Einzelnen werden die Menschen allerdings auch schon verschieden geboren; und für ihre Schätzung im späteren Leben muß, wo es nicht diese tiefer eindringende moralische Würdigung gilt, das Angebildete eben so wohl, als das Angeborene in Rechnung gebracht werden. Man findet diese wichtigen Verhältnisse genauer auseinandergesetzt in meinen „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des Kriminalrechtes", Band I., S. 168 ff.; auch S. 180 ff.

Momente angehört), sondern auch weil er, auf der Grundlage des so eben Auseinandergesetzten, von ihnen, so lange er nicht das Gegentheil erfahren hat, das Beste vorauszusetzen geneigt sein wird. Das Betragen gegen Fremde kann daher gewissermaßen als ein Barometer für die (wenn auch nur äußerliche) moralische Bildung angesehn werden. Der sittlich rohe Mensch zeigt sich gegen dieselben feindlich, indem er sich unbedingt dem abstoßenden Einflusse Dessen, worin sie von ihm verschieden sind, hingiebt, und auf der Grundlage vielfacher Erfahrungen, zu welchen ihm der ungeordnete gesellschaftliche Zustand Gelegenheit gegeben hat, für sich selbst Schlimmes von ihnen fürchtet. Sind die bürgerlichen Verhältnisse mehr geordnet, so daß diese Furcht wegfällt, und hat ihn eine größere Mannigfaltigkeit der Lebensauffassungen gegen die Einwirkung jener Verschiedenheit abgestumpft, aber ohne daß er sich schon zu einer umfassenderen sittlichen Weltanschauung erhoben hätte: so bleibt er ihnen gleichgültig und unempfindlich gegenüber, oder er ist ihnen zu Diensten bereit, aber mit eigennütziger Berechnung der Vortheile, die er von ihnen wird ziehn können. Dagegen der Moralisch-Gebildete (wie wenig gebildet er auch vielleicht in anderer Beziehung sein mag) in jedem Fremden einen Bürger der Welt, ein Kind des allgütigen Vaters aller Menschen, wie er selbst ist, sieht und achtet, und auf der Grundlage hievon ihm uneigennützig freundlich entgegentritt.

Unter den mannigfachen besonderen Modifikationen, welche für diese Achtung eintreten können, unterscheiden wir zunächst die natürlich-wesentlich und die gesellschaftlich-zufällig bedingten. Zu den ersteren gehören besonders diejenigen, welche sich an die Geschlechtsverschie-

denheit und an den Gegensatz zwischen Jugend und Alter anschließen, zu den letzteren die aus den Verschiedenheiten der Bildung und der Stände hervorgehenden.

Das männliche und das weibliche Geschlecht sind sich gegenseitig Achtung vor den Eigenthümlichkeiten schuldig, welche durch ihre wesentlichen Grundverschiedenheiten bedingt sind. Das weibliche Geschlecht ist nicht nur leiblich das schwächere, sondern auch geistig: die höhere Kräftigkeit der Urvermögen, welche die Grundwurzel des Geistigen ausmacht*), ist im Allgemeinen bei ihm in geringerem Grade gegeben; woraus auch die in der Erfahrung vorliegenden Erfolge: das Zurücktreten der Frauen in allem höheren Schaffen, auf dem Felde der Erkenntniß, der Kunst, des politischen Lebens, und ihre von den frühesten Zeiten her unverändert fortgepflanzte politische Zurückstellung, abzuleiten sind. Auf der anderen Seite aber finden wir bei ihnen, in Folge der zarten Reizempfänglichkeit und höheren Lebendigkeit, welche sie im Allgemeinen vor den Männern voraus haben, mancherlei Vorzüge des Gemüthes und der Sitte. Sie bilden die Empfindungen und Bedürfnisse Anderer rascher und zarter nach; sie zeigen sich in der Reaktion dagegen im Allgemeinen mehr hingebend und weniger selbstbeschränkt; sie entwickeln einen feineren Takt der Beurtheilung und Ueberlegung; und selbst der Mangel an Schulbildung, der ihnen (den tieferen Gründen nach doch in Folge jenes geistigen Zurückstehens) eigen ist, schlägt nicht selten darin zu ihren Gunsten aus, daß sie sich von mancherlei Vorurtheilen, die sich, vermöge der höheren und höchsten,

---

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie", S. 42 ff. und 194 ff.; so wie zum Folgenden S. 226 f.

wie der niederen Schulbildung, von Generation zu Generation fortpflanzen, so wie von der Steifigkeit und dem Pedantismus, welcher so oft die Früchte derselben weniger schmackhaft macht, meistentheils freier erhalten. Ueberdies nehmen sie, wenn auch nicht in der größeren bürgerlichen Gesellschaft, doch in der Familie eine höchst bedeutende und ehrwürdige Stelle ein als die Pfleger und Erzieher der ersten Jugend: wie uns denn eine größere Anzahl von Selbstgeständnissen intellektuell und moralisch ausgezeichneter Männer vorliegen, worin dieselben dankbar bekennen, daß sie die Grundlage und das eigentlich Entscheidende für ihre Bildung ihren Müttern verdankten. Alles Dies zusammengenommen also, ist das männliche Geschlecht verpflichtet, dem weiblichen durchaus mit Achtung zu begegnen, ja ihm durch einen höheren Grad derselben, und eine zuvorkommende Bereitwilligkeit in allem Demjenigen, wozu es der Eigenthümlichkeit oder der Stellung des Mannes bedarf, gewissermaßen die Ungunst des Schicksals zu vergüten, welche in der bürgerlichen Unterordnung liegt. Das Streben zu dieser Vergütung bildet die sittlich-richtige und edle Grundlage der Galanterie, welcher sich dann freilich manches Sittlich-Zweideutigere angeschlossen hat.

Gehn wir zu dem zweiten der natürlich bedingten Gegensätze über, so findet sich bei dem höheren Alter freilich nicht selten mancherlei Abstoßendes: eine gewisse geistige Steifheit, ein pedantisches, oder wohl gar ungerechtes Gewichtlegen auf die Sitten, Ansichten ꝛc. früherer Zeiten, verbunden mit Unempfänglichkeit für die jetzigen. Auf der anderen Seite aber wird dasselbe in hohem Maße ehrwürdig durch seine höhere Welterfahrung (welche bekanntlich, wie auch eine tiefere Zergliederung von Seiten ihrer Grundform

bestätigt, durch keine Regeln ersetzt werden kann), so wie eine durchgebildetere praktische Auffassung der Welt, in der alle Einseitigkeiten und Ueberspannungen der früheren Jahre zu weiser Mäßigung ausgeglichen sind. Es gebührt ihm also Achtung und Ehrerbietung von Seiten der Jüngeren: zugleich auch in Bezug auf das früher Geleistete, wenn auch der Greis nicht mehr Dasselbe zu leisten im Stande sein sollte; ja gerade deshalb um so mehr, da ihm ja unter diesen Umständen die Entziehung der von früher her gewohnten Achtung nur um so schmerzhafter sein müßte. Auf der anderen Seite ist in der Jugend die Hoffnung für die künftige Zeit gegeben, wenn auch vielleicht die jungen Schößlinge hier und dort ein wenig wild und unordentlich aufschießen. Das wahrhaft zur Weisheit emporgebildete Alter also wird den der jüngeren Generation Angehörigen billige Nachsicht und wohlwollende Theilnahme an ihren Bestrebungen und Freuden schenken; wird ihnen dieselben nicht dadurch verderben, daß es sie altklug haben, und die Früchte vor den Blüthen einsammeln will; wird sie belehren, aber ohne Pedanterei und Herrschsucht.

Von Seiten der gesellschaftlichen Verhältnisse, und also (im Vergleich mit dem Natürlich-Wesentlichen) mehr zufällig, machen sich, für die mehr besondere Bestimmung der Achtung gegen Andere, vorzüglich die Grade der Bildung und die Verschiedenheiten der Stände geltend. Von den ersteren haben wir schon früher*) bemerkt, daß sie größtentheils Produkte der Bildungsverhältnisse sind, und daß also Derjenige, welchem in dieser Hinsicht ein günstigeres Loos gefallen ist, dies wohlwollend in

---

*) Vgl. S. 203, auch S. 41 ff.

Rechnung zu bringen: die Unvollkommenheiten der niedriger Stehenden nachsichtsvoll zu tragen, und dieselben durch Rath und Leitung zu unterstützen habe. Ganz ähnlich stellt sich das Verhältniß auch gegen die niederen Stände: wie ja überhaupt Stand und Bildung in der genauesten Wechselwirkung mit einander gegeben sind. Auch hier wird sich, neben der allgemeinen Achtung vor dem Menschen als Menschen, ein Verlangen wirksam erweisen müssen, dem tiefer Stehenden die Zurücksetzung, die er durch das Schicksal erfahren, großmüthig zu erleichtern und zu versüßen. Auf der anderen Seite, wo mit dem höheren Stande zugleich auch ein höherer innerer Werth gegeben ist (mag nun dieser die Ursache von jenem, oder dessen Wirkung sein): da sind Achtung und Ehrfurcht von Seiten der niederen durch die tiefsten Grundverhältnisse der allgemein-gültigen Werthgebung bedingt. Ist dagegen der höhere Stand nicht allein ursprünglich äußerlich begründet worden, sondern auch dem Menschen äußerlich geblieben: so wird doch in vielen Fällen wenigstens die damit verbundene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, und also das Interesse dieser, unsere Achtung in Anspruch nehmen. Selbst da aber, wo auch dieses Interesse fehlen sollte, ist es meistentheils wenigstens etwas Sittlich-Gleichgültiges, daß wir uns Demjenigen akkommodiren, was die allgemeine Sitte in dieser Hinsicht mit sich bringt. Die Auszeichnung ist dann freilich nur eine durch eine todte Tradition überkommene und leere; aber die Bezeigungen, welche dafür erfodert werden, sind ja an und für sich, und wie sie durch die gesellschaftlichen oder bürgerlichen Verhältnisse verlangt werden, ebenfalls ohne Bedeutung; und wenn also die mit jener Ausgestatteten selbst einen Werth darauf legen, so ist, wo nur die Foderung nicht

an-

anmaßend die gewöhnlichen Schranken übersteigt, die Gewährung dieser Bezeigungen lediglich ein Opfer der gewöhnlichen Artigkeit, durch welches wir in keiner Art erniedrigt werden, sondern vielmehr, in einer Art von Großmuth, uns über Jene erheben. Es ist also kein Grund vorhanden, warum wir ihnen nicht darin gefällig sein sollten: wie denn auch die Verweigerung in den meisten Fällen nur aus einer guten Portion eigener Anmaßung und Eitelkeit entspringt.

Noch ist uns die Fortwirkung im Handeln übrig: die Ertheilung von Belohnungen und die Verhängung von Strafen. Diese (wie wir früher*) bemerkt) wird ursprünglich eingeleitet durch eine Erweckung im Verhältnisse der Einstimmigkeit; mit dieser aber verbindet sich dann der bald klarer, bald nur mehr instinktartig ausgebildete Wunsch, durch die Belohnung die Macht des Guten zu steigern, durch die Strafe die des Bösen zu vermindern oder zu brechen. Die Förderung des trefflichen Menschen ist in dem Maße ein höheres Gut, als er ein trefflicher Mensch ist, und verbreitet sich in demselben Charakter über Dasjenige, worauf sich seine Wirksamkeit erstreckt; dagegen die Förderung des bösen und unwürdigen in eben dem Verhältnisse als ein Uebel zu betrachten ist. So weit geht der Parallelismus zwischen beiden; darüber hinaus aber treten sie in einen sehr wichtigen Gegensatz mit einander. Die Belohnung nämlich ist schon an sich selbst etwas Gutes, und dessen Ertheilung also nichts Bedenkliches hat, vielmehr ohne Weiteres von uns gewünscht und, so weit es in unseren Kräften steht, erstrebt werden soll. Dagegen die Strafe an

*) Man vergleiche hiezu und zum Folgenden Band I., S. 315 f.; auch meine „Grundlinien der Rechtsphilosophie", S. 305 ff.

sich ein Uebel, und somit ihr Gegentheil wünschenswerth ist. Dieselbe kann daher nach der allgemein-gültigen Werthschätzung nur in den Fällen Gegenstand des Strebens für uns werden, wo das ihr an und für sich inwohnende Uebel durch ihre guten Folgen entschieden überwogen wird: die Wirksamkeit des Bösen nicht anders zu hemmen ist, oder sich eine Aussicht eröffnet, das Böse selbst zum Guten zurückzuführen. In dieser Hinsicht nun ist unstreitig der Einzelne ganz anders gestellt als der Staat. Während dieser letztere die allgemeine Regel des Gesetzes in jedem Falle festhalten muß, auch wo sich die Strafe minder wirksam zu erweisen, oder gar die entgegengesetzten Folgen zu haben droht: so kann dagegen der Einzelne jeden ihm vorkommenden Fall in seiner vollen Individualität erwägen, und wo er einsieht, daß die Strafe überwiegend Uebles stiften würde, dieselbe unterlassen, oder selbst mit dem Gegentheil vertauschen. Man nehme an, in einer Familie, oder zwischen Familien, Korporationen ꝛc. wären gegenseitige Reibungen entstanden, die sich in Vorwürfen, üblen Auslegungen, Verläumdungen, Chikanen ꝛc. Luft machten. Die Handlungsweise der uns Gegenüberstehenden würde an und für sich allerdings eine gleichartige Vergeltung rechtfertigen, ja kann für einen untergeordneten sittlichen Standpunkt eine solche zu fodern scheinen. Aber wir sehen ein, daß sich in dieser Art die Zerwürfnisse ins Unendliche hin fortpflanzen, und in Hinsicht des Mißwollens, wie in Hinsicht ihrer verletzenden Wirkungen, steigern würden. Dagegen, weil die der anderen Parthei Angehörigen im Grunde des Herzens so böse nicht sind, von einem edelmüthigen Vergessen des Vergangenen, einer billigen Nachgiebigkeit, einem wohlwollenden Zugeständniß Dessen, woran uns eben nicht so viel zu liegen

braucht, zu hoffen wäre, daß nicht nur das Anwachsen des Bösen gehindert, sondern die Differenzen ausgeglichen, und an die Stelle des Mißtrauens und Hasses Vertrauen und Freundschaft gesetzt werden würden. Ist es da nicht augenscheinlich, daß es uns unter diesen Umständen nicht nur erlaubt, sondern selbst sittlich geboten ist, den Lauf der Uebel stiftenden Reaktionen aufzuhalten, und Böses mit Gutem zu vergelten? — Dagegen es denn freilich auch Fälle geben wird, wo die strenge und kräftige Reaktion Pflicht, und das Unterlassen derselben pflichtwidrige Furchtsamkeit oder Weichlichkeit sein würde.

Ueberdies aber dürfen wir nicht aus den Augen verlieren, daß unter unseren höher gebildeten bürgerlichen Verhältnissen das Strafrecht größtentheils vom Staate übernommen worden ist, und also dem Einzelnen nicht mehr zusteht.

Mit Beziehung hierauf nun haben wir uns noch eine Frage zu beantworten, welche in der letzten Zeit vielfach Gegenstand des Streites geworden ist. Es fragt sich nämlich: kann der Werth eines Menschen in irgend einem Falle so tief sinken, daß er zu einer Minus-Größe, und vermöge dessen seine Vernichtung Pflicht würde? Oder ist diese, wie von Vielen behauptet worden ist, in jedem Falle unerlaubt?

Diese Frage kann für unsere bürgerlichen Verhältnisse eben nur in Bezug auf den Staat gestellt werden; und zwar auch bei diesem nur in Hinsicht der Verbrecher. Denn daß im Kriege die Soldaten des feindlichen Heeres aus dem jetzt vorliegenden Gesichtspunkte getödtet werden sollten oder könnten, wird wohl Niemand mehr einfallen im Ernste zu behaupten. Wir wissen sehr wohl, daß die Einzelnen, welche uns gegenüberstehn, im Allgemeinen einen gleich hohen Werth haben, wie die mit uns in denselben Reihen Stehen-

den; und wenn auch in früheren Zeiten allerdings der Volkshaß zu einem Grade steigen konnte, welcher der Meinung ziemlich gleichkam, daß die Feinde, als solche, wie Minus-Größen zu betrachten, und deshalb ihre Vernichtung schon für sich recht sei, so ist jetzt unstreitig das Recht zu ihrer Tödtung auf ganz andere Motive zurückzuführen.

Wie nun aber mit den Verbrechern? — Man hat in Hinsicht dieser vorzüglich Zweierlei geltend gemacht: die Foderung, auch in dem schlechtesten Menschen die Würde der Menschheit zu achten; und die Möglichkeit der Besserung. Aber zuerst, wenn „achten" und „Würde" irgend eine Bedeutung haben sollen, so ist jene Foderung ohne Sinn. Allerdings werden alle Menschen im Allgemeinen mit denselben Urvermögen geboren, oder bestimmter, wenn auch mit verschiedenen, so trifft doch diese Verschiedenheit nicht den Gegensatz zwischen dem Sittlichen und Unsittlichen, sondern dagegen ist alles Angeborene noch indifferent*). Auch ist, daß der Mensch sittlich-verderbt geworden ist, im Ganzen oder Großen gefaßt, stets von seinen Bildungsverhältnissen abzuleiten. Aber wie er auch zu Dem geworden sein mag, was er jetzt ist: er ist es einmal, und zwar innerlich (seiner psychischen Substanz nach); und da giebt es nur zu viele Beispiele, wo wir in ihm, wie er einmal ist, keinerlei Würde, und überhaupt nichts zu achten finden. Die ursprüngliche Würde, oder vielmehr die ursprüngliche Fähigkeit zur Menschenwürde, ist ihm verloren gegangen. Allerdings (und dies führt uns zum Zweiten hinüber), wenn wir seine Entwickelung rückgängig zu machen im Stande wären, so würden wir noch im-

*) Vgl. hiezu und zum Folgenden Band I., S. 500 ff.

mer Das in ihm zu achten haben, was er dann werden könnte. Aber wenn auch die Möglichkeit einer solchen rückgängigen Entwickelung in abstracto nicht zu leugnen ist (denn was geworden ist, kann ja an und für sich auch wieder vergehn), so ist doch dieselbe in vielen Fällen nach aller menschlichen Beurtheilung und durch alle menschliche Veranstaltung nicht möglich. Ueberdies aber wird ja auch dem Verbrecher durch seine Hinrichtung die Zurückführung zum Guten nicht verschlossen. Nur das Leibliche an ihm wird vernichtet, und die Verbindung mit den Verhältnissen aufgelöst, unter welchen nach unserer besten Einsicht seine Besserung unmöglich ist; aber sein geistiges Wesen besteht fort; und so kann denn unter anderen Verhältnissen jene Umwandlung (wie wir sie in einem besseren Leben von Gottes Güte zu erwarten, durch ein tieferes religiöses Bedürfniß uns gedrängt fühlen) auch für den Böseſten immer noch eintreten.

Zeigen sich nun aber auch diese beiden Gründe als ungenügend, um die Unerlaubtheit der Todesstrafe darzuthun: so ist es doch auf der anderen Seite nicht zu leugnen, daß dieselbe eben so wenig aus dem Momente, mit welchem wir es jetzt zu thun haben, als nothwendig, und am wenigsten als moralisch-nothwendig erwiesen werden kann. Die Idee der Strafe wird uns zunächst durch das Erweckungsverhältniß der Gleichartigkeit entgegengebracht; aber dieses, wie die Nebenverhältnisse des Moralischen überhaupt, ist keinesweges als eine unmittelbare göttliche Offenbarung (durch welche ihre sittliche Nothwendigkeit festgestellt würde) anzusehn, sondern durch Ueberlegung zu kontrolliren, und zu höherer Kultur auszubilden*). Von dem jetzt vorliegenden

---

*) Vergl. Band I. S. 327 f. und 332 f.

Momente aus also wird nur das Widerstreben gegen die Vernichtung eines menschlichen Wesens neutralisirt: indem sich uns der Verbrecher, wie er nun einmal (innerlich) ist, als des höheren Werthes, welcher dem Menschen eigenthümlich zukommt, verlustig gegangen zeigt. Aber für das wirkliche Eintretenlassen der Todesstrafe sind noch keine (nach der allgemein-gültigen Werthschätzung gültige) Gründe gegeben; und wir werden demnach die Untersuchung später wiederaufnehmen müssen, um zu prüfen, ob sich uns von anderen Momenten aus solche ergeben.

Drittes Grundmoment.

Förderungen und Hemmungen durch Andere.
(Ihr Wollen, Empfinden, Thun gegen uns.)

Mit diesem Momente treten wir nun aus dem Gebiete des Rein-Objektiven in das des Subjektiven ein, welches schon insofern bei Weitem größere Schwierigkeiten darbietet, als wir hier, für die moralische Würdigung, zu der allgemein-gültigen Schätzung der Güter und Uebel die viel weniger streng abgestuften Nebenverhältnisse des Moralischen hinzunehmen müssen*). Indessen liegt das jetzt vorliegende Moment von allen, welche eine subjektive Beziehung haben**), am meisten nach der objektiven Seite hin. Wir haben ein bestimmt (in inneren oder in äußeren Akten des Anderen) Hervorgetretenes, und zu dessen Auffassung und natürlicher Fortwirkung im Allgemeinen keine besondere Eigenthümlichkeit erfodert wird. Es ist zwar ein persönliches, aber größtentheils noch nicht, wie die übrigen, ein

*) Vergl. Band I., S. 306 ff.

**) Man vergleiche hiezu oben S. 167.

individuell-persönliches Verhältniß. Daher auch die strengere Verbindlichkeit, welche ihm beiwohnt. Indem die empfangenen Förderungen unmittelbarer, leichter, unzweifelhafter, wie von uns selber so auch von Anderen, vorgestellt und empfunden werden, so ist auch ihre richtige Empfindung, und was durch diese für das Betragen, das Wollen, das Handeln bedingt ist, mit um so größerer Bestimmtheit zu fodern.

Aber worin ist nun der sittliche Charakter dieses Momentes begründet: die Nothwendigkeit der darauf gerichteten Pflicht, die Billigung und das Lob, wie sie sich bei der hieher gehörigen Tugend ausbilden, die Mißbilligung im entgegengesetzten Falle? — Wir müssen in dieser Beziehung die Verhältnisse der Förderung und der Hemmung gesondert betrachten.

1. Förderung durch Andere.

(Ihr uns günstiges Wollen, Empfinden, Thun.)

Wir sind Anderen für die durch sie erhaltenen Förderungen und für das uns von ihnen zugewendete Wohlwollen Dankbarkeit schuldig. Woher diese Verpflichtung?

Am augenfälligsten tritt zunächst wieder die Erweckung im Verhältniß der Gleichartigkeit hervor. Die Vorstellung des uns erwiesenen Guten erweckt und begünstigt die Vorstellung eines gleichen Guten in Verbindung mit der Vorstellung Derjenigen, von welchen jenes erstere ausgegangen ist. Aber dies ist eine Erweckung im Verhältniß der Gleichartigkeit wie alle anderen: liegt in derselben Art nicht nur dem vorher betrachteten zweiten Momente zum Grunde, sondern auch der Erweckung gleichartiger Gefühle durch einander, ja der witzigen Kombination, der Urtheilsbildung, und

im Gebiete des Moralischen der Rache, die wir doch in keiner Art sittlich billigen können. Von dem Erweckungsverhältnisse des zweiten Momentes unterscheidet sich das jetzige nur durch den mehr persönlichen Charakter Desjenigen, von welchem die Erweckung ausgeht; aber aus diesem kann demselben unstreitig kein Vorzug erwachsen; vielmehr ist er ja etwas Beschränkteres, wenn uns auch allerdings die Verpflichtung dadurch, inwiefern wir selber die betreffende Person sind, gewissermaßen näher gebracht wird. Aus diesem Erweckungsverhältnisse für sich allein also läßt sich der eigenthümliche sittliche Charakter dieses Momentes nicht begreifen, sondern wir müssen dafür zu den tieferen Grundlagen desselben zurückgehn. Als solche zeigen sich zunächst drei: Dasjenige, von welchem die Erweckung ausgehn soll, das Zu-Weckende (der Trieb zur Dankbarkeit), und Dasjenige, was daneben gegeben, und modificirend darauf einzuwirken geeignet ist.

Dasjenige, von welchem die Erweckung ausgehn soll, ist die Vorstellung der empfangenen (oder beabsichtigten rc.) Förderung. Hiefür macht sich die allgemeingültige Werthschätzung in der gewöhnlichen Art geltend: wir sollen das Gut, in welchem diese Förderung besteht, weder zu niedrig noch zu hoch schätzen. Wir haben also (was wohl zu merken ist) die größere Höhe bei der Schätzung empfangener Förderungen keineswegs ohne Weiteres als sittlich-lobenswerth anzusehn; vielmehr kann dieselbe auch auf einer sittlichen Abweichung beruhn, ein sehr hoher Grad von Dankbarkeit z. B. für niedere sinnliche Genüsse, die Jemand durch einen Anderen zu Theil geworden sind, als ein Zeichen der übermäßigen Schätzung derselben oder

der schwächlichen Hingegebenheit an sie, unsere moralische Mißbilligung aufrufen.

Verfolgen wir die Betrachtung des vorliegenden Momentes weiter, so stoßen wir schon hiebei auf nicht geringe Schwierigkeiten der moralischen Beurtheilung, und welche von jeher zu einer Menge von ungerechten Beschuldigungen Veranlassung gegeben haben. In den meisten Fällen nämlich legt Derjenige, von welchem die Förderung ausgegangen ist, für die Beurtheilung der Gesinnung und Handlungsweise des Anderen seine eigene Werthschätzung als Maßstab unter, während doch die in Jenem ausgebildete Werthschätzung, und demgemäß auch die Empfindung von der Höhe der Förderung eine ganz andere sein kann. Ich bin z. B. von Jemand wiederholt zu Gastmählern eingeladen worden, welche in großer Fülle die mannigfachsten und feinsten Gaumengenüsse dargeboten haben. Aber aus diesen mache ich mir nicht das Mindeste; mir ist vielmehr die einfachste Hausmannskost zehnmal lieber; und auf der andern Seite ist die Gesellschaft von der Art gewesen, daß ich die quälendste Langeweile empfunden habe. Ich wäre also viel lieber zu Hause geblieben; und habe die Einladung nur angenommen, um nicht mit meiner abschläglichen Antwort dem Einladenden wehe zu thun. Also statt eine Förderung zu empfangen, habe ich ein Opfer gebracht; und wenn also Jener, dem vielleicht Genüsse der bezeichneten Art das Höchste sind, was er überhaupt in der Welt kennt, eine Dem angemessene Dankbarkeit von mir verlangt, so trifft mich kein Vorwurf, wenn ich dieser Föderung nicht zu entsprechen im Stande bin. Aber allerdings ist dieses Verhältniß ein kitzliches. Wir haben schon früher*) für den Fördernden die

*) Vergl. S. 173 ff.

Vorschrift aufgestellt, daß er sich so viel als möglich nach den Bedürfnissen und nach dem Geschmacke Desjenigen richte, welcher die Förderung empfangen soll. Eben so aber müssen wir nun auf der anderen Seite von dem Geförderten verlangen, daß er sich, so weit dies irgend geschehn kann, in die Seele des Fördernden hineinversetze: wo dessen Maßstab bedeutend von den seinigen abweicht, lieber die Annahme des Dargebotenen vermeide, und wenn er dasselbe einmal angenommen, den Erwartungen des Anderen mit seiner Anerkennung so nahe als möglich zu kommen suche. Hiezu wird freilich in vielen Fällen ein nicht geringer Grad von selbstverleugnender Großmuth gehören; so wie es auch nicht an solchen fehlen wird (besonders wo wir die Werthschätzung des Fördernden nicht vorher gekannt haben), wo es geradezu unmöglich ist, jenen Erwartungen zu genügen.

Eine richtige moralische Beurtheilung des Mangels an Dankbarkeit wird demnach in Fällen dieser Art nur möglich sein, wenn wir den sonstigen Charakter des Zu-Beurtheilenden genau kennen. Das Urtheil wird unstreitig ganz anders ausfallen müssen, wo die Förderung mit dem *Bedürfnisse*, vielleicht einem *sehr tief begründeten*, zusammentrifft, und hiefür *wohlwollend* von dem *Fördernden abgemessen worden* ist, als wo sie etwas dem Empfänger *Gleichgültiges* oder gar *Lästiges*, und von Jenem *ohne weitere Ueberlegung* erwiesen worden ist. Dieselbe Kenntniß ist uns auch für ein anderes Verhältniß nothwendig: wenn nämlich die Förderung zwar zusammengetroffen ist mit dem Bedürfnisse des Geförderten, aber dieses weit über das Maß jener hinaus. So finden wir nicht selten Undank bei den größten Wohlthaten, Dienstleistungen, Gefälligkeiten rc., weil Derjenige, welcher sie empfangen, noch

mehr erwartet hat. In diesen Fällen wird es unstreitig auf die Art und Weise ankommen, wie diese Erwartungen begründet sind: ob objektiv-richtig in den vorliegenden Verhältnissen, oder in der Einbildung, in der Begehrlichkeit des Erwartenden. Es giebt Menschen, welche, auch vom Ueberflüssigen, nie genug bekommen können, und so von sich eingenommen, so mit allen ihren Gedanken und Empfindungen auf sich beschränkt sind, daß sie unbedenklich Anderen jedes Opfer zumuthen. Auf der anderen Seite aber kann auch, z. B. bei Leuten aus der ärmsten Klasse, das Elend, das dringende Bedürfniß so groß sein, daß ihnen die geringe Unterstützung, welche ihnen von Denjenigen zu Theil wird, die im Ueberflusse leben, kaum eine Erleichterung gewährt, oder wohl gar nur dazu dient, das Gefühl ihres Elendes um so peinlicher aufzuregen: und dann werden wir ihnen keinen Vorwurf daraus machen dürfen, daß sie sich nicht besonders lebhaft zu Dankbarkeit erregt fühlen. Daß ihr Begehren auf mehr ging, daß sie also das ihnen Dargebotene nicht mit der Empfindung hoher und ungetrübter Steigerung aufnehmen können, durch welche sie dann zugleich mächtig zu dem Wohlthäter hingezogen werden würden, ist bei ihnen nicht aus einem Sittlich-Abweichenden, sondern aus dem harten Drucke ihrer Verhältnisse abzuleiten. Das mögen Diejenigen bedenken, welche in Fällen dieser Art berechtigt zu sein glauben, mit ihren Wohlthaten aufzuhören: sie haben nicht zu viel, sondern sie haben im Gegentheil zu wenig gethan; und nur durch die Erhöhung ihrer Wohlthaten würden sie wahrhaft zur Dankbarkeit verpflichten können.

Noch ist zu bemerken, daß in Beziehung auf diesen ersten Faktor, die Geneigtheit zur Dankbarkeit im Allgemeinen

eine größere oder eine geringere Vollkommenheit in sich schließt nach Maßgabe des größeren oder des geringeren Werthes der Güter, auf welche sie sich bezieht. Dankbarkeit für geistige Förderungen ist etwas Edleres, als Dankbarkeit für sinnliche Genüsse; und wir tadeln es in höherem Maße, wenn Jemand gegen Erzieher und Lehrer, als wenn er gegen Diejenigen undankbar ist, welche ihm Vergnügungen verschafft haben. Die edelste Dankbarkeit ist daher diejenige, welche ganz von der Beziehung auf das eigene Selbst abgelös't ist: die Dankbarkeit gegen Wohlthäter einer Korporation, einer Stadt, des Vaterlandes, der Menschheit; dagegen die Dankbarkeit für persönliche Anhänglichkeit von dieser Seite her einen mehr oder weniger untergeordneten Charakter an sich trägt. Auch in diesem Verhältnisse wird nicht selten eine Art von Selbstverleugnung erfodert werden, z. B. für die Dankbarkeit gegen Jemand, welcher uns auf unsere Fehler aufmerksam gemacht, oder von dummen Streichen zurückgehalten hat, zu denen uns Affekte oder Leidenschaften hinreißen wollten. Eine eigenthümlich edlere Gattung ist auch die zwar persönlich begründete, aber auf das Allgemeine reflektirte Dankbarkeit, z. B. wenn Jemand, der unter gewissen Umständen (beim Eintreten in ein Geschäft 2c.) die willkommene Unterstützung eines Anderen erfahren hat, sich deshalb verpflichtet glaubt, Solche, welche später in dieselben Umstände kommen, zu unterstützen, auch wenn sie weder mit seinem früheren Wohlthäter noch mit ihm selber in der geringsten Verbindung stehn*).

---

*) So erzählt Franklin in seiner Selbstbiographie, daß ihm die ersten fünf Schillinge, welche ihm, nachdem durch die Errichtung seiner Druckerei seine Kasse gänzlich erschöpft gewesen sei, einer seiner Bekannten zu verdienen gegeben habe, eine

Eine andere Stufenleiter der Vollkommenheit wird dadurch bedingt, daß zwischen der weckenden und der zu wekkenden Vorstellung noch ein Drittes dazwischen liegt, oder wenigstens dazwischen liegen kann: die Vorstellung der Gesinnung, des Wollens nämlich, aus welchem die Förderung hervorgegangen ist. Zwar kann Jemand auch Anderen dankbar sein wegen einer angenehmen Nachricht, die er zufällig, vielleicht selbst ohne ihr Wissen, durch sie erhalten, und zufolge ähnlicher, rein gelegentlich entstandener Associationen. Aber in den meisten Fällen wird doch der Förderung eine gewisse Absicht zum Grunde liegen; auch wohl diese ohne jene gegeben sein, z. B. wo Jemandes Kräfte oder äußere Mittel nicht hinreichen, seiner wohlwollenden Gesinnung gegen uns Folge zu geben. Da ist nun unstreitig die Dankbarkeit vorzuziehn, welche auf die Gesinnungen geht: nicht nur weil sie sich auf die Werthschätzung eines Geistigeren gründet, und mehr vom äußerlichen Erfolge abgelös't, sondern auch weil sie mehr von der Beziehung auf das eigene Selbst frei, und auf ein Allgemeineres von mehr objektivem Charakter gerichtet ist.

Dies führt uns unmittelbar hinüber zur Betrachtung des zweiten Grundfaktors: der zu weckenden Vorstellungen. Worin besteht die Sittlichkeit in Hinsicht dieser? — Ganz einfach darin, daß dieselben im Inneren der Seele stark genug angelegt seien, um selbstständig (nicht bloß in Beziehung auf uns selbst) zum Bewußtsein ausgebildet

---

größere Freude, als irgend eine andere Summe, die er jemals erhalten, verursacht, und ihn die dankbare Erinnerung daran sein ganzes Leben hindurch in weit höherem Maße geneigt gemacht habe, junge Anfänger in ihren Geschäftsverhältnissen zu unterstützen, als er wohl sonst gewesen sein würde.

zu werden, und daß überdies in ihnen ein angemessenes Aufstreben zur Ausführung gegeben sei. Die Erweckung könnte ja, und ebenfalls im Erweckungsverhältnisse der Gleichartigkeit, auch nach einer andern Seite hingehn, z. B. (wie es ja so oft geschieht) zu der Vorstellung, daß man Den, welcher uns in diesem Falle gefördert, recht oft in dieser Art zum eigenen Vortheil gebrauchen wolle; oder der Gedanke an die Vergeltung könnte geweckt werden, aber als müßige (strebungslose) Vorstellung. Daß also die Erweckung jene Richtung nimmt, und das Erweckte in Aeußerungen und Handlungen fortwirkt, ist im Allgemeinen aus der entsprechenden Vollkommenheit der inneren moralischen Bildung abzuleiten.

Man bringe sich dies noch näher durch eine bestimmtere Vergleichung mit den angränzenden moralischen Bildungen. Der Selbstsüchtige bedient sich des Anderen rein als eines Mittels, eines Werkzeuges, welches weggeworfen wird, sobald es gebraucht, und nicht weiter zu brauchen ist. Mag er auch seinem Wohlthäter noch so sehr geschmeichelt, ihm noch so viele Versprechungen gegeben, und noch mehr indirekte Erwartungen erregt haben: sobald er desselben nicht mehr bedarf, denkt er kaum noch überhaupt an ihn, und am wenigsten mit der Empfindung und dem Streben der Dankbarkeit. Indem die Vorstellung (Empfindung ꝛc.) von ihm selber mit einer übermäßigen Anzahl von Spuren in ihm begründet ist, so kommt er gar nicht über diese zu einer selbstständigen Ausbildung der Vorstellungen von Anderen hinaus, selbst nicht, wo diese die Ursachen der erhaltenen Förderung gewesen sind, und also in der Richtung auf sie ein Erweckungsverhältniß von großer Stärke gegeben ist. Eine so entschiedene Selbstbeschränktheit findet sich freilich

nur selten; aber Annäherungen dazu unzählige in den mannigfachsten Verhältnissen. Dahin gehört die Undankbarkeit, welche wir so oft bei den Großen finden. Aus dem von der frühesten Kindheit an tief gewurzelten Gefühle ihrer Wichtigkeit heraus, glauben sie ohne Weiteres auf Alles gerechte Ansprüche zu haben, und die Niederen, auch wenn sie ihnen die wichtigsten Dienste leisten, vollständig durch die Ehre bezahlt, daß sie in ihre Gegenwart und zu dieser Dienstleistung zugelassen worden sind. Sie haben die Vorstellungen derselben nie in der Selbstständigkeit, wie die von ihnen selber, gebildet. Ganz ähnlich, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen, bei Menschen aus den niedrigsten Ständen. Die Scheidewand, durch welche sich die Höherstehenden gegen sie isolirt, hat auch sie nicht zu einer angemessenen Ausbildung der sich auf jene beziehenden praktischen Angelegtheiten gelangen lassen; und die beständige Sorge für die nothwendigen Lebensbedürfnisse, welche auf ihnen lastet, hat von ihrer Seite her die Selbstbeschränktheit gesteigert. Hiezu kommt überdies noch das früher erwähnte Verhältniß, daß die erwiesenen Wohlthaten meistentheils ihrer Noth nur theilweis abhelfen, also nicht rein als Förderung empfunden werden können, während ihnen das vom Wohlthäter gebrachte Opfer, indem sie in dessen äußerem Leben nichts dadurch verändert sehn, beinah als null erscheint. Sittlich-rohe Menschen also sind durch bloße Güte nicht bleibend zu gewinnen. Die Geschenke, die man ihnen gemacht, werden vergessen, sobald sie verthan sind, und veranlassen nur zu höheren Föderungen; und indem sie zu ungebildet sind, um die Vorstellung der wohlwollenden Gesinnung, aus welcher die Geschenke hervorgegangen sind, mit einiger Stärke und Anschaulichkeit zu bilden und fest-

festzuhalten, so fehlt es ihnen für die Dankbarkeit an aller Grundlage*).

Dessenungeachtet ist es augenscheinlich, wenn wir unsere bisherigen Erörterungen überblicken, daß in dem sittlich-gebildeten Menschen außer der entsprechenden praktischen Auffassung des Vorliegenden gar nichts Besonderes für die Begründung der Dankbarkeit erfodert wird. Ist die empfangene Förderung in angemessener Steigerungshöhe gebildet worden, und finden sich die richtigen Angelegtheiten für die Vorstellung und Schätzung der Gesinnungen, aus welchen dieselbe hervorgegangen ist, so wie für die auf die Förderung des Anderen gerichteten wohlwollenden Triebe vor: so bildet sich die Dankbarkeit ganz von selbst aus, ohne daß weiter etwas hinzuzukommen brauchte. Und eben so mit den Aeußerungen derselben, mögen diese nun in Förderungen von unserer Seite her, oder in Freundlichkeit, theilnehmendem Interesse, Anerkennung der Verdienste, oder worin sonst bestehn: denn alles Dies wird sich ja entweder in Trieben und Angelegtheiten für unwillkürliche Aeußerungen vorgebildet finden, oder sich jetzt auf der Grundlage der allgemeinen Ausgleichung zwischen den psychischen Gebilden

*) „Es ist mir (erzählt Garve) ein bürgerlicher Gutsbesitzer bekannt, der, weil er reich war, und sehr menschenfreundlich dachte, die Verwaltung eines neuen Gutes, welches er erkauft hatte, damit anfing, daß er allen Insassen die Schulden, welche auf ihren Stellen hafteten, bezahlte, und einem jeden Wirthe einen Thaler auf die Hand schenkte. Die Wohlthat war für den Geber ansehnlich, und für viele der Empfänger wichtig. Nichts desto weniger verweigerten diese Bauern in Kurzem diesem ihrem freigebigen Herrn die Dienste, welche sie allen seinen Vorgängern geleistet hatten." (In der Abhandlung „Ueber den Charakter der Bauern"; vergl. „Vermischte Aufsätze ec.", Theil I., S. 103 f.)

neu erzeugen*). Auch hier also fallen Pflicht und Tugend durchaus mit Demjenigen zusammen, was durch den natürlichen Fortschritt der praktischen Entwickelung bedingt ist, obgleich sich freilich auf der anderen Seite mancherlei andere Bildungsprocesse einmischen können, welche, ebenfalls nach den Naturgesetzen der menschlichen Seele erfolgend, jene sittlich-normale (durch die tiefsten Grundverhältnisse des menschlichen Geistes prädeterminirte) Ausbildung hemmen und vom rechten Wege ablenken.

Es muß also noch das dritte der früher bezeichneten untergeordneten Momente hinzukommen: von der Ausbildung der Dankbarkeit auf den angegebenen Grundlagen jede fremdartige Einmischung und Störung fern bleiben.

Für die Erläuterung dieses Verhältnisses nun ist zuerst daran zu erinnern, daß in den meisten Fällen auch Dasjenige, von welchem die Erweckung ausgehn soll, erst selber geweckt werden muß: in allen den Fällen nämlich, wo die Förderung nicht eine unmittelbar gegenwärtige ist. Wir müssen uns dieser erst erinnern; und wenn diese Erinnerung unterbleibt, so unterbleibt hiemit zugleich Alles, was sich weiter daran anschließen könnte, und vielleicht, den sonstigen Angelegtheiten nach, gewiß anschließen würde. Unter diesen Umständen müssen wir für die moralische Beurtheilung auf die Ursachen der Nicht-Erweckung zurückgehn. Diese können überaus mannigfaltig sein. Vielleicht ist die Erweckung ausgeblieben, weil wir die empfangene Förderung nicht gehörig als solche empfun-

---

*) Vergl. hiezu die Band I., S. 208 ff. über die Aeußerungen der Neigungen beigebrachten Bemerkungen.

den oder geschätzt haben, und demgemäß die davon zurückgebliebene Spur nicht die angemessene Stärke oder Strebungskraft erhalten hat; oder in Folge von Vielgeschäftigkeit, Zerstreutheit rc. ist das Bewußtsein in dem Maße von anderen Vorstellungen rc. eingenommen, daß die sonst angemessen vorgebildete Erregung nicht zu Stande kommt. Auch in dieser Beziehung sehn wir im Leben manche unbillige Anfoderungen gemacht, und wo diese nicht befriedigt werden, ungerechte Urtheile gefällt. Ein Mann, welcher fast ununterbrochen durch einen Gedankenkreis von großer Ausdehnung, Mannigfaltigkeit, Wichtigkeit in Anspruch genommen wird, soll sich eines kleinen, unbedeutenden Dienstes erinnern, welcher ihm vor geraumer Zeit von Jemand geleistet worden ist, in dessen überwiegend unbeschäftigter und leerer, vielleicht auch eitler und darauf eingebildeter Seele freilich das Andenken daran keinem Zweifel unterliegt. Kommen wir bei Jenem der Erinnerung zu Hülfe, so wird er vielleicht zum höchsten Maße dankbarer Vergeltung bereit sein; für die eigene Reproduktion aber ist seine Seele zu sehr von Bedeutenderem eingenommen. Findet sich nun hier in diesem Letzteren nicht schon an und für sich eine sittliche Abweichung, so können wir auch dem Nicht-Dankbaren keinen moralischen Vorwurf machen*). Aber immer ist es

*) In Beziehung darauf stellt Göthe den freilich etwas paradoxen Satz auf, „Nichtdankbarkeit sei dem Menschen angeboren, ja anerschaffen". „Denn sie entspringt (fügt er hinzu) aus einer glücklichen leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortsetzung des Lebens möglich wird. Der Mensch bedarf so unendlich vieler äußerer Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Dasein, daß, wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Aeltern, Freunden und Gesel-

ein Uebel, auf diese Weise hinter den an und für sich nicht ungerecht begründeten Erwartungen Anderer zurückzubleiben; und so entsteht uns denn von dieser Betrachtung aus (d. h. also mehr vermittelt: indem die Vorstellung dieses Uebels in die Schätzung eingeht) die Vorschrift, vorbeugend dem bezeichneten Mangel an Erinnerung dadurch zu Hülfe zu kommen, daß wir die Vorstellungen von empfangenen Förderungen, indem wir dieselben von Zeit zu Zeit auffrischen, zu größerer Stärke und Bewußtseinsnähe ausbilden*).

Schlimmer ist es unstreitig, wenn die Ausbildung der Dankbarkeit durch die Einmischung von auf das eigene Selbst gehenden überstarken Neigungen gehindert wird. Gleichwohl ist diese Einmischung überaus häufig, so daß man in Hinsicht darauf nicht mit Unrecht behauptet hat, wahre und reine Dankbarkeit sei bei Weitem seltener als Wohlthätigkeit. Namentlich mischen sich sehr leicht Vergleichungsneigungen ein: die Ausbildung der Dankbarkeit wird

---

len immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig blieben, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu genießen" („Aus meinem Leben", Theil II.).

*) „Ich habe mich gewöhnt (erzählt Göthe von sich) bei'm Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittelung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entferntesten Veranlassung und Mitwirkung, wodurch mir Dinge geworden, die mir lieb und werth sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das, was uns umgiebt, erhält dadurch ein Leben: wir sehn es in geistiger, liebevoller, genetischer Verknüpfung; und durch das Vergegenwärtigen vergangener Zustände wird das augenblickliche Dasein erhöht und bereichert, die Urheber der Gaben steigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor; man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht sich den Undank unmöglich, und ein gelegentliches Erwiedern leicht und wünschenswerth." (A. a. O., S. 483 f.)

verhindert durch das Widerstreben des Stolzes und der Eitelkeit, die darin eine Herabwürdigung erblicken. Oder wenn sich dieselbe ausbildet, so gewinnt die Eitelkeit auf eine andere Weise darauf Einfluß: man beeilt sich, durch die Vergeltung der Wohlthat die Erniedrigung unter den Wohlthäter loszuwerden: sich ihm wieder gleichzustellen oder (durch ein Uebermaß der Vergeltung) über ihn zu erheben. Daher auch der Gesinnung, welche die Schuld, die man durch eine empfangene Förderung auf sich geladen zu haben meint, so schnell als möglich abträgt, keineswegs ein höherer Grad von Dankbarkeit, sondern vielmehr Widerstreben gegen dieselbe und Mangel an Liebe zum Grunde liegen. Eben so können auch eigennützige Neigungen von mannigfacher Art einfließen. Der sich dankbar Bezeigende hat dabei schon die neuen Förderungen im Auge, zu welchen der Andere durch die Wärme und den Eifer seiner Dankbarkeit geneigt gemacht werden wird. Dagegen sich auch auf der anderen Seite nur selten eigennützige Bestrebungen finden werden, welche darauf gerichtet sind, Andere zu unserer Förderung zu bewegen, ohne daß sich daran, wo die Gewährung des Erbetenen mit Gewißheit vorausgesehn wird, schon mehr oder weniger Dankbarkeit anschlösse. So z. B. selbst bei der Koketterie: mit der nicht selten eine große Gutmüthigkeit und eine innige Zuneigung zu Denjenigen verbunden ist, welche die Kokette anzureizen sucht; so wie bei der nach Lob und Beifall geizenden Eitelkeit. In dieser Art sehn wir in der moralischen Entwickelung des Menschen Eigennütziges und Uneigennütziges beinah immer in dem einen oder dem anderen Mischungsverhältnisse zusammen; und wenn man allerdings innerhalb gewisser Grenzen Recht hat mit der Behauptung, daß sich dieses nur selten ohne jenes fin-

de*), so darf man doch auch nicht übersehn, daß eben so mit jenem fast durchgehends Mehr oder Weniger von diesem verbunden ist.

Das Widerstreben gegen Dankbarkeit kann sich entweder schon gegen die Gemüthsbewegung (und Gesinnung) oder erst gegen die Fortwirkung derselben (zu dankbaren Aeußerungen oder zum Handeln) richten. In vielen Fällen sind diese beiden Verhältnisse schwer zu unterscheiden, in anderen treten sie sehr bestimmt auseinander. Die Gesinnung und das sich daran anschließende Gefühl der Verpflichtung sind vollständig ausgebildet da; aber der Mensch wird durch Hochmuth oder durch Geiz, oder durch Selbstbeschränktheit, oder durch Trägheit und Indolenz rc. zurückgehalten, denselben Folge zu leisten; oder auf der andern Seite, er ist zum Thun bereit, nur das Gefühl der Dankbarkeit scheut er, wie in dem schon angeführten Beispiele Dessen, welcher durch voreilige, übermäßige Vergeltung der Verpflichtung zur Dankbarkeit so schnell als möglich loszuwerden sucht. Im Allgemeinen geht das Widerstreben gegen die Gemüthsbewegung überwiegend von Vergleichungsneigungen aus, das gegen die äußeren Bezeigungen oder Handlungen von eigennützigen Neigungen im engeren Sinne dieses Wortes. Das Erstere steigert sich zuweilen bis zum Widerwillen, zum Hasse gegen die Annahme von Wohlthaten, oder selbst, wo diese schon empfangen sind, gegen den Wohlthäter. „Eine Gabe aus bloßem Mitleid mit Dürftigkeit (schreibt Fichte) könnte ich verabscheuen, ja den Geber hassen: hier ist vielleicht die verwahrlosetste Seite meines Herzens"**). Dies ist unstreitig eine Verirrung.

*) Man vergl. hiezu Band I., S. 267 f.

**) „Joh. Gottl. Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne", Band I., S. 60.

Dürftigkeit hat an und für sich nichts Erniedrigendes; und die tiefe Empfindung der Verpflichtung in Folge von Erleichterungen einer unverschuldeten Dürftigkeit, wo sie sich neben Edlem und Hohem findet, hat selbst etwas Edles und Hohes, ja gewissermaßen Großmüthiges. Zu den vorzüglichsten Widerstrebungen, welche sich in dieser Art wirksam erweisen, gehören außerdem: die fehlerhafte Empfindlichkeit, in Folge deren man sich berechtigt glaubt, die Wohlthat als nicht gethan anzusehn, und die kleinliche Eitelkeit, welche den Wohlthäter verleugnet, weil er von niederem Stande ist, oder einen geringen Grad von Bildung hat.

Anders ist das Verhältniß, wo das Widerstreben objektiv bedingt, und dem in dieser Art Gegebenen durchaus angemessen, also ein gerechtes ist: wie wenn die Wohlthaten auf eine erniedrigende Art ertheilt worden sind, oder doch mit Mangel an Schonung; wenn der Wohlthäter damit prahlt, dieselben großthuend bekannt macht, oder sie wiederholt aufrückt; wenn derselbe eine ungehörige Art von Dankbarkeit verlangt, z. B. daß sich der von ihm Unterstützte in alle seine Launen fügen, seinem falschen Geschmacke, seinen verkehrten Meinungen blind Beifall geben, und die eigenen besseren dagegen aufgeben solle. Verhältnisse dieser Art gehören zu den schwierigsten, quälendsten. Der Mensch soll die Erniedrigung, in welche ihn der hochmüthige Wohlthäter versetzt hat, geduldig auf sich nehmen, ohne sich auch nur zu beklagen, soll diesen zugleich verachten und ehren. Es ist daher leicht erklärlich, wie sich, wo nicht eine sehr starke Haltung in einer edlen Gesinnung gegeben ist, unter diesen Umständen jener krankhafte Widerwille, ja der entschiedenste Haß gegen den Tyrannen entwickeln kann, welcher in dieser Art das ihm vom Schicksale gegebene Ueber-

gewicht mißbraucht. So in den Fällen, welche Göthe im Verfolge der angeführten Bemerkungen mit besonderer Beziehung auf Herder erwähnt. „Widerwille gegen das Danken (sagt er), Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Wesen ist sehr selten, und kommt nur bei vorzüglichen Menschen vor: solchen, die, mit großen Anlagen geboren, sich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen, und von allen Orten her Hülfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen dann manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem Das, was sie empfangen, irdisch, und Das, was sie dagegen leisten, höherer Art ist, so daß an eine eigentliche Kompensation nicht gedacht werden kann."

Aber selbst da, wo ein solches Widerstreben durchaus objektiv-richtig gebildet ist, wird der edle Mensch, so lange es ihm irgend möglich ist, Opfer bringen: besonders wo die Wohlthaten eine längere Zeit hindurch fortgedauert haben, wie bei Aeltern, Ernährern, Erziehern ꝛc. Sogar dann, wenn durch die bezeichneten Verhältnisse, oder durch einen widerwärtigen Charakter des Wohlthäters die Gemüthsbewegung und Gesinnung der Dankbarkeit durchaus unmöglich gemacht werden, wird doch noch das Thun (und die auf dieses gerichtete Gesinnung) Pflicht bleiben: besonders auch von Seiten der bei dem Wohlthäter entstandenen, objektiv-begründeten Erwartungen, welche ein eigenthümliches, daneben liegendes Moment ausmachen.

Nur Einen Fall giebt es, wo sich der Geförderte unbedingt von aller Dankbarkeit frei sprechen kann: wenn nämlich die Förderung geradezu in böser Absicht erzeigt worden ist, z. B. zum Behuf der Verführung, oder der Verkaufung zu niederen Beschäftigungen. In diesem Falle

hat ja der Wohlthäter nicht wirklich eine Wohlthat, sondern eine Uebelthat beabsichtigt; und wenn ihm diese nicht gelungen, vielmehr das dafür als Mittel Gebrauchte zur Wohlthat ausgeschlagen ist: so ist dies als ein günstiger Zufall anzusehn, dessen man sich, wie jedes anderen, zu bedienen berechtigt, und der von jeder günstigen Beziehung zu dem Hinterlistigen abgelös't ist, welchem mit dem Mißlingen seiner bösen Absicht vollkommen recht geschieht. In jedem anderen Falle wird die Unterlassung der Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten immer etwas Bedenkliches haben, und höchstens die allgemeine Stimme (der Verachtung, des Abscheu's 2c.) von der Verpflichtung dazu frei sprechen können.

2. Hemmung durch Andere.

(Ihr uns ungünstiges Empfinden, Wollen, Thun.)

Bei der Betrachtung dieses Momentes können wir kürzer sein, da uns durch die parallele Betrachtung des vorigen mannigfach vorgearbeitet ist. Wir haben für jene ganz dieselben Begründungs- und Fortwirkungsverhältnisse: mit dem einzigen, ebenfalls schon angedeuteten, und freilich für die moralische Entscheidung höchst bedeutenden Unterschiede, daß die Erzeigung von Gutem zur Vergeltung des empfangenen Guten etwas in jeder Hinsicht Wünschenswerthes ist, und dem wir also, wenige besondere Fälle abgerechnet, durchaus freien Lauf lassen dürfen und sollen, die Erzeigung von Uebel aber, an und für sich betrachtet, etwas Nicht-Wünschenswerthes, und welches wir also so sehr beschränken sollen, als es höhere Zwecke erlauben.

Hieraus ergiebt sich zuerst die Vorschrift, daß wir von

dem vorliegenden Verhältnisse sorgfältig alle diejenigen unterscheiden, wo mit der Vorstellung eines Anderen Herabstimmungen nur zufällig oder in mehr vermittelter Association in Verbindung getreten sind. Es ist bekannt, daß Verhältnisse dieser letzteren Art bei ungebildeten Menschen eben so wie diejenigen wirken, wo das Uebel wirklich von dem Anderen veranlaßt, und absichtlich veranlaßt worden ist. Das Kind schlägt nach dem Steine, an welchem es sich gestoßen hat; der ungebildete Fischer zerschlägt das Boot, in welchem sein Sohn verunglückt ist; der Ueberbringer einer bösen Nachricht wird Gegenstand des Hasses, oder gar der Rache, auch wenn er ohne alle Schuld dabei ist; das Gemüth des Unglücklichen erbittert sich gegen die Glücklicheren, mit deren Schicksal er nicht umhin kann, das seinige in Vergleich zu stellen; und die Feindschaft verbreitet sich durch die Väter hindurch auf Kinder und Kindeskinder, oder auf sonstige Verwandte und Freunde des Feindes, auch wenn ihnen Dasjenige, was die Feindschaft begründet hat, ganz fremd ist.

Indem wir alles Dies als sittliche Abweichung bezeichnen, könnte man einwenden, daß es sich doch den natürlichen Entwickelungsverhältnissen gemäß ausbildet, und also, da wir das Sittliche als mit dem Natürlichen zusammenfallend bezeichnet haben, nach unserer Theorie für sittlich erklärt werden müßte. Aber diese Entwickelungen sind doch nur so lange natürliche, als die moralische Ausbildung des Menschen noch auf einer niederen Stufe begriffen, oder eine sittlich-rohe ist. Schreitet dieselbe der allgemein-gültigen Norm gemäß fort, so lösen sich die Associationen, welche den bezeichneten Entwickelungen zum Grunde liegen, wieder auf; und haben sie sich also aus irgend einem Grunde erhalten,

so sollen wir nun absichtlich diese Auflösung eintreten lassen: sollen uns frei machen von Allem, was uns noch von jener Zeit der Rohheit her anhängt. Eben so, wo zwar eine Kausalität von Seiten des Anderen wirklich eingetreten ist, aber keine absichtlich bedingte, oder welche bereits einer moralisch besseren Platz gemacht hat, z. B. wenn die Zufügung des Uebels in einem Irrthume ihren Grund gehabt hat, oder der Urheber jetzt aufrichtige und tiefe Reue darüber empfindet. Eben so endlich, wo wenigstens die äußere uns feindliche Kausalität aufgehört hat. Schon im Naturzustande behandelt der Edle den besiegten Feind anders, als den gefahrbringend gegenüberstehenden.

Da aber, wo die bezeichnete Kausalität von Seiten des Anderen nicht nur wirklich eingetreten ist, sondern auch (in dessen Gesinnung) noch fortbesteht, halte man zweierlei auseinander: Widerstand und Haß oder Feindschaft*). Diese hat man meistentheils zusammengeworfen, und ist dadurch auf zwei nach entgegengesetzten Richtungen hin liegende Abwege gerathen: hat entweder (wie die Quäker und ähnliche Sekten) den Widerstand verboten, weil der Haß unsittlich ist, oder Haß und Feindschaft vertheidigt, weil der Widerstand nicht entbehrt werden kann, und sittlich unbedenklich ist**).

Widerstand ist durchaus nicht unerlaubt: zur geduldigen Ertragung von Unrecht sind wir nicht verbunden. Sagte doch selbst Christus von sich, er sei nicht gekommen,

*) Der Sprachgebrauch ist auch in dieser Hinsicht wieder nicht den wahren moralischen Verhältnissen so genau, wie es zu wünschen wäre, parallel. Was diese letzteren fodern, wird sogleich klarer und schärfer hervortreten. —

**) Treffliche Bemerkungen hierüber findet man unter Anderem bei Garve in dessen Anmerkungen zu Cicero's Büchern von den Pflichten (Anmerkungen zum ersten Buche, No. V.).

den Frieden zu bringen, sondern das Schwert; und wenn er später das Schwert einzustecken gebot, so war es nur, weil die besonderen Umstände den Gebrauch desselben unrecht machten. Allerdings ist es ein eben so wahrer als erhabener Grundsatz, daß es besser sei, Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun; aber Widerstreben und Kräftig-Widerstreben, wo, auch die Erfolge dieses Widerstrebens eingerechnet, unsere Sache auf der Seite des Rechtes liegt, ist nicht Unrecht-Thun*). Allerdings ist jedes Widerstreben, jeder Zwang gegen Andere ein Uebel; und wir haben uns also in jedem Falle die Frage vorzulegen, ob auch das von uns Erstrebte oder Vertheidigte dieses Opfers werth sei nach der allgemein-gültigen Werthgebung. Dies ist es, was von dieser Seite her die Pflicht der Friedfertigkeit begründet. Wo wir aber in Hinsicht des bezeichneten Verhältnisses sicher sind, wo namentlich das Widerstreben durch ein Interesse des allgemeinen Wohls gefodert wird, welches ohne allen Vergleich höher liegt, als die individuell-beschränkten Interessen, die damit kollidiren: da ist das entschiedenste Widerstreben nicht nur sittlich erlaubt, sondern auch Pflicht; und Friedfertigkeit, wie sie unter solchen Umständen so oft durch Mangel an Interesse für das Höhere, oder durch Furcht, oder durch Indolenz und Bequemlichkeit bedingt ist, entschieden pflichtwidrig.

Es leuchtet auf den ersten Anblick ein, wie wir in dieser Hinsicht, vermöge unserer streng geordneten bürgerlichen Verhältnisse, ungleich günstiger gestellt sind, als die in ir-

*) Man vergleiche hiezu und zum Folgenden meine „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des Kriminalrechtes", Band I., S. 97 ff.

gend welchen früheren Zeiten Lebenden. So lange die Rückwirkung gegen Beleidigungen und andere Verletzungen Privatsache war, ließ es sich kaum vermeiden, daß bei öfterer Wiederholung nach dieser und nach jener Seite hin, das Widerstreben in Haß und Feindschaft überging. Durch mehrere Generationen hindurch fortgepflanzt und aufgehäuft, und zugleich durch die Theilnahme der Verwandten und sonst Nahestehenden immer wieder von Neuem aufgefrischt und fixirt, erhielt das feindselige Gefühl eine Stärke und Bitterkeit, welche die ganze Seele vergifteten, so daß nicht selten der Vater dem Sohne noch auf dem Todbette die Rache gegen die Feinde seiner Familie als die heiligste Pflicht einschärfte. Man denke nur, wenn man nicht zu den unauslöschlichen Feindschaften zwischen rohen Stämmen zurückgehn will, an die Bürgerkriege, politischen Partheiungen, Familienfeindschaften in den Staaten und Städten des Mittelalters. Dagegen jetzt, wo schon die erste Rückwirkung vom Staate übernommen wird, durch die damit gegebene Beruhigung der Gemüther, schon von Anfang an das Anwachsen jener Leidenschaften abgeschnitten wird.

Erst vermöge dieser mehr geordneten bürgerlichen Verhältnisse also ist es möglich geworden, im ganzen Umfange die Pflicht zu erfüllen, unsere Feinde zu lieben, oder vielmehr Niemand Feind zu sein, Niemand zu hassen. Ein eigentliches Lieben ist zwar in vielen Fällen nicht möglich; aber so ist auch jenes erhabene Gebot nicht gemeint. Es ist erlaubt, ja gewissermaßen Pflicht, das Böse zu hassen; nur die Bösen sollen wir nicht hassen. Neben dem Nicht-Guten oder Bösen, welches sie zur Feindseligkeit gegen uns treibt, wird in jedem Falle mehr oder weniger Gutes in ihnen gegeben sein. Dieses sollen wir, unverblendet durch

jenes Böse, bereitwillig anerkennen, und zugleich bereit sein, die mildernden und entschuldigenden Ansichten aufzunehmen und festzuhalten, die sich auch für das Böse stets werden finden lassen, wenn wir sie nur finden wollen. Auch der uns feind ist, wird ja beinah stets Freunde haben, welche ihn günstig beurtheilen; und so bemühe man sich also, indem man sich auf den Standpunkt dieser letzteren versetzt, eine objektiv-richtigere Beurtheilung zu gewinnen, als welche uns unser Unwille gegen ihn unterschiebt. Selbst aber wo dies nicht möglich wäre, sollen wir keine Rache üben wollen, d. h. Uebles erzeigen und wünschen um des Uebeln willen. Auch bei dem sittlich erlaubten oder gebotenen Widerstreben werden wir allerdings vielfach Uebles zufügen müssen; aber wir sollen dies lediglich um des höheren Guten willen thun, wofür jenes die conditio sine qua non ist. Wir sollen ferner bereit sein, auch dem uns Feindseligen, wenn er von Unglück betroffen wird, Mitleid und Hülfe zu gewähren; und endlich versöhnlich sein, und uns um die Versöhnung bemühen. Nähren wir nur keine Rache, so wird es uns in den meisten Fällen nicht schwer werden, irgend eine Seite aufzufinden, von welcher dem uns Entgegenstehenden für diesen Zweck beizukommen ist, ohne daß wir unserer Menschenwürde etwas zu vergeben brauchten: bald kleine Gefälligkeiten, die wir ihm erzeigen, oder auch von ihm annehmen*), bald eine großmüthige Anerkennung seiner guten Eigenschaften oder Verdienste ꝛc. Und

---

*) So erzählt Franklin, daß sich seiner Wahl zum Sekretär der General assembly ein Mitglied derselben von großem Talente, welches einen Anderen begünstigte, eifrig entgegengesetzt habe. Franklin wurde dessenungeachtet gewählt; da er aber diese Opposition für die Zukunft wieder fürchten mußte,

wie viele böse Stunden, die nicht selten viel schlimmer sind, als Alles, was man gewöhnlich Unglück und erlittenes Unrecht nennt, werden wir hiedurch uns und Anderen ersparen! Auch kann dadurch allein wirksam der Gefahr vorgebeugt werden, daß wir, vermöge immer fortschreitender Erbitterung, zuletzt selbst böse werden.

Noch entschiedener und in noch höherem Maße macht sich dies Alles unstreitig da als Pflicht geltend, wo die verletzenden Einwirkungen des Anderen nicht aus böser Absicht, sondern nur aus Irrthum, oder aus Verschiedenheit der Ansichten, aus einer abweichenden Beurtheilung vielleicht sehr verwickelter und zweideutiger Verhältnisse hervorgegangen sind*). In allen Fällen dieser Art fodert die Pflicht, daß wir besonnen auf eine Verständigung hinarbeiten, mit Zurückweisung und Unterdrückung alles Dessen, was Dem im den Weg treten könnte. Besonders mischen sich leicht

---

wünschte er seinen Gegner zu gewinnen. In dieser Absicht schmeichelte er demselben nicht etwa; sondern da er gehört, daß er in seiner Bibliothek ein seltenes und merkwürdiges Buch habe, schrieb er ihm nach einiger Zeit, er wünsche dasselbe zu lesen, und bitte ihn, ihm die Gefälligkeit zu erweisen, es ihm auf einige Tage zu leihen. Jener schickte es sogleich, und Franklin sandte es ihm nach der bestimmten Zeit mit einem zweiten Briefe zurück, welcher lebhaft seine Dankbarkeit ausdruckte. „Als wir (fährt er fort) das nächste Mal in der Versammlung zusammentrafen, redete er mich an (was er nie vorher gethan hatte), und mit großer Höflichkeit, und zeigte mir bei allen späteren Gelegenheiten eine Bereitwilligkeit mir gefällig zu sein, so daß wir innig befreundet wurden, und diese Freundschaft bis zu seinem Tode dauerte."

*) Ueberhaupt sind auch hier, ganz eben so wie bei der Dankbarkeit, Affekt und Gesinnung um so edler, je mehr sie sich auf die Gesinnung des Anderen, nicht auf sein Thun oder auf Dasjenige, was uns durch denselben geschehn ist, beziehn.

Vergleichungsneigungen und deren Affekte ein: die Einbildung, selbst über Irrthum und falsche Auffassung erhaben zu sein, das stolze Widerstreben gegen ein offenes Geständniß derselben, kleinliche Empfindlichkeit und Gereiztheit, welche die richtige Beurtheilung verdunkeln 2c. Doch den moralischen Charakter dieser Motive werden wir erst später genauer zu bestimmen im Stande sein.

Fassen wir demnach Alles zusammen, so ist es augenscheinlich, daß gegen Menschen (nicht bloß gegen Eigenschaften oder Handlungsweisen) gerichteter Haß stets eine sittliche Abweichung voraussetzt: eine übermäßige Schäzzung, sei es nun unserer selbst im Allgemeinen, oder gewisser Güter, und eine auf der Grundlage davon entstandene Verstimmung zum Bösen. Von dem Einen aber wie von dem Anderen sollen wir uns frei machen; und so ist denn die Enthaltung nicht bloß von gehässigen Handlungen, sondern auch von gehässigen Gesinnungen entschieden Pflicht.

Noch haben wir aus dem jetzt vorliegenden Gesichtspunkte die früher abgebrochene Beantwortung der Frage wiederaufzunehmen, ob es unter irgend welchen Verhältnissen sittlich erlaubt oder geboten sein könne, einem Menschen das Leben zu nehmen. Wir haben schon damals auseinandergesetzt, daß diese Frage unter unsern gegenwärtigen bürgerlichen Verhältnissen nur in Bezug auf den Staat aufgeworfen werden, und daß die Behauptung, der Mensch habe als solcher und in jedem Falle einen absoluten Werth, auf Verbrecher in vielen Fällen keine Anwendung leiden könne.

könne*). Aber hiedurch wurde lediglich das Widerstreben gegen die Todesstrafe niedergeschlagen, welches auf die Behauptung des absoluten Werthes aller Menschen gegründet worden war, und so gleichsam von Weitem die Aussicht auf das Erlaubtsein dieser Strafe eröffnet: ohne daß wir doch ein Motiv erhalten hätten, welches direkt auf dieselbe hingewiesen, und sich in dieser Art für die sittliche Beurtheilung dargeboten hätte. Ein solches Motiv aber ergiebt sich für den durch keine schwächliche Philanthropie Irregeleiteten aus dem jetzt vorliegenden Gesichtspunkte allerdings. Es giebt Verbrecher, deren Existenz das Leben und die Sittlichkeit vieler anderen Menschen einer dringenden Gefahr aussetzt. Ihre Besserung ist, so weit jetzt unsere Kenntniß und unsere Macht reicht, geradezu für unmöglich zu erklären: indem ihr ganzes Leben Zeugniß ablegt von tief gewurzelten und weit ausgedehnten sittlichen Abweichungen (in dieser oder in jener Form), während das entgegenstehende Gute, welches wir dazu benutzen könnten, dieselben im Zaum zu halten und allmälich wegzuschaffen, kaum in den ersten Anfängen bei ihnen gebildet ist, und also für die auf ihre Besserung gerichteten Bemühungen so gut wie gar keine Haltungspunkte darbietet. Hiezu kommt, daß eben so bei manchen Verbrechern alle Maßregeln, die man zu ihrer Festhaltung oder zur sonstigen Sicherung Anderer ergreifen mag, so gut wie gar nichts fruchten. Ist dann überdies noch die Neigung, gleiche oder ähnliche Verbrechen zu begehn, in Folge besonderer Zeitumstände bei vielen Anderen mit Gewißheit als vorhanden vorauszusetzen, so daß also auch das Interesse der Abschreckung dieser auf denselben Punkt hin-

*) Man vergleiche S. 211 ff.

weis't: so wird sich bei dem geringen Werthe, den das Leben solches Verbrechers an und für sich oder innerlich hat, die nach der allgemein-gültigen Norm angestellte Abwägung der Interessen unbedenklich gegen dasselbe entscheiden müssen. Allerdings müssen wir die Foderung aufstellen, daß man bei dieser Abwägung sehr vorsichtig, und mit der Zuerkennung der Todesstrafe viel sparsamer verfahre, als man damit bisher in manchen Ländern, und namentlich in England verfahren ist; im Allgemeinen aber kann über die Berechtigung zu derselben kein Zweifel sein*).

Weit bedenklicher und bedauerlicher stellt sich dagegen diese Frage in Hinsicht der Kriege. Hier haben wir von Seiten der „Steigerungshöhe der Personenvorstellungen" gar keinen Halt gefunden: denn diese kommt ja dabei unmittelbar so gut wie gar nicht in Betracht; Unschuldige, Treffliche werden eben so wohl getödtet, wie Verächtliche und Verabscheuungswürdige. Verfolgen wir dieses Verhältniß weiter rückwärts zu den Motiven hin, welche zu Kriegen geführt haben und noch führen: so möchten wir wohl kaum der Entscheidung entgehn können, daß dieselben in hundert Fällen gegen Einen, auf der einen Seite wenigstens, etwas Unmoralisches voraussetzen. Aber wie die Welt nun einmal ist, können sie von Seiten der anderen Parthei moralisch-unverwerflich, ja Pflicht sein: das Geschick Unzähliger, und in den höchsten und heiligsten Beziehungen, davon abhangen, daß sie der von der Gegenparthei her beabsichtigten Unterdrückung entgegenstreben. Also statt gegen die Kriege ganz

*) Man vergleiche hiezu die in meinen „Grundlinien der Rechtsphilosophie", Band I., S. 385 ff. gegebenen Auseinandersetzungen, welche die gegenwärtigen mehrfach ergänzen und vervollständigen.

allgemein, als moralisch unerlaubt, zu eifern, muß man sich für jetzt darauf beschränken, sich darüber zu freuen, daß sie immer seltener und menschlicher werden: daß man wenigstens unter den gebildeten Völkern, und das heißt doch jetzt unter der Mehrzahl derselben, nicht mehr zerstört, um zu zerstören; nicht mehr, selbst wenn eine Stadt mit Sturm eingenommen worden ist, die Bürger derselben niedermetzelt, vielmehr Jeden, der nicht Waffen führt, als neutral betrachtet; daß mit dem Kampfe auch das Bestreben zu gegenseitiger Vernichtung aufhört, ja die Verwundeten der Gegenparthei mit eben der Sorgfalt, wie die der eigenen, behandelt werden*); und daß die in friedliebender Voraussicht zur Vermeidung von Kriegen eingeleiteten Vermittelungen eine immer größere Ausdehnung gewinnen.

Für den Einzelnen geht hiebei die Pflicht dahin, daß er sich, im Anschließen an diese Fortschritte der Civilisation,

---

*) Nachdem die Schlacht bei Trafalgar vorüber war (erzählt Alison), waren auch durch die Größe der Zerstörung, welche sie herbeigeführt, alle Gefühle feindseliger Aufregung niedergeschlagen, und beide Partheien in den Zustand erhabener Resignation versetzt, welcher so nah mit dem Edelmuthe verwandt ist. Der Admiral Colingwood erbot sich, alle verwundeten Spanier an das Ufer zu schicken: ein Vorschlag, welcher bei diesem hochherzigen Volke die innigste Dankbarkeit erweckte. In Erwiederung darauf erklärte sich der Marquis von Solana, der Gouverneur von Kadiz, bereit, die verwundeten Engländer in seine Hospitäler aufzunehmen, indem er die Ehre Spaniens zum Pfande setzte, daß ihnen die höchste Sorgfalt gewidmet werden sollte. Als der Sturm, welcher der Schlacht folgte, einige von den eroberten Schiffen auf die Küste warf, erklärten die Spanier, daß die so in ihre Hand gegebenen Engländer nicht als Kriegsgefangene betrachtet werden sollten, und die spanischen Soldaten traten ihren schiffbrüchigen Feinden ihre eigenen Betten ab. So zeigte sich schon der Anfang der wohlwollenden Verbindungen, welche nun bald zwischen diesen groß-

überall der äußersten Schonung befleißige. Auch hier gilt es Widerstand, und den kräftigsten Widerstand ohne Haß; und die Lösung der darauf gerichteten Aufgabe wird durch die höchst bedeutenden Veränderungen, welche im Großen eingetreten sind, sehr erleichtert. Wenn in früheren Zeiten, als die Völker noch überwiegend gegen einander isolirt leb- ten: ihre Charaktere, ihre Sitten, ihre Gesetze und Gebräuche, bis zu ihren äußeren Manieren und ihrer Kleidung hin, ein- ander entgegengesetzt waren, gegenseitige Verachtung und Ab- schen, bis zur Vernichtungswuth hervorgerufen wurden: so haben sich gegenwärtig, in Folge des vielfachen Verkehrs, in welchen sie mit einander getreten sind, ihre Gegensätze in dem Maße ausgeglichen und gemäßigt, daß durch die- selben eher eine gewisse Anziehung und gegenseitige Ergän- zung begründet wird; und die gebildeteren Völker sind ein- ander für geistige Anregung, Befruchtung, bereichernden Aus- tausch vielfach dankbar geworden. So ist der beschränkte Volks- und Staatsenthusiasmus, welcher früher so unun- terbrochen jedes Volk gegen die ihm benachbarten in Span- nung erhielt, daß er gleichsam zur täglichen Nahrung ge- hörte, zu einer Arzenei geworden, die, nur selten und in schweren Krisen zur Anwendung kommend, dann nur um so sicherer das gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen ge- eignet ist. Zugleich hat man immer mehr anerkannt, daß der Wohlstand der Völker keineswegs durch die Beschrän- kung oder gar Zerrüttung des Wohlstandes anderer, viel-

---

müthigen Feinden eintreten sollten; und unter den Stürmen von Trafalgar wurden die Gefühle hervorgerufen, welche sie dahin führten, bei Vittoria und Toulouse einander zur Seite zu stehn (**History of Europe during the French Revolution, Vol. V.**).

mehr am wirksamsten durch die höchstmögliche Steigerung desselben bei allen und durch allseitig offenen, freien Verkehr gefördert wird. Die Schranken also, welche bisher die Völker von einander trennten, sind immer mehr und mehr gefallen, die Quellen der Verfeindung immer mehr und mehr versiegt; und indem sich so die Zeit vorbereitet, wo alle gebildeten Nationen gewissermaßen Eine große Völkerfamilie bilden werden, in welcher jede Saat für Streitigkeiten schon im Voraus vermöge freundschaftlicher Vereinbarung erstickt wird: so entsteht auch für den Einzelnen die Aufgabe, sich zu dieser Höhe der moralischen Weltanschauung emporzuschwingen, die Eigenthümlichkeiten anderer Völker nur als Variationen des allgemeinen Grundtons der Menschheit anzusehn, die zu der harmonischen Entwickelung des Ganzen in gleichem Maße wesentlich sind, und selbst die früher bezeichneten Krisen lediglich als vorübergehende Dissonanzen zu betrachten, welche sich in diese Harmonie wieder auflösen werden, und die er daher, in der festen Ueberzeugung davon, schon jetzt als solche zu behandeln berechtigt und verpflichtet ist.

Noch ist uns die Betrachtung einer Klasse von Verhältnissen übrig, welche gewissermaßen zwischen diesem und dem folgenden Grundmomente liegt, und mehr oder minder an beiden zugleich Theil hat: die Betrachtung der günstigen oder ungünstigen Urtheile Anderer über uns. Wir haben diese schon früher*) moralisch gewürdigt, inwiefern sie eine Steigerung, einen Genuß für uns selber mit sich

*) M. vergl. S. 145 ff.

führen, und in dieser Hinsicht zu weiser Mäßigung und zu umsichtiger Unterscheidung ermahnt. Jetzt aber müssen wir dieselben noch in Beziehung auf Andere erwägen, oder inwiefern dadurch eigenthümliche moralische Verhältnisse zu diesen begründet werden.

Da scheinen sie nun auf der einen Seite mit dem jetzt vorliegenden Grundmomente zusammenzufallen. Indem uns günstige oder ungünstige Urtheile Anderer über uns zur Kenntniß kommen, fühlen wir uns von ihnen her gesteigert oder herabgestimmt. Daher denn auch Verhältnisse dieser Art häufig ganz in derselben Art wirken, wie die bisher betrachteten Kausalverhältnisse. Wer einem Anderen gefällt, wird in Folge dessen leicht Zuneigung und Liebe zu demselben fassen: in eben der Art, ja nicht selten noch stärker und reiner, als wenn er von ihm Wohlthaten erfahren hätte; befriedigte Eitelkeit macht die Gutmüthigen wohlwollend gegen Diejenigen, welche zu dieser Befriedigung beigetragen haben; Achtung und Zutrauen Anderer gegen uns bestätigen unsere Zuneigung zu ihnen, und stimmen zur Nachsicht gegen die Fehler derselben; dagegen auf der anderen Seite durch herabsetzende Urtheile der von uns Geliebten über uns die Liebe gegen sie niederschlagen wird. Eben daher erklären sich auch die so häufig gebrauchten Ausdrücke, daß man Jemand verbunden, dankbar, verpflichtet sei für die günstige Meinung, die er von uns hege, das Lob, welches er uns ertheilt habe rc.

Auf der anderen Seite aber können gegen die verpflichtende Kraft dieser Verhältnisse mancherlei Zweifel geltend gemacht werden. Nicht nur, daß bei den günstigen Meinungen Anderer von uns unmittelbar von ihnen kein Opfer

gebracht, keine Bemühung angewandt wird, welche man als Verdienst von ihrer Seite her betrachten könnte: so sind ja diese günstigen Urtheile, wenn die Vollkommenheiten, auf welche sie gehn, wirklich vorhanden und in der Art hervorgetreten sind, daß sie Jenen zur Kenntniß kommen mußten, eine Art von Schuldigkeit, welche dieselben gar nicht hätten unterlassen können, ohne irgendwie unrecht zu thun. Sie geben uns mit denselben nur, was uns gebührt; und es läßt sich also nicht absehn, weshalb wir ihnen dafür besonders dankbar zu sein verpflichtet wären: mehr, als für die Bezahlung einer Schuld oder für eine Dankbarkeit, welche wir von unserer Seite her verdient hätten. Ist dagegen die günstige Meinung des Anderen von uns nicht begründet, und wir sind uns dessen bewußt: so hat er damit freilich mehr, oder etwas Anderes gethan, als uns gebührte, aber wodurch wir uns nicht gesteigert fühlen können. Wir werden vielmehr Schaam und Schmerz darüber empfinden, oder es wird uns höchstens ein Sporn sein zur Erwerbung der vorausgesetzten Vollkommenheiten, welchem aber doch immer mehr oder weniger Unlust beigemischt sein wird. Sind wir uns endlich der Unbegründetheit des gespendeten Lobes nicht bewußt, so haben wir ebenfalls keine Wohlthat, sondern etwas, was uns sehr gefährlich werden: zu Einbildung und Dünkel veranlassen kann. Ueberdies ist der Andere in den beiden letzten Fällen in einem Irrthume befangen, also eine Unvollkommenheit in ihm gegeben, welche uns, der wahren Werthschätzung gemäß aufgefaßt, ebenfalls eher von ihm zu entfernen, als zu ihm hinzuziehn geeignet ist.

So schwindet also die Verpflichtung zur Dankbarkeit bei näherer Betrachtung immer mehr und mehr. Daher

denn auch hier besonders das früher*) im Allgemeinen Erwähnte eintreten: eine hochgesteigerte Dankbarkeit ein Zeichen von sittlichen Abweichungen sein kann: von zu großer Begierde nach Beifall und Lob, oder von Eitelkeit und Einbildung, welche leichtgläubig machen.

Zeigt sich nun bei dieser genaueren Betrachtung das jetzt vorliegende Grundmoment als nur im niedrigsten Grade zur Anwendung kommend, so hat auf der anderen das Verhältniß der günstigen oder ungünstigen Urtheile über uns viel mit dem des folgenden Grundmomentes gemein: mit den individuell bedingten Anziehungs- und Abstoßungsverhältnissen. Theils wird der Grad der guten Meinung von uns mannigfach durch die Individualität des Urtheilenden bestimmt, theils ist auch der Grad der Anziehung, welche dadurch auf uns ausgeübt wird, von der Stärke abhängig, mit welcher der Wunsch, daß Andere gut von uns denken möchten, in unserer Seele begründet ist. Wem gar nichts hieran gelegen ist, oder doch nicht an der guten Meinung bestimmter Menschen, der wird auch nicht dadurch gegen die Urtheilenden günstiger gestimmt werden. Ja es kann uns selbst unangenehm sein, und also abstoßen, daß Dieser oder Jener, den wir verachten und verabscheuen müssen, und mit welchem wir also in keiner Art in Verbindung kommen möchten, uns gelobt oder empfohlen hat. Wir haben also hier nicht mehr ein in dem Maße objektiv und zu allgemeiner Anerkenntniß Begründetes, wie bei erhaltenen Förderungen oder Wohlthaten; sondern von beiden Seiten her machen sich Anziehungs- und Abstoßungsverhältnisse geltend, welche durch die Verhältnisse zwischen unserer Individualität und derjenigen der Urtheilenden bestimmt werden.

*) Vergl. S. 217 f.

Dessenungeachtet aber dürfen wir doch auch die Rücksicht auf das jetzt vorliegende Moment nicht ganz unterlassen; ja dasselbe zeigt sich bei genauerer Betrachtung als vielfach selbst in die objektiven Momente hinübergreifend. Inwieweit uns das günstige Urtheil über uns eine Befriedigung, und eine reine und gefahrlose Befriedigung gewährt, so weit haben wir allerdings auch hier das Grundverhältniß für die Dankbarkeit. Dasselbe brauchte nicht zu entstehn; aber ist es ohne sittliche Abweichung entstanden, so soll es seiner Natur gemäß fortwirken. Dazu kommt, daß für die Ausbildung und Aeußerung günstiger Meinungen über uns mittelbar nicht selten Opfer und bedeutende Opfer von Anderen gebracht werden müssen: indem sie den eigenen Stolz, die eigene Eitelkeit niederschlagen, oder fremder Geringschätzung muthig entgegentreten müssen. Ist dies geschehn, so haben wir zugleich etwas moralisch Achtungswerthes, welches unsere Anerkennung in Anspruch nimmt. Endlich bilden sich mit der günstigen Beurtheilung meistentheils (uneigennützige) Bestrebungen zur Annäherung an uns, und dem entsprechende Erwartungen aus, die wir, wo nicht höhere Interessen entgegenstehn, zu erfüllen wünschen müssen. So werden edle Seelen selbst mit einer gegen sie entbrannten Leidenschaft, welche sie für Thorheit erkennen, und auf jede Weise zu entmuthigen für Pflicht halten, dennoch das innigste Mitleid empfinden, und den Schmerz der getäuschten Hoffnung, so viel es in ihren Kräften steht, zu mildern suchen. Sind sie auch an dieser ganz unschuldig, indem sie das Anwachsen der Neigung in keiner Art begünstigt haben, so nehmen sie doch (um mich so auszudrucken) die Stelle ein, wo Schuld und Verpflichtung zur Vergütigung gegeben sein könnte, und von welcher aus auf jeden Fall am leich-

testen den tiefschmerzenden Wunden ein lindernder Balsam aufgelegt werden kann.

Uebrigens gilt auch von den günstigen Urtheilen über uns, was wir von den Förderungen im Allgemeinen bemerkt haben, daß der höher sittlich Gebildete so rein als möglich, durch das Subjektiv-Zufällige hindurch, das Objektive auffassen und auf sich wirken lassen, d. h. weniger Das, was geschehn ist, oder was er empfangen hat, als die Gesinnung des Urtheilenden zum Maßstabe seiner Dankbarkeit machen wird.

Haben wir nun in Folge dessen die günstigen Urtheile über uns so wohlwollend als möglich aufzunehmen, so sollen wir uns auf der anderen Seite durch die ungünstigen so wenig als möglich gegen die Urtheilenden verstimmen lassen. Wir haben schon früher bemerkt, daß der Tadel, wo er begründet, oder auch nur halbbegründet ist, uns in höherem Maße zur Förderung gereicht, als unverdientes Lob. Derselbe soll uns also auch lieber sein; vor Allem Ermahnungen von Freunden, die mit Wohlwollen ertheilt werden. Bei diesen vor Allem ist es Pflicht, daß wir uns, mit Abstreifung alles Subjektiv-Verletzenden, auf einen höheren objektiven Standpunkt versetzen, und die Hinleitung unserer Aufmerksamkeit auf unsere Besserung und Vervollkommnung als Dasjenige betrachten, was sie in Wahrheit ist: als die größte Wohlthat, welche uns zu Theil werden könnte. Selbst da aber, wo unsere Freunde mit ihrem Tadel Unrecht haben, sollen wir doch die Gesinnung, welche sich darin ausspricht, dankbar ehren; und wo endlich auch diese nicht zu ehren ist, entschuldigend bedenken, daß bei der Verschiedenheit der Individualitäten Irrthümer in der gegenseitigen Beurtheilung unvermeidlich sind; daß den unrichtigen Ur-

theilen nicht gerade immer Ungerechtigkeit, oder gar Lieblosigkeit und böser Wille zum Grunde zu liegen brauchen; und daß die Erzählungen von Verhältnissen und Handlungen, indem sie von Einem zum Anderen gehn, nur zu leicht eine von der wahren so verschiedene Gestalt gewinnen können, daß eine richtige Beurtheilung an das Unmögliche gränzt.

Auch hier wird die angemessene Aufnahme des uns von Anderen Kommenden durch nichts häufiger und in höherem Maße gestört, als durch die Einmischung von Vergleichungsverhältnissen. Jemand ist sich sehr wohl dieser oder jener Fehler bewußt; er macht sich vielleicht täglich selbst über dieselben Vorwürfe; aber wenn ihn ein Anderer daran erinnert, geräth er in Zorn oder wird empfindlich. Er kann es nicht ertragen, hiedurch diesen, selbst wenn er es nicht beabsichtigt hat, gewissermaßen über sich erhoben zu sehn. Oder er würde sich auch dies ohne großen Schmerz gefallen lassen; aber die Sache ist in Gegenwart eines Dritten erwähnt worden, mit welchem er in einem Rivalitätsverhältnisse steht, und dem dadurch, wie er glaubt, ein lang ersehnter Triumph zugewachsen ist. Durch den Hinblick darauf also wird er in der richtigen Würdigung gestört, und durch Dasjenige ein Mißverhältniß, oder gar Widerwille und Haß begründet, was ihn in Dankbarkeit verpflichten sollte.

Uebel ist es freilich, wenn sich eine ungerechte nachtheilige Meinung in großer Ausdehnung oder gar (wie sich denn die menschlichen Verhältnisse in dieser Art verwickeln können) allgemein gebildet hat. Wer in der Weise, wie wir es früher kennen gelernt haben, mit der moralischen Norm einstimmig fühlt und begehrt: die Ehre bei Anderen

nicht zu hoch schätzt, und seinen Mittelpunkt in einem Höheren hat, wird sich darüber hinauszusetzen wissen. Aber aus dem jetzt vorliegenden Momente heraus ist uns noch eine andere Aufgabe gestellt. Wir sollen nicht nur der abstoßenden Gewalt der ungünstigen Verhältnisse nicht nachgeben (uns nicht zu Haß, zu Rache hinreißen lassen), sondern ungeachtet dieser Verhältnisse sollen die annähernden Tendenzen, welche von unserer Seite auf die intellektuelle und moralische Vervollkommnung Anderer oder auf die Verbesserung ihrer Zustände gerichtet sind, unvermindert in derselben Weise fortwirken. Wir sollen, wie bisher, zu Opfern für sie bereit sein, ohne dafür irgend eine Vergeltung, ohne auch nur die Anerkennung unserer Bemühungen oder die Zustimmung zu unserer Thätigkeit zu verlangen. Eine sehr schwierige Aufgabe unstreitig, aber deren Lösung eben deshalb unserer Seele einen um höheren Schwung mittheilen wird, vermöge dessen wir dann jede andere moralische Aufgabe leicht und sicher zu lösen im Stande sein werden.

Viertes Grundmoment.

Anziehungs- und Abstoßungsverhältnisse auf der Grundlage der Beschaffenheit des Seins.

Anziehung und Abstoßung, und im Verfolge dieser, Verschmelzung und entschiedener Gegensatz, sind die beiden Grundformen, durch welche unmittelbar alle Verbindungen und Beziehungen eines Menschen zu anderen: Freundschaften und Feindschaften, Liebe und Haß, Zusammenarbeiten und Widerstreben, begründet werden. Daher denn auch diese beiden Verhältnisse mehr oder weniger schon bei allen vorigen Momenten hinzukommen mußten; und nur, inwieweit dieses wirklich geschah, die bezeichneten moralischen Produkte erzeugt werden konnten. Die Steigerungshöhe der Personenvorstellungen zieht an, aber nur, inwiefern in Jemand Empfänglichkeit für die Schätzung der fremden Eigenschaften gegeben ist*); die Interessen, welche sich auf die Zustände beziehn, können anziehn und abstoßen, jenachdem

*) Vergl. oben S. 194 ff.

sie auf Wohlwollen treffen, oder auf das Gegentheil*). Und eben so bei den durch Andere erhaltenen Förderungen. Nur inwieweit denselben entsprechende Neigungen entgegenkommen, entsteht das Grundverhältniß der Dankbarkeit**). Auch Dasjenige also, was wir als objektiv bezeichnet haben, wirkt nur unter Voraussetzung eines ihm entsprechenden Subjektiven. Aber wo dieses beinah allgemein mit Gewißheit oder mit hoher Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen ist, da können wir dasselbe bei unseren Konstruktionen als sich von selbst verstehend, zur Seite liegen lassen; und nur die Fälle, wo es fehlt, nehmen unsere Aufmerksamkeit für die Erforschung der moralischen oder anderweitigen Ursachen in Anspruch, aus welchen dieser Mangel abzuleiten ist. So nun verhielt es sich bei den bisher betrachteten Momenten; und wir haben von der bezeichneten Erlaubniß Gebrauch gemacht.

Neben diesen Verhältnissen von allgemeinerem Charakter aber zeigt sich eine sehr zahlreiche Klasse von mehr besonderen, welche sich in jedem Grade anziehend und abstoßend wirksam erweisen können. Diese lassen sich sämmtlich zurückführen auf die beiden Grundverhältnisse der Einstimmigkeit und der Ergänzung.

Das erstere ist allgemein bekannt. Wie für die gesammte übrige Natur, so macht sich auch für die psychische Entwickelung das allgemeine Gesetz geltend, daß sich die gleichartigen Elemente anziehn, und sich zu verbinden, mit einander eins zu werden streben. Dieses Gesetz erweis't sich auch bei den Vorstellungen wirksam, welche wir

---

*) Vgl. S. 171 und 188.

**) M. vgl. hierüber S. 218 ff.

in irgend einer Art von anderen Menschen gebildet haben: sie ziehn das Gleichartige an, was sie sonst noch in unserer Seele vorfinden, und werden wieder von diesem angezogen. So sehn wir die Menschen durch Uebereinstimmung der Ansichten, Gefühle, Bestrebungen, Gesinnungen, durch Gleichheit des Temperamentes, der intellektuellen, der Charaktereigenschaften, der Zuneigungen, und mehr äußerlich durch gleiche Schicksale, gleichen Stand, gleiches Gewerbe, Beruf und Beschäftigungen rc. einander näher gebracht und an einander gekettet werden. Selbst für Denjenigen, welcher sich in Folge abstoßender Verhältnisse von allen Menschen zurückgezogen, und gegen dieselben isolirt hat, geht diese Anziehungskraft nicht verloren; sondern wir sehn ihn meistentheils, wo seine Einsamkeit unvermuthet durch einstimmige Seelen unterbrochen wird, den lang entbehrten Genuß mit nur um so größerem Wohlbehagen, und nicht selten bis zu einer gefährlichen Berauschung in sich aufnehmen. In dem Maße aber, wie die Anziehung Statt gefunden hat, sind, wenn nichts Anderes hindernd dazwischentritt, die Menschen bereit, einander gefällig zu sein, zu fördern, ja nicht selten völlig uneigennützig die schwersten Opfer zu bringen.

Dem gegenüber hat man oft gemeint, auch durch den Gegensatz würden die Menschen aneinandergezogen. Aber der Gegensatz, als solcher, stößt ab; eine Anziehung findet nur Statt, inwiefern die Entgegengesetzten eines das andere ergänzen: für einander gleichsam prädestinirt sind, sich verhalten wie Trieb und Befriedigung. So zwischen den beiden Geschlechtern, wo auch intellektuell, gemüthlich, moralisch, was dem einen mangelt, und als mangelnd mehr oder weniger zum Bewußtsein kommt, in dem anderen sich als Vorzug findet, und unter sonst günstigen Verhältnissen,

Zuneigung, Bewunderung, Liebe weckt*); so zwischen Jugend und Alter; so zwischen den verschiedenen Temperamenten, Richtungen der Ausbildung, Ständen 2c. Aber man merke wohl: in allen diesen und ähnlichen Verhältnissen findet eine Anziehung nur Statt, wo für das Gegenüberstehende Empfänglichkeit und ein gewisses Bedürfniß gegeben ist; wo diese fehlen, machen sich die abstoßenden Pole geltend, und es entstehn Abneigungen, ja Widerwille und Haß.

Unter die Kategorie dieses Ergänzungsverhältnisses gehören auch die Förderungen, welche Andere durch uns erfahren. Es ist eine eben so richtige als alte Bemerkung, daß nicht selten Wohlthaten und Gefälligkeiten, die man Anderen erwiesen hat, weit stärker, als von ihnen empfangene, verbinden. Haben wir Jemand die Erfüllung einer Bitte zugestanden, so schlagen wir ihm auch wohl die zweite nicht ab. Woher nun in diesen Verhältnissen die verbindende, die anziehende Kraft? — Dieselbe kann sehr mannigfaltiger Art sein. Bei Wohlwollenden ist es eben dieser Trieb des Wohlwollens, der nach Befriedigung sucht, und Alles, was ihm eine solche verspricht, an sich zieht und festhält. Aber in vielen Fällen zeigen sich auch selbstige**) (nicht gerade selbstische) Interessen beigemischt: Freude an der eigenen Thätigkeit, der eigenen Klugheit, der eigenen Geschicklichkeit, welche bei der Förderung Anderer zur Anwendung kommen, oder an dem Mitleid und Wohlwollen, welches

---

*) Man vergleiche über dieses und das zunächst folgende Verhältniß die S. 60 f. und 205 ff. mitgetheilten Auseinandersetzungen.

**) Dieser Ausdruck, dessen die Moral sehr bedarf, wird eben deshalb hoffentlich Entschuldigung finden. Seine Bedeutung ergiebt sich von selbst.

welches wir empfinden 2c. In dieser Art kann sich jede Neigung für diese Anziehung wirksam erweisen, welche irgend in einem Zusammen mit Anderen ihre Befriedigung zu finden im Stande ist. Namentlich machen sich auch hier die Vergleichungsneigungen in der mannigfaltigsten Art geltend. Eine in allen Stücken tadellose und Achtung gebietende Persönlichkeit hat für die meisten Menschen etwas Beengendes; sie müssen an Jemand kleine Unvollkommenheiten entdecken, ihm etwas zu vergeben haben, wenn sie sich zu ihm hingezogen fühlen sollen*). Wenigstens wird er ihnen lieber, wenn sie an ihm Schwächen wahrnehmen: indem sie sich selber dergleichen bewußt sind, und ihnen die Last derselben dadurch leichter wird. Auch möchte in dieser Mitwirkung der Vergleichungsneigungen die so häufig beobachtete Erfahrung ihre Erklärung finden, daß die durch Genie und Charakter ausgezeichnetsten Männer zu ihren Freunden vorzugsweise Solche wählen, die sich in keiner Art über das Mittelmaß erheben. In der Gemeinschaft mit diesen findet sich ihr sehr hoch gesteigertes, eine ausgedehnte Befriedigung foderndes Selbstbewußtsein am wenigsten gedrückt.

Beide Verhältnisse: das der Einstimmigkeit und das der Ergänzung, wirken für die Anziehung bald mehr unbewußt und instinktartig, bald mehr bewußt und reflektirt. In dem letzteren Falle kann sich eine entschiedene Dankbarkeit für die durch die Vorstellungen vom Anderen empfangenen Steigerungen ausbilden. Aber wenn auch hiebei die jetzt für die Betrachtung vorliegenden Verhältnisse mit dem vorigen zusammenfallen, so macht sich doch dafür eine bei Weitem größere subjektive Verschiedenheit

*) Dies geht auch ein in das Bekannte: „Was sich neckt, das liebt sich".

geltend. Dieselbe Individualität, die auf den Einen fortwährend anregend, erhebend, ja entzückend und begeisternd wirkt, läßt einen Anderen kalt, oder regt auch wohl ein Widerstreben in ihm auf: vielleicht ohne daß wir ihm deshalb einen Vorwurf, und am wenigsten einen moralischen machen könnten. Während also das vorige Moment noch stark zu den obektiven hinneigte, so finden wir uns mit diesem im Gebiete des entschieden Subjektiven.

In der bezeichneten Ausdehnung nun bilden die Verhältnisse der Einstimmigkeit und Ergänzung die wesentlichsten Grundbestandtheile der Liebe und Freundschaft, des Familiensinnes und der Häuslichkeit (der Theilnahme an den kleinen Zwecken, Freuden, Leiden rc. des häuslichen Kreises), des Korporations- und Partheigeistes, des Patriotismus und aller anderen Neigungen, die sich sonst noch auf Verbindungen unter den Menschen beziehn. Es fragt sich nun: wie haben wir dieselben, inwieweit sie aus dieser Grundwurzel hervorgehn, sittlich zu beurtheilen?

Die allgemeine Stimme ist bekanntlich den Neigungen dieser Art sehr günstig. Indem der Mensch überhaupt nur wenig ohne die Unterstützung Anderer erlangen oder verrichten kann, und namentlich alle umfassenderen Zwecke dieselbe auf das Vielfachste in Anspruch nehmen, so müssen uns die Neigungen wohlgefallen, welche uns diese Unterstützung verschaffen. Aus diesem Grunde finden wir denn die Neigung, sich Anderen anzuschließen (den Associationsgeist, wie wir es mit Einem Worte nennen können), nicht selten unbedingt gepriesen; und wer sich keiner Parthei anschließt, wird als verdächtig betrachtet.

Untersuchen wir jedoch diese Verhältnisse genauer, so möchten wir schwerlich in dieses unbedingte Lob einstimmen

können. Zwischen Bösewichtern findet sich nicht selten ein sehr hoher Grad von Anhänglichkeit, gerade auf der Grundlage des Bösen, welches sie mit einander ausgeführt haben. Nichts kettet die gewöhnlichen Menschen mehr an einander als gemeinsame sinnliche Genüsse (bei Gastereien ꝛc.): durch die Gewährung dieser ist ihr Herz am leichtesten zu gewinnen, und dieselben geben, wenn sie sich veruneinigt haben, das allgemeinste und durchgreifendste Versöhnungsmittel an die Hand. Aber auch wo sich die Menschen über diesen niedrigsten Standpunkt der sittlichen Bildung erhoben haben: wie unbedeutend, wie werthlos ist nicht selten Dasjenige, was sie zusammenführt und bei einander hält! Die Einen sind die genauesten Freunde, weil sie sich seit zehn Jahren gewöhnt haben, jeden Abend mit einander Karten zu spielen, die Anderen, weil Jeder von ihnen, um eine gleiche Begünstigung zu genießen, die hundertmal gehörten Anekdoten des Anderen geduldig erträgt. Eben so in Hinsicht der mehr vorübergehenden Zuneigungen, welche auf diesen Grundlagen entstehn. Die gemeinsame Betrachtung einer Kunstsammlung öffnet die Gemüther gegen einander, oder das Reisen in demselben Postwagen, oder ein gleiches Unglück (auch wenn Keiner irgendwie dem Anderen behülflich gewesen ist oder sein kann), oder das einem Hunde des Anderen ertheilte Lob, oder die Begünstigung und Nachsicht gegen eine Lieblingsansicht, eine Grille. Ein verschollenes Wort, dessen man sich statt des gebräuchlichen bedient, kann den Alterthümler gewinnen; die Gunst des Sonderlings durch ein zufälliges Zusammentreffen in den Sonderbarkeiten erworben werden.

Noch weniger können wir beistimmen, wenn man die weiter greifenden Associationsneigungen: Partheieifer,

Faktionsgeist unbedingt als etwas Edles und Treffliches preisen hört*). Man rühmt ihnen eine Erhebung über selbstbeschränkte Motive, ein Aufgehn derselben in dem Interesse für das allgemeine Wohl nach. Allerdings, wenn sie diese in jedem, ja auch nur in den meisten Fällen wirklich enthielten, wäre das Lob wohl angebracht. Aber wie Wenigen selbst unter Denen, die wir ihr ganzes Leben hindurch in Verbindungen und Bestrebungen dieser Art erblicken, ist es dabei wahrhaft um das allgemeine Wohl zu thun! Die Einen sind zu schwach, um sich dem Strome der allgemeinen Meinung, des Zeitgeistes zu entziehn: ihnen ist überhaupt nicht wohl, wenn sie sich nicht an Andere anlehnen, nicht von der Menge tragen lassen können. Indem es ihnen selber an aller Selbstständigkeit mangelt, fühlen sie das Bedürfniß, sich fortwährend bestimmen zu lassen; sind sie stets, was ihre Gesellschaft ist. Die Anderen suchen, unter dem Deckmantel des Interesses für die Menschheit oder für das Vaterland, nur ihre eigene Befriedigung, ihre eigene Ehre, oder die Befriedigung individueller Rachsucht rc. Dies zeigt sich besonders, wenn nun durch

*) „Der Faktionsgeist scheint in den meisten Fällen nichts Anderes zu sein, als ein Mißbrauch oder eine unregelmäßige Ausbildung der Liebe zur Geselligkeit und zur Verbindung mit einander, welche den Menschen natürlich eigen ist: denn das Entgegengesetzte der Geselligkeit ist Selbstsucht, und von allen Charakteren ist der Selbstsüchtige am wenigsten geneigt, eine Parthei zu ergreifen" (Bulwer). Auch Hume bezeichnet (History of England), bei Gelegenheit des Lord Russel, den Partheieifer (party zeal) als „eine Leidenschaft, die, genährt durch die Neigung zur Geselligkeit, und den Anschein von Grundsätzen annehmend, ein edler Mann, welcher im öffentlichen Leben thätig gewesen ist, unmöglich jemals ganz auszurotten im Stande sei".

die gemeinsamen Bemühungen der Sieg errungen ist, und die Spannung des Gegenstrebens aufhört. Dann sehn wir, die bisher Ein Herz und Eine Seele schienen, über die Theilung der Beute zerfallen; und so wird es denn augenscheinlich, daß es ihnen, während sie von Opfern auf dem Altare des Vaterlandes oder der Menschheit sprachen, in der That um die für sie selber abfallende Beute zu thun war.

Wollen wir also ein richtiges moralisches Urtheil gewinnen über diese Neigungen, so müssen wir tiefer zurückgehn: müssen in jedem einzelnen Falle genau untersuchen, was eigentlich den Menschen zu anderen treibt, und mit ihnen verbindet. Freilich sehn wir diese Neigungen sehr oft durch Selbstbeschränktheit aller Art in ihrer Bildung oder Fortwirkung aufgehalten werden. Die Menschen ziehn sich von Anderen zurück, weil sie fürchten, es möchten an ihre Börse, oder an ihre Thätigkeit Anfoderungen geschehn, die sie nicht zu befriedigen geneigt sind, oder weil ihr Stolz, ihre Eitelkeit voraussieht, daß sie neben Anderen in den Hintergrund treten, und in den süßen Träumen ihrer Selbstgefälligkeit gestört werden möchten. Aber wir würden ungerecht sein, wenn wir den Mangel an Neigung, sich Anderen anzuschließen, in jedem Falle aus solchen selbstischen Motiven ableiten wollen. Oft ist es nur eine eigenthümliche, selbstständig-kräftige Bildung, was den Menschen isolirt dastehn läßt. Er wünscht, ja er sehnt sich vielleicht nach nichts mehr, als Dasjenige, was ihn innerlich bewegt, in derselben Wärme des Interesses, demselben Feuereifer des Strebens auf Andere übertragen, und sie zu Mitarbeitern für die hohen Zwecke, welche er sich als Zielpunkte gesetzt hat, gewinnen zu können. Aber diese stimmen nicht mit dem herrschenden Zeitgeiste zusammen: und so kommt denn seinem warm über-

fließendem Herzen überall erstarrende Kälte entgegen, vermöge deren sich ihm selbst allmälich ein gewisses kaltes, ablehnendes Wesen anbildet. Es ist eben nur ein angebildetes, auf der Oberfläche seiner Seele liegendes, während es drinnen warm geblieben ist, ja bei der geringsten Aussicht auf die Befriedigung seiner Sehnsucht heiß aufbraus't*).

Sind wir schon bei der wirklichen Neigung, mit Anderen in nähere Verbindung zu treten, über den moralischen Charakter derselben ungewiß gewesen, so müssen wir dies natürlich noch mehr bei dem angenommenen Scheine derselben sein: bei der Höflichkeit. Dieselbe ist keineswegs (wie man zuweilen gemeint hat) überhaupt moralisch zu verwerfen. Zwischen den Interessen der Menschen treten so leicht Kollisionen ein, und ihre Individualitäten sind so verschieden, und es muß ihnen daher nicht selten so schwer werden, sich in einander zu finden, daß, wenn Jeder dem Anderen von Anfang an mit voller Aufrichtigkeit sagen wollte,

---

*) „An dem Brieschen (schreibt Lessing zwei Monate vor seinem Tode an Mendelssohn), das mir Dr. F. damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutsche ich noch. Das saftigste Wort ist hier das edelste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte nichts gefallen müssen: denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler knorrichter Stamm. Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus!“ (Werke, Ausg. von 1827, Theil 26).

was er von ihm denkt, Zank und Streit in der Welt nicht aufhören, vielmehr zur ärgerlichsten und bedenklichsten Höhe getrieben werden würden. Der Schein wohlwollender Annäherung oder verschmelzender Hingebung also, welchen die Höflichkeit annimmt, ist nicht nur für die augenblickliche Empfindung wohlthuend, sondern auch von soliderem und bleibenderem Interesse für die menschliche Gesellschaft. Wo derselbe aus diesem Interesse heraus angenommen wird, da dürfen wir ihn nicht für verwerflich erklären; und wo ihm überdies ein gewisser Grad von positivem Wohlwollen gegen alle oder gegen einzelne Menschen zum Grunde liegt, und wo die Vorstellung dieses Wohlwollens mit der Tendenz zu dessen Realisirung ausgebildet wird: da müssen wir ihn, ungeachtet er einem Theile nach nur Schein ist, als moralisch lobenswerth gelten lassen*). Auf der anderen Seite aber zeigt uns die tägliche Erfahrung, daß sich für die Hervorbringung dieses Scheines mit den genannten Motiven fast durchgehends eigennützige verbinden, oder selbst allein, und in einer Stärke, welche sie zu sittlich abweichenden macht, dazu hinwirken. Es ist daher eine wohlbegründete Bemerkung, daß man auf seiner Hut sein müsse, wenn Jemand gar zu höflich ist. Oft ist auch eine abgemessene Höflichkeit, so wie eine herablassende, geglättete Freundlichkeit gegen Niedere vielmehr ein Mittel, sich Andere fern zu halten. Das sind die Menschen, welche bei dem ersten Zusammenkommen Unkundige durch ihre Theilnahme, ihr Wohlwollen, ihre Bereitwilligkeit, die Verdienste Anderer anzuerkennen, bezaubern; aber in jahrelangem Umgange kommen sie uns keinen Schritt näher über den Punkt hinaus, bis

---

*) Man vergl. hiezu die oben S. 183 gegebenen Erörterungen.

zu welchem sie uns damals entgegengekommen waren, und jeder Versuch von unserer Seite her zu einer Annäherung wird mit eben so höflichen Worten zurückgewiesen.

Vor dieser falschen Höflichkeit also hüte man sich; hüte man sich auch in seiner eigenen Ausbildung. Indem man dadurch die Herzen Derjenigen, welchen es an Weltkenntniß gebricht, eben so wie durch wahre Zuneigung gewinnt, und von den Anderen denselben Schein zurückerhält: so läßt man sich nur zu leicht zu der Meinung verführen, daß man des wahren Wohlwollens entbehren könne*). In dieser Art rückt uns dieses Trugbild den rechten Zielpunkt für unsere moralischen Bestrebungen aus den Augen. Hiezu kommt überdies, daß man selbst aus dem Gesichtspunkte der Klugheit dabei fast durchgehends eine falsche Rechnung macht. Die meisten Menschen kommen auf die Länge doch dahinter, daß jenem Scheine kein wahres Wohlwollen zum Grunde liegt, und sind dann nur um so mißtrauischer: setzen selbst da, wo keine Falschheit im Spiele ist, dieselbe voraus. Ueberhaupt kostet es auf die Länge entschieden mehr Mühe, stets wohlwollend zu scheinen, als es wirklich zu werden; ja bei dem gespannten Interesse, mit welchem die Menschen Alles, was ihnen auch nur aus der Ferne Förderung verspricht, aufzufassen und in treuem Gedächtnisse festzuhalten pflegen, möchte das Erstere recht eigentlich zu den unlösbaren Aufgaben zu rechnen sein.

Aus diesem Grunde, und weil die Erfahrung von dem Trügerischen der Höflichkeit eine so allgemein bekannte ist,

---

*) Le plus malheureux effet de la politesse d'usage, est d'enseigner l'art de se passer des vertus qu'elle imite (Duclos, Considérations sur les moeurs de ce siècle).

haben Andere klüger zu handeln geglaubt, wenn sie statt dessen den Schein von Rauhheit und Grobheit annahmen, damit man dahinter die allerdings in manchen Fällen mit diesen letzteren verbundene Redlichkeit vermuthen sollte. Aber nicht nur, daß hier nicht einmal, wie bei der Höflichkeit, eine augenblickliche Befriedigung gewonnen wird, so wird der Schein, eben weil er keinen gewinnenden Charakter hat, noch weniger vorhalten, und, wenn er aufgedeckt ist, die abstoßende Kraft sich nur um so entschiedener und stärker wirksam erweisen.

Auch aus dem Gesichtspunkte der Klugheit also zeigt sich allein als Stich haltend eben Dasjenige, was die Moral fodert: wahres Wohlwollen in freier natürlicher Aeußerung. Allerdings ist es unmöglich, daß wir uns zu allen Menschen in gleichem Maße hingezogen fühlen; und es wäre unnatürlich, wenn wir uns, in der Einbildung, daß dies die allein wahre Norm sei, unsere Empfindungen hiezu hinaufzuschrauben bemühen wollten. Vielmehr darf und soll hierin Jeder seiner Eigenthümlichkeit freien Raum lassen, so weit ihn dieselbe mit dem nach der allgemein-gültigen Werthschätzung abgemessenen Wohle Anderer und mit seinem eigenen einstimmig leitet. Aber wenn er sich nur von Selbstbeschränktheit frei hält, wenn er sich dabei nicht einseitig ausbildet, sondern für die Würdigung fremder Eigenschaften die mannigfaltige Empfänglichkeit erwirbt, welche wir schon früher aus einem anderen Gesichtspunkte*) gefodert haben, so daß er Mensch wird im vollen Umfange dieses Wortes: so wird er, wo sich ihm Liebens- und Ach-

---

*) Vergl. S. 194 ff.

tungswerthes darstellt, in jedem Falle mehr oder weniger dessen anziehende Einwirkung erfahren.

Wenden wir uns nun, nach diesen allgemeineren Bemerkungen zur Betrachtung des Verhältnisses zwischen den früher bezeichneten, beiden Formen der Anziehung: der Einstimmigkeit und der Ergänzung, so finden wir die Stimmen mannigfach getheilt, welche von beiden stärker verbinde. Hierüber aber möchte sich schwerlich eine allgemeine Entscheidung geben lassen: indem jede derselben für sich der verschiedensten Grade fähig ist, ohne daß sich dafür ein bestimmtes Maximum angeben ließe. Im Allgemeinen werden sich einstimmige Eigenthümlichkeiten schneller anziehn; während sich dagegen zwischen einander ergänzenden nicht selten anfangs (ehe sie noch die aus dieser Ergänzung hervorgehende Befriedigung erfahren haben) ein gewisses Widerstreben geltend macht. Dagegen zwischen diesen letzteren die Verbindung, wenn sie einmal gestiftet ist, um so dauernder zu sein pflegt. Die Einstimmigkeit der Ansichten, Gefühle, Gesinnungen hat etwas Ermüdendes, und erzeugt nach einiger Zeit leicht Ueberdruß; dagegen der ergänzende Gegensatz nicht selten einen unerschöpflichen Reichthum gegenseitiger Steigerungen in sich schließt. Daher auch, besonders im ersteren Verhältnisse, vor dem Uebermaße des Verkehrs mit einander zu warnen ist. Menschen, die, wenn sie sich seltener sehn, ein großes und wohlbegründetes Wohlgefallen an einander finden, und dasselbe, bei der Fortdauer ihrer Verbindung in dieser Art fortwährend gefunden haben würden, werden bei häufigerem Zusammensein einander lästig, und das Gefühl hievon kann sich bis zum ent-

schiedenen Widerwillen steigern. Der kleine Kreis von Vorstellungen, Gefühlen ꝛc., durch deren gegenseitige Darstellung sie einander förderten, wird erschöpft; und indem sie gleichwohl zu immer erneuerter Reproduktion dieser Vorstellungen ꝛc. genöthigt werden, kann der Ueberdruß nicht ausbleiben*).

Vergleichen wir die Neigungen, welche die Menschen inniger an einander ketten, so leuchtet es in die Augen, daß im Allgemeinen bei der Liebe die Verhältnisse gegenseitiger höherer Steigerung und Ergänzung, bei der Freundschaft die Verhältnisse der Einstimmigkeit und des Verschmelzens in Folge derselben die Hauptgrundlagen bilden. Wie sich die beiden Geschlechter, vermöge eines eigenthümlichen Gegensatzes, physisch einander ergänzen, so auch von Seiten des Intellektuellen, Gemüthlichen, Moralischen**). Aber die Liebe ist keineswegs auf dieses Verhältniß beschränkt: bildet sich auch zwischen Individuen desselben Geschlechtes, wo sich solche ergänzende und in hoher Steigerung fördernde Gegensätze finden, in den Formen des Eingenommen- oder Entzücktseins von einander, der Bewunderung ꝛc.; so wie auf der anderen Seite, ungeachtet alles dagegen Gesagten, auch unter Solchen, welche einem verschiedenen Geschlechte angehören, wo eine durchgreifendere Einstimmigkeit gegeben ist, von Anfang an rein geistige

*) Diese Vorstellungen ꝛc., und durch diese hindurch die persönlichen Vorstellungen von einander werden, vermöge der Aneignung der Bewußtseinselemente, welche bei jeder Reproduktion erfolgt (vergl. mein „Lehrbuch der Psychologie“, S. 81 und 162), mit denselben überladen in dem Reizungsverhältnisse, welches ich Band I., S. 110 f. (No. 4) namhaft gemacht habe; und dieses ist eben das Verhältniß des Ueberdrusses.

**) M. vgl. oben S. 205 f.

Freundschaften entstehn können. Dabei ist es natürlich, daß bei vielfacherem Zusammensein die ergänzenden Gegensätze, wenn sie nicht sehr tief begründet sind (in den Uranlagen oder in den frühesten Bildungsverhältnissen), allmälich durch Ausgleichung in das Verhältniß der Einstimmigkeit übergehn. Man hat oft behauptet, daß Mann und Frau, bei inniger Liebe, körperlich einander ähnlich würden. Dies mag in manchen Fällen allerdings der Fall sein, und läßt sich sehr wohl erklären; noch häufiger aber, und in gewissem Maße psychologisch nothwendig bedingt, sehn wir sie in intellektueller, gemüthlicher, moralischer Beziehung einander ähnlich werden. Was sie von Entwickelungen dieser Arten von einander nachbilden, wird ihnen, vermöge der davon zurückbleibenden Spuren, zum inneren Eigenthume oder Eigenschaft, geht in ihr Wesen, in ihre Substanz über; und so wird der Gegensatz immer mehr und mehr in Einstimmung verwandelt. Daher es denn auch der natürlichste Verlauf ist, daß die Liebe in der Ehe immer mehr und mehr zur Freundschaft wird, und die sogenannten enthusiastischen Freundschaften die allgemeinere Form der Freundschaft annehmen: Herabstimmungen freilich von einer Seite her, aber bei welchen, unter sonst günstigen Verhältnissen, was an Steigerungshöhe und Erregtheit der Anziehung verloren geht, mehr als ersetzt wird durch Dasjenige, was die Verbindung an Innigkeit gewinnt: an der Ausdehnung (Vielfachheit der Spuren), mit welcher die Vorstellung des Einen in der Seele des Anderen begründet ist, und an theilnehmend wohlwollendem Aneinanderhangen.

Wir können also über den Vorzug des einen oder des anderen Verhältnisses aus dem moralischen Standpunkte nichts allgemein feststellen. Vielmehr wird die Betrachtung

darüber so individuell als möglich auf das vorige Moment zurückzuführen sein: auf die Grade der Förderung, welche daraus für uns und für Andere erwachsen. Die Einstimmigkeit bestätigt und festigt, und wird daher überall einen Vorzug für sich in Anspruch nehmen, wo es hierauf besonders ankommt, und namentlich wo es ein gemeinsames Handeln für irgend einen großen und schwer zu erreichenden Zweck gilt. Dagegen Gleichgestimmtheit der Ansichten und Meinungen im Allgemeinen zu wenig geistige Erregung und Anspannung mit sich führt, und so eine Art von Indolenz begründet, welche für die gesammte geistige Bildung nachtheilig fortwirken kann. Wir können dies im Großen an ganzen Völkern beobachten, welche ein besonderes Talent besitzen für die Nachbildung und Aneignung der von Anderen aufgefaßten geistigen Entwickelungen. Wir finden bei ihnen zu wenig Originalität: ein gewisses Stereotypisch-Allgemeines, welches, in Folge des Mangels an gegenseitiger Reibung, die intellektuelle Ausbildung herunterhält*). Dagegen der Umgang mit Solchen, welche unsere Individualität widerstrebend ergänzen, unserer geistigen Bildung nicht nur

*) So bei den Franzosen. „Cette espèce d'égalité dans l'inégalité (sagt von ihnen die Frau von Staël) est très favorable aux gens médiocres, car elle doit nécessairement détruire toute originalité dans la façon de voir et de s'exprimer. Le modèle choisi est ... le même pour tous. C'est un point de réunion que ce modèle. Chacun, en s'y conformant, se croit plus en société avec ses semblables. Un François s'ennuieroit d'être seul de son avis, comme d'être seul dans sa chambre .... Si l'on répandoit le bruit, que telle manière de voir est universellement reçue, l'on obtiendroit l'unanimité malgré le sentiment intime de chacun; l'on se garderoit alors, pour ainsi dire, le secret de la comédie. Car chacun avoueroit séparément que tous ont tort." (De l'Allemagne).

eine größere Ausdehnung, sondern auch eine förderliche Gymnastik gewährt: uns verhindert, uns einseitig festzusetzen, und durch die Nothwendigkeit, das Fremdartige zu konstruiren und zu überwinden, die intellektuelle und moralische Kraft immer neu aufregt. Es kommt also darauf an, welcher von beiden Förderungen Jemand am meisten bedürftig ist, und daß er sich nicht, wo er der zweiten bedarf, durch geistige Trägheit, wo der ersten, durch das Streben, sich über Andere zu erheben, von der Benutzung des ihm Dargebotenen abhalten lasse.

Außerdem macht sich auch hier als Norm geltend, daß, wo, und in dem Maße wie sich eine natürlich-fehlerfreie Anziehung gebildet hat, dieselbe auch eine natürlich-fehlerfreie Fortwirkung gewinne: ohne Einmischung von Selbstbeschränktheit, oder von Eifersucht, oder von Eigennutz und Geiz, oder von welchem Sittlich-Abweichenden sonst. Jemandes Vorzüge zu bewundern, durch dieselben eingenommen, ihm Freund zu werden, kann nicht allgemein zur Pflicht gemacht werden; aber wohl kann es allgemein zur Pflicht gemacht werden, daß wir, nach Maßgabe, wie wir von ihm eingenommen sind, eine wohlwollende Gesinnung gegen ihn ausbilden, handeln oder sonst uns äußern. In dieser Beziehung also wird die gleiche widerstrebende oder untheilnehmende Handlungsweise bei Demjenigen, welcher einen gewissen Grad von Zuneigung gegen einen Anderen gewonnen hat, eine moralische Anklage begründen können, welche bei einem Anderen, der keine solche Zuneigung ausgebildet hat, vorwurfsfrei ist. Indem das innere Einssein, welches Produkt der Anziehung ist, natürlicherweise eine Tendenz hat zu wohlwollender Fortwirkung, und diese letztere im Allgemeinen an und für sich etwas Wünschenswerthes ist: so muß sich,

wo sie dennoch nicht eingetreten ist, irgendwie etwas Abnormes dazwischen geschoben haben.

Ganz anders bei dem gegenüberstehenden Verhältnisse: bei dem Abgestoßen-werden in Folge entgegengesetzter Eigenthümlichkeit. Wo dieses nicht anderweitig tiefer gestützt (die fremde Eigenthümlichkeit unsittlich oder sonst entschieden unvollkommen) ist, da findet sich durchaus keine Veranlassung, warum es sich weiter erstrecken sollte, als zur Nicht-Verbindung, oder vielmehr zur Nicht-Verbindung aus diesem Momente heraus. Die weiteren Fortwirkungen (Verletzungen irgend einer Art, Zwang, oder auch nur Aeußerungen von Verachtung, von Mißwollen rc.) würden (und dies begründet die große Verschiedenheit von den Fortwirkungen, welche sich an die Verhältnisse der Einstimmung und Ergänzung anschließen) Uebel sein, welche der Mensch an und für sich nicht will, und also auch in jedem Falle entschieden nicht wollen soll, wo sie nicht durch eine höhere Foderung gehalten werden*).

Zwar bei dem ungebildeten Menschen stellt sich dieses Verhältniß anders. An und für sich nämlich ist es natürlich, daß die unangenehmen Empfindungen und die Widerstrebungen, welche durch den Gegensatz begründet werden, eben so wie die der Gleichheit und Ergänzung verbundenen angenehmen Empfindungen und Verschmelzungen weiter fortwirken: die Erweckung des Einstimmigen begünstigen und ein ausgedehnteres Widerstreben aufrufen. Dem tritt dann freilich, sobald in dieser Art die Zufügung eines Uebels herbeigeführt werden würde, das an dieses geknüpfte Widerstreben entgegen, welches der Ungebildete eben so, wie der

*) M. vgl. hierzu oben S. 283 f.

Gebildete empfinden kann und (wo nichts dazwischen kommt) wirklich empfindet. Aber trifft der Gegensatz Gebilde von stärkerer Grundbildung (wie sittliche Gesinnungen, religiöse Ansichten rc.), so muß das hiedurch begründete Widerstreben gerade in dem Maße, wie sich diese Gebilde bei ihnen in höherer Vollkommenheit vorfinden, dem gegen das Uebel gerichteten überlegen sein; und für Menschen also, welche noch nicht durch eine höhere Bildung über den Gesichtspunkt erhoben worden sind, auf welchem eine einzelne beschränkte Form des Sittlichen, des Religiösen rc. für die allein wahre gehalten wird, ist es natürlich, sich unbedenklich durch jenes Widerstreben bestimmen zu lassen. Wir können ihnen daraus keinen besonderen sittlichen Vorwurf machen: indem sie nicht über jene Eine Form hinausblicken, so muß ihnen alles von derselben Verschiedene als unsittlich, als irreligiös erscheinen; und was bei höher Gebildeten nur vermöge des Hinzukommens einer besonderen moralischen Abweichung entstehn kann, kann bei ihnen auch ohne eine solche eintreten.

Hiezu kommt, daß bei ungebildeten Menschen die verschiedenen Arten des Mißfallens und Widerstrebens noch mehr oder weniger unterscheidungslos ineinanderfließen, und besonders diejenigen, deren Gegenstände in einem gewissen Zusammenhange stehn. Was sich ihnen mit dem Sittlichen oder sonst Höheren in Verbindung darstellt, sei es auch in noch so loser und zufälliger, Das wird ohne Weiteres mit demselben identificirt; oder vielmehr, weil es sich für sie noch nicht mit ihm auseinandergebildet hat, erfolgt die nur in Bezug auf das Aeußerliche und Unwesentliche bedingte Rückwirkung, als wäre sie zugleich durch das tiefer Liegende und Wesentliche bedingt. Man denke nur an die unzähligen Opfer von Religionsverfolgungen, wie sie leider auch unter Christen,

und

und selbst unter Protestanten in einer Schauder erregenden Ausdehnung Statt gefunden*), und zu welchen doch zum Theil die sittlich unbescholtensten Menschen mitgewirkt haben. Ihr Gewissen trieb sie zu dieser Mitwirkung, und würde ihnen Vorwürfe gemacht haben, wenn sie sich durch Mitleid hätten davon zurückhalten lassen; daher denn auch die wenigen erleuchteten Männer, die sich dagegen erklärten, als sträflich Gleichgültige und Freidenker verschrieen wurden.

---

*) Welche beklagenswerthe Thatsachen bietet selbst unter diesen noch das siebzehnte Jahrhundert dar! Eine Parlamentsakte aus den letzten Jahren der Elisabeth (1593) hatte die Weigerung, der Gottesverehrung der bischöflichen Kirche beizuwohnen, oder das Gegenwärtigsein bei derjenigen der Dissenters, mit Gefangenschaft, und wenn binnen drei Monaten keine Erklärung, sich fügen zu wollen, erfolgte, mit Verbannung auf Lebenszeit und Todesstrafe im Fall der Rückkehr belegt. Dieses Gesetz wurde unter Karl II., drei Jahre nach dem feierlichen Versprechen der Gewissensfreiheit von Breda aus (1664), für gültig erklärt, und dahin näher bestimmt, daß Jeder, der einer anderen, als der vom Staate eingesetzten Gottesverehrung beiwohnte, bei der dritten Uebertretung auf sieben Jahre nach einer der Kolonien (mit Ausnahme von Neu-England und Virginien, den einzigen, wo die Feldarbeit nicht dem Leben der Europäer verderblich war) transportirt, und bei früherer Rückkehr mit dem Tode bestraft werden sollte. Dabei wurden Unzählige in die Gefängnisse geworfen, welche damals durchgängig finster, kalt, naß, von schädlichen Dünsten geschwängert, und wo die Gefangenen, der Willkühr der Wärter überlassen, vielfach dem Hunger Preis gegeben waren. William Penn (ein Mann von so großer Tugend, daß sein Zeugniß als sehr gewichtig betrachtet werden muß, wenn er auch der leidenden Parthei angehörte) versichert in einer damals öffentlich gemachten Schrift, daß seit der Wiederherstellung der Stuarts mehr als 5000 Personen lediglich um ihrer Religion willen in den Gefängnissen umgekommen seien. Nicht weniger als 1200 Quäker allein wurden durch Jacob in Freiheit gesetzt. Andere geben noch höhere Zahlen an (**Mackintosh, History of the revolution in 1688**). — Wir sind doch einigermaßen weiter gekommen!

Hier ist also einer von den Punkten, wo für die höhere Moralität wesentlich ein höherer Grad von Bildung nothwendig ist: wo das ursprünglich Natürliche dem durch Kultur Natürlichen weichen muß, wenn der Mensch seine wahre moralische Bestimmung erreichen soll *). Indem uns die höhere Bildung eine große Anzahl verschiedener Formen des Sittlichen, des Rechtes, der Religion rc. zeigt, indem sie uns die Ursachen derselben, und die Umstände, unter welchen sie sich nothwendig entwickeln mußten, kennen lehrt, und uns theils dadurch, theils durch die vollkommnere Nachbildung, welche uns allmälich gelingt, zu der Ueberzeugung führt, daß noch so sehr von den unsrigen verschiedene Formen gleichwohl mit diesen auf gleicher Stufe der Vollkommenheit stehn können: so erhebt sie uns über jenen anfänglichen beschränkten Standpunkt der Beurtheilung und Schätzung; das ursprünglich-natürliche Widerstreben wird unnatürlich, und an die Stelle davon tritt eine vernünftige Toleranz, welche, weit entfernt, Gleichgültigkeit oder Indifferenz zu sein, mit dem wärmsten Interesse für Dasjenige bestehn kann, was uns und Anderen, zwar in Folge der einem Jeden eigenthümlichen Bildungsverhältnisse oberflächlich verschieden, aber in der tiefer liegenden, allgemein-menschlich-gültigen Norm einstimmig zu eigen geworden ist.

In jeder Beziehung sich zu diesem Höhepunkte der Bildung zu erheben, und auf demselben zu erhalten, ist keine leichte Aufgabe; und vielleicht möchte kein Mensch in dieser Hinsicht ganz frei von Unvollkommenheiten sein. Nur zu leicht mischt sich Mißfallen, welches auf gleichgültigen Ver-

---

*) Vgl. hiezu Band I., S. 332 f.

schiedenheiten beruht, in die Würdigung von Eigenschaften und Verhältnissen ein, welche damit in gar keinem Zusammenhange stehn; zufällige Kleinigkeiten, in denen wir mit Anderen nicht übereinkommen, bestimmen unser Urtheil über dieselben; und wir sagen uns von Denen, welche nicht nach unseren Grundsätzen leben wollen, auch in Hinsicht Desjenigen los, worin wir ihnen verpflichtet sein und bleiben sollten. Wie oft schießt die Wucherpflanze der Herrschsucht aus dieser Wurzel hervor, und entwickelt, wo ihr selbstständige Ueberzeugungen und Unabhängigkeitssinn entgegentreten, die Früchte der Tyrannei und der Rachsucht! — Besonders gehört es auch zur Schattenseite der nicht auf den richtigen Grundlagen ruhenden und in den rechten Schranken gehaltenen Associationsneigungen, daß sie mehr oder weniger gegen Diejenigen, welche nicht derselben Verbindung angehören, ungerecht machen. Indem der Mensch durch die Einstimmigkeit mit einer großen Anzahl Anderer in seinen Meinungen und Partheiansichten sicher gemacht und fixirt wird, glaubt er sich dem Widerstreben gegen die ihm Gegenüberstehenden ohne allen Rückhalt hingeben zu können*). Namentlich kennen der politische und der religiöse Partheigeist in

*) „Die Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten (bemerkt Hume von Shaftesbury, dem Mitgliede der bekannten Cabal), welche er beging, und zu denen er auffoderte und sein Ansehn lieh, waren größer, als sie selbst der Partheieifer ertragen konnte". Es ist kein Wunder (fügt er hinzu), daß der Partheigeist so viele Laster aller Art erzeugt: denn außerdem, daß er die Leidenschaften entflammt, streift er beinah ganz die beiden mächtigen Zügel derselben, die Rücksicht auf Ehre und auf Schande, ab: indem die Menschen inne werden, daß ihnen keine Ungerechtigkeit den Beifall ihrer eigenen Parthei entziehn, und keine Unbescholtenheit sie vor den Verläumdungen der Gegenparthei sicher stellen kann (History of England).

dieser Hinsicht keine Schranken. Kein Verbrechen ist so abscheulich, keine Verläumdung so unwahrscheinlich, daß sie nicht von den Mitgliedern der Gegenparthei geglaubt werden sollten; und der Schimpfname, mit welchem man dieselbe belegt hat, reicht vollkommen hin, um jede Lücke in den für ihre Vergehungen beigebrachten Zeugnissen auszufüllen *).

In wie großer Ausdehnung und mit wie überaus beklagenswerthen Folgen auch jetzt noch unter gebildeten Völkern die Verschiedenheit des Aeußerlichsten und Unwesentlichsten abstoßend fortwirkt, zeigen die empörende Behandlung der schwarzen Bevölkerung selbst in den Staaten von Nordamerika, in welchen die Sklaverei längst aufgehört hat, und die eben so empörende Verfolgung der eingeborenen Indianer. Bei einem Volke, welches sich rühmt, die Vorurtheile der alten Welt abgestreift zu haben, genügt eine andere Farbe der Haut, um die rücksichtsloseste Verachtung, ja die Ausschließung selbst von der allen Menschen in gleichem Maße als heiliges Recht gebührenden geistigen Bildung, und um eine Habsucht zu rechtfertigen, welche nicht vor den abscheulichsten Grausamkeiten zurückschreckt, und schwerlich eher, als nach völliger Ausrottung der unglücklichen Ureinwohner, zur Ruhe kommen wird **).

Wir haben hier entschieden positive sittliche Abweichungen, für welche das Abgestoßen-werden in Folge der Verschiedenheit nur freien Raum macht: das Gewissen ab-

*) „Bei- und Schimpfnamen (sagte Napoleon) sollte man nie verachten: durch solche Mittel wird die Menschheit regiert". Die französische Revolution, wie sie sich vor seinen Augen entwickelt hatte, giebt zu diesem Satze die zahlreichsten Belege.

**) Vgl. das oben S. 185 f. Angeführte.

stumpft und beschwichtigt. Aber selbst da, wo lediglich die früher bezeichnete Beschränktheit zum Grunde liegt, wie bei der Theilnahme der redlichsten Menschen an Religionsverfolgungen, ist doch keineswegs ein bloßer Irrthum, sondern ebenfalls eine praktische oder moralische Abweichung gegeben. Nur daß diese nicht den Charakter der Unsittlichkeit im engeren Sinne dieses Wortes oder der Bosheit, sondern der mangelhaften Schätzung des Höheren und der Ueberschätzung des Niederen, und also allerdings weniger stark abweichender Formen an sich trägt*). Die wahre Religion hat sich noch nicht rein in ihrem eigenthümlichen Charakter hervorgebildet: wie nicht für die Empfindung und Anschauung, so auch nicht für die Schätzung; und der ihr gebührende Werth wird unrechtmäßig auf ein Aeußerliches übertragen, welches ihr nur zufällig verbunden ist.

*) M. vgl. hierüber meine „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des Kriminalrechtes", Band I., S. 316 ff.

Fünftes Grundmoment.

Ausdehnung der Personenvorstellungen.

Dieses Moment bietet von allen die größten Schwierigkeiten dar für die moralische Bestimmung; und wir müssen ihm daher eine sehr sorgsame Betrachtung zuwenden.

Die Bildungsverhältnisse desselben liegen aus der Psychologie klar vor. Wie von allen psychischen Entwickelungen, welche mit einiger Vollkommenheit ausgebildet worden sind, nachdem sie aufgehört haben, bewußt zu sein, Spuren zurückbleiben im Innern der Seele, welche dann später wieder als Anlagen oder Kräfte in die bewußte Entwickelung eingehn können: so auch von den Vorstellungen, Empfindungen, Gefühlen, Bestrebungen 2c., welche sich auf uns selbst und auf andere Menschen beziehn. Das Aggregat aller, in Bezug auf einen gewissen Menschen angesammelten Spuren begründet das Maß des Interesses an demselben. In Angemessenheit hiezu wird die Vorstellung von ihm öfter reproducirt, erhält sie im Bewußtsein eine

größere Ausdehnung, wird sie länger festgehalten, und kann sie (alles Uebrige gleichgesetzt) stärker fortwirken*).

Hiezu kommen nun sogleich aus dem moralischen Gesichtspunkte drei wichtige Bestimmungen.

Zuerst, die reinen Vorstellungsspuren sind, wie überall, so auch in diesem Verhältnisse, sittlich gleichgültig. Die stärkste Ansammlung derselben kann ohne alle wohlwollende Theilnahme Statt finden: wie denn manche Menschen an Niemand ein größeres Interesse nehmen, als an ihren Feinden oder verhaßten Nebenbuhlern. Indem sie (vielleicht von der frühesten Kindheit an) beinah fortwährend mit diesen in eifersüchtiger Rivalität begriffen gewesen sind, und dieselben mit gespanntem Blicke im Auge gehabt haben, hat sich eine unendliche Anzahl von Vorstellungsangelegtheiten für sie angesammelt, so daß die Vorstellungen von ihnen gewissermaßen stets auf dem Sprunge sind, bewußt zu werden. Eben so kann für Personen der Geschichte oder der Romanenwelt ein sehr ausgedehntes Vorstellungsaggregat, und so ein sehr starkes Interesse in der Seele eines Menschen begründet werden, ohne daß doch hiedurch zugleich eine moralische Beziehung zu ihnen gestiftet, und das Maß dieser Begründung für die moralische Beurtheilung desselben von Bedeutung würde. Für diese entscheiden nur die praktischen Gebilde: die Schätzungs- und die Strebungsangelegtheiten, sowohl die sich auf die Eigenschaften, als die sich auf die Zustände beziehn**).

---

*) Man vergleiche über diese Bildungsverhältnisse meine „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 286 ff.

**) Vergl. hiezu Band I., S. 285 ff.

Hieran schließt sich unmittelbar ein Zweites. Sollen aus Angelegtheiten dieser Art eine wohlwollende Theilnahme und ein Dem entsprechendes Handeln hervorgehn, so müssen dieselben lebendig begründet sein: nicht bloß in Einbildungsvorstellungen von Schätzungen und Strebungen, oder gar in Begriffen von denselben, sondern in frischen Empfindungen und aus wirklichen Interessen hervorgegangenen Strebungen. Das Erstere findet sich bei dem (häufig nicht nur, wie eben bemerkt, sehr starkem, sondern auch sehr lebhaftem) Interesse an historischen Personen oder an Romanenhelden. Aber nicht nur bei diesen; sondern nicht wenige Menschen sehn wir auch der wirklichen Welt gegenüber in dieser Beziehung einen Roman spielen. Sie sprechen von hingebender, aufopfernder Sympathie, von Vaterlandsliebe, welche zu jeder Anstrengung bereit sein müsse, von Kosmopolitismus; und doch, sobald es die Bewährung durch Handlungen gilt, scheuen sie vor dem kleinsten Opfer zurück. Bei ihnen sind es eben nur Einbildungsvorstellungen von Schätzungen und Strebungen, welche sich in solcher Vielfachheit angesammelt haben; und durch diese konnten denn auch nur Einbildungen von Gesinnungen, nur Scheingesinnungen, nicht wirkliche, begründet werden.

Drittens endlich, die Interessen an Anderen müssen selbstständig begründet sein, nicht etwa bloß in Beziehung auf uns selber, oder inwiefern sie uns Mittel darbieten zur Befriedigung unserer eigenen Interessen. So giebt es eine Höflichkeit, eine Gastfreiheit, welche nur geübt werden, um wieder Höflichkeit und Gastfreiheit zu erfahren: eine Art von Tauschhandel, wo dem Menschen bei Allem, was er

giebt, immer schon vorschwebt, was er dafür zurückerhalten wird. Oder man nehme die Kokette, den Eitlen, den Ruhmsüchtigen. Sie leben vielleicht ganz in Anderen, aber nur in Hinsicht der Eindrücke, welche sie selber auf dieselben machen, und der Bewunderung, der Schmeicheleien, der Lobeserhebungen, die man ihnen in Folge dessen ertheilen wird. Sie lieben in Anderen nur ihre eigenen Vorzüge, Ansichten, Neigungen, ja vielleicht ihre eigenen Einseitigkeiten, Vorurtheile, Fehler; und ihr Interesse an Jenen ist also, seinen tieferen Gründen nach, nichts als Eigennutz. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß das eine von diesen Begründungsverhältnissen das andere keineswegs ganz ausschließt. So finden wir nicht selten bei eitlen Menschen eine große Gutmüthigkeit. Indem sie sich viel mit Anderen beschäftigen, um die günstigen Eindrücke, welche sie auf dieselben gemacht haben, oder gemacht zu haben sich einbilden, vorzustellen und zu genießen, vergegenwärtigen sie sich zugleich auch die achtungswerthen Eigenschaften und die Interessen derselben: vergegenwärtigen sie sich dieselben um so eifriger, da sie sich zugleich durch eine gewisse Dankbarkeit für die Genüsse der Eitelkeit, welche ihnen durch jene zu Theil geworden sind, dazu getrieben fühlen; und so wird denn neben der Angelegtheit, in welcher die Vorstellungen Anderer in der Unterordnung unter ihren eigennützigen Interessen begründet sind, eine andere begründet, welche dieselben in selbstständiger Ausbildung enthält. Nur die letzteren aber haben wir für die moralische Würdigung der Neigungen, mit welchen wir jetzt beschäftigt sind, in Rechnung zu stellen; die ersteren gehören den im vorigen Abschnitte betrachteten Neigungen und der Beurtheilung durch die für diese aufgestellten Principien an.

So weit unterliegt die Bestimmung keinen Zweifeln. Darüber hinaus aber stoßen wir auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten.

Die erste derselben betrifft die Ausdehnungsverhältnisse zwischen den auf uns selbst und den auf andere Menschen sich beziehenden Angelegtheiten, so wie zwischen diesen unter sich. Allerdings kann es einzelne Verhältnisse geben, in welchen ein Mensch von der frühesten Kindheit an mehr Veranlassungen hat, die Interessen Anderer in sich nachzubilden und fortwirken zu lassen, als die eigenen: wie wenn die Pflege kranker Eltern oder Geschwister seine Theilnahme, Sorge, Thätigkeit in Anspruch nimmt, oder ihm auf allen Seiten ein inniges In-einander-leben entgegenkommt, und ihn gewissermaßen mit unwiderstehlicher Gewalt in sich hineinzieht. Weit häufiger aber wird das Gegentheil Statt finden: der Mensch von früh an mehr, was sich auf ihn selbst bezieht, nicht nur vorstellen, sondern auch empfinden und erstreben, und so auch in praktischer Beziehung ein Uebergewicht des eigenen Selbst begründet werden, noch ehe er zu einem klaren Bewußtsein und zu einer höheren Belehrung über die moralischen Verhältnisse gelangt. Kaum möchte es einen Menschen geben, welcher von aller Selbstbeschränktheit frei wäre. Dieselbe ist zwar keineswegs eine angeborene, sondern nur eine angebildete, aber die sich mit so überwiegender Wahrscheinlichkeit, daß dieselbe beinah Nothwendigkeit genannt werden kann, bei jedem Menschen anbilden wird in Folge der Beschränktheit seiner Anlage und der Stellung, welche er in der Welt einnimmt*).

*) Hieraus ergiebt sich zugleich die Gefahr, welche ganz allgemein ein sehr isolirtes Leben für die Moralität herbei=

Wie ist nun da abzuhelfen? — Wir vermögen doch nicht im Augenblick, und vermögen überhaupt nicht durch den bloßen Wunsch oder das bloße Wollen das Produkt der gesammten Vergangenheit umzuwandeln: weder positiv, indem wir die auf Andere sich beziehenden Interessen verhundertfachen und vertausendfachen könnten, noch negativ, indem wir die auf uns selber sich beziehenden zu vernichten oder auch nur bedeutend zu schwächen im Stande wären. Die Angelegtheiten, um welche es sich hier handelt, sind das Produkt einer unendlichen Anzahl von Spuren, die wir plötzlich weder in unser Seelensein herein-, noch aus demselben hinausschaffen können. Und eben so in Hinsicht der Ausdehnungsverhältnisse, welche die auf andere Menschen sich beziehenden Angelegtheiten unter sich behaupten. Die Ausbildung dieser mit gleicher Vielheit der Spuren könnten wir nur bei dem unendlich über alle Raum- und Zeitverhältnisse erhabenen Wesen denken, wenn es sonst zulässig wäre, bei diesem überhaupt von „Ausbildung" zu reden. Für ein endliches, in Raum und Zeit beschränktes Wesen aber ist

---

führt. Von sich selber kann sich der Mensch nicht trennen; von auf ihn selber sich beziehenden Vorstellungen, Schätzungen, Strebungen sammeln sich, mehr oder weniger, das ganze Leben hindurch Spuren an; schneidet er also die Ansammlung der auf andere Menschen sich beziehenden ab, so wird sich, wenn nichts Anderes dazwischentritt, nothwendig ein Uebergewicht von jenen bilden müssen. Seclusion of all kinds (bemerkt ein englischer Schriftsteller) is probably far less favorable to virtue than it is commonly believed. When Whitefield questioned Conrade Matthew, who had been a hermit for forty years amidst the forests of America, as to his inward trials and temptations, the old man quaintly, but expressively replied: „Be assured, that a single tree which stands alone is more exposed to storms than one that grows among the rest".

dies unmöglich; vielmehr werden sich ja bei diesem, in Angemessenheit zu dem Platze, welchen es in der Welt einnimmt, die in Betracht stehenden Anlagen gleichsam perspektivisch abgestuft ausbilden müssen, und ohne daß wir auch in diesem Verhältnisse die Ungleichheit sogleich, oder selbst nur überhaupt, durch unser bloßes Wollen wegzuschaffen im Stande wären.

Man könnte, dem Standpunkte der gewöhnlichen Moral angemessen, meinen, dies sei auch gar nicht nöthig, sondern es komme nur darauf an, daß man so handele, wie es nach der allgemein-gültigen Werthschätzung die Gerechtigkeit erfodere. Dies nun wäre allerdings etwas. Aber einmal möchte doch auch dies nur in beschränktem Maße auszuführen sein: denn wie sollten wir es wohl anstellen, wir wollen nicht einmal sagen, allen Menschen, sondern selbst nur allen Denjenigen, mit welchen wir irgend in Verbindung getreten sind, in unseren Handlungen eine gleichmäßige Berücksichtigung zuzuwenden? Und außerdem, wie wir uns vielfach überzeugt haben, geht ja die moralische Würdigung keineswegs bloß auf das Handeln, sondern recht eigentlich auf die Beschaffenheit der Gesinnung: des inneren Seins oder (wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen) der Substanz der Seele.

Prägen wir in dieser Beziehung die moralische Beurtheilung noch bestimmter aus: so geht die nächste Foderung freilich darauf, daß wir Dem gemäß handeln, wie sich die Ausdehnungsverhältnisse in uns gebildet vorfinden, oder (wie wir es auch bezeichnen können) daß diesen eine freie, ungestörte Fortwirkung gegeben werde, ohne daß irgendwie ein Moralisch-Abweichendes hindernd oder beschränkend dazwischenträte. Aber dies ist nur die äußerlichste Foderung:

bezieht sich noch gar nicht auf die moralische Beschaffenheit des Momentes, mit welchem wir es jetzt zu thun haben, sondern auf die moralische Beschaffenheit der daneben begründeten Angelegtheiten. Hieran also ist es nicht genug. Es kann auch unrecht und unsittlich sein, daß sich unter gewissen Verhältnissen (z. B. im Verhältniß zu Geschwistern, Aeltern ꝛc., oder wenn wir sonst längere Zeit mit Jemand zusammengewesen sind, welcher durch Liebenswürdigkeit, durch hochachtungswerthe Eigenschaften ꝛc. ausgezeichnet ist) keine größere und günstig gestimmte Ausdehnung der Personenvorstellungen begründet hat, so wie auf der anderen Seite unter entgegengesetzten Umständen (bei entschiedener Immoralität derselben ꝛc.), daß sich eine solche begründet hat. Endlich, auch abgesehn hievon, sind die Ausdehnungsverhältnisse von Seiten ihrer praktischen Bestandtheile in jedem Falle Gegenstand der moralischen Beurtheilung, wie sie vorliegen; sind, falls sie von der Norm Abweichendes enthalten, als moralisch verächtlich und verabscheuungswerth zu beurtheilen, oder im entgegengesetzten Falle zu billigen und zu bewundern, auch wenn wir ihre Bildung nicht auf ein vorangegangenes Fehlerhaftes oder Lobenswerthes zurückzuführen vermögen*). Und so zeigen sich denn schon von dieser Seite her nicht unbedeutende Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten.

Hiezu aber kommen noch andere. Der Selbstbeschränktheit gegenüber hat man nicht selten als Ideal eine völlige Hingebung an Andere, ein gänzliches Leben in ihnen aufgestellt. Aus pädagogischem Gesichtspunkte nun ist die Anpreisung dieses Ideals gewiß sehr empfehlenswerth,

---

*) Man vergleiche hierüber Band I., S. 526 ff.

da die meisten Menschen nur zu sehr durch ihre Neigungen nach jener Seite hinübergezogen werden, und also das stärkste Gegengewicht das beste sein wird. Selbst aus diesem Gesichtspunkte aber muß es Bedenken erregen, daß eine solche völlige Hingebung alle Selbstständigkeit aufhebt, und, wie in mannigfachen anderen Beziehungen, so auch in moralischer, mit nicht unbedeutenden Gefahren verbunden ist. Wie Viele verleihen Summen, welche sie nicht entbehren können und entbehren sollten, gehn viel mit Menschen um, die sie weder zu achten noch zu lieben im Stande sind, empfehlen Diejenigen mit den rühmendsten Ausdrücken, welche sie nicht kennen, ertheilen Denjenigen Aemter, von welchen sie eine ungünstige Meinung haben, leben in einer Weise, die sie selber nicht billigen können, und alles dies nur deshalb, weil sie nicht den Muth und die Charakterstärke haben, den dringenden Bitten, der Unverschämtheit und den Beispielen Anderer zu widerstehn! Niemand ist unzuverlässiger, bei Niemand selbst die innerste Charakterentwickelung unsicherer, als die Menschen, welche stets sind, was ihre Gesellschaft ist: die Ansichten, den Geschmack, die Schwächen dieser in sich nachbilden, und beständig thun, was Andere haben wollen. Im Allgemeinen werden ja gerade die am wenigsten lobenswerthen Eigenschaften den stärksten Einfluß auf Diejenigen ausüben, welche sich diesem Einflusse rücksichtslos hingeben*). Daher denn auch die Stoiker, um ihre Moralität und ihre Glückseligkeit sicher zu stellen, hiegegen besonders auf ihrer Hut sein, und in dieser Beziehung lieber eine gewisse selbst-

*) J'ai souvent remarqué, que c'est par ses défauts que l'on gouverne ceux dont on est aimé: ils veulent les ménager, ils craignent de les irriter, ils finissent par s'y soumettre; tandis que les qualités dont le principal avan-

beschränkte Isolirung in ihr Ideal des Weisen aufnehmen zu müssen geglaubt haben.

Außerdem aber, gesetzt auch, die Hingebung hätte nicht diese Folgen: was sind im Allgemeinen Andere (Einzelne) der allgemein-gültigen Werthschätzung nach besser, als wir selber?*) — Die Hingebung an ihre Interessen ist nur im Gegensatze gegen die Selbstbeschränktheit lobenswerth. Sonst aber, wenn z. B. eine Mutter geizig oder habsüchtig ist im Interesse ihres Sohnes (vielleicht ganz uneigennützig, indem sie selbst dem Leben abgestorben ist und übergenug hat), wenn sie ununterbrochen mit peinlicher Unruhe sorgt, daß er nicht übervortheilt werde, und dagegen selber so viele, auch ungerechte Vortheile als möglich gewinne; oder wenn eine Tochter mit einer leidenschaftlichen Gespanntheit und Reizbarkeit, die sie ebenfalls zu Ungerechtigkeiten führt, in dem Ruhme ihres Vaters lebt: weshalb sollten diese wohl um Vieles besser sein, als die für sich selber Geizigen, Habsüchtigen, Ruhmsüchtigen? — Die Hingebung an Andere also ist keineswegs in allen Fällen und schon an sich moralisch lobenswerth; vielmehr sind bei ihr dieselben moralischen Abweichungen, wie in Hinsicht unserer eigenen Interessen, möglich; und jeder Grad des Egoismus kann sich nicht nur für uns selber, sondern auch in die Seelen anderer Menschen hinein, und indem wir diese mit uns verschmelzen, ausbilden.

---

tage est de rendre la vie facile, sont souvent oubliées, et ne donnent point de pouvoir sur les autres (Frau von Staël).

*) Man vergl. hiezu und zum Folgenden Band I., S. 282 ff.

Man verstehe dies nicht so, als wollten wir uns hiemit überhaupt gegen die Hingebung an Andere oder dagegen erklären, daß die auf diese sich beziehenden Angelegtheiten mit großer Ausdehnung oder Vielheit der Spuren begründet werden. Wir erkennen es vielmehr entschieden an, daß dieselbe die Grundlage bildet für die liebens- und achtungswürdigsten Eigenschaften, und haben es schon früher*) für eine unnatürliche Ueberspannung erklärt, wenn man es zur moralischen Vollkommenheit nothwendig hält, sich von allen Neigungen dieser Art und den diese begründenden Verhältnissen loszumachen. Zum Standpunkte des unendlichen Wesens vermögen wir uns ja doch (wir mögen es anstellen, wie wir wollen) nicht mit lebendiger Frische der Empfindung und des Strebens zu erheben; und in der Einbildung, dies zu vermögen, lassen nur zu Viele alles Dasjenige fallen, was in dieser Richtung für den Menschen erreichbar, und, wenn es in der rechten Weise ausgebildet wird, entschieden sittlich zu billigen ist. Wir verlangen also nur, daß es in der rechten Weise ausgebildet werde. Nicht bloß in Bezug auf uns selber, sondern auch in jedem anderen Punkte unsers sittlichen Horizontes können beschränktere Interessen zu übermäßiger Ausdehnung gebildet werden; ja selbst die dem Höchsten zunächst-liegenden, wie die Vaterlandsliebe, sind dieser Gefahr nicht entzogen, sondern sie werden zu moralisch-abweichenden, wenn sie eine Stärke gewinnen, die uns zu ungerechten Beurtheilungen oder zu Verletzungen Dessen, was darüber hinausliegt, veranlaßt**). Welche Höhe

*) Vergl. Band I., S. 320 ff.

**) Aus diesem Gesichtspunkte ist auch Lessing zu fassen, wenn er

Höhe wir also auch in dieser Beziehung erreicht haben mögen: wir dürfen nicht wähnen, hiemit schon das Höchste erreicht zu haben, sondern müssen uns fortwährend auf ein noch Höheres spannen.

Dies führt uns zurück zur Lösung des allgemeineren Problems, mit welchem wir zu thun haben.

Da die moralische Würdigung wesentlich auf die Gesinnung geht, so ist es keineswegs genug, daß wir uns jeder Verletzung und Ungerechtigkeit gegen Andere enthalten, sondern wir müssen außerdem unablässig bestrebt sein, auch unser Inneres, unsere Werthschätzungs- und Strebungsangelegtheiten in immer größerer Ausdehnung wohlwollend in der Richtung auf Andere zu begründen. Daß wir mit diesen nicht die ganze Welt umfassen können, ist Beschränktheit, ja gewissermaßen sittliche, jedenfalls praktische Beschränktheit; aber nicht sittliche Abweichung oder mit der Sittlichkeit im Widerstreite. Da der Mensch ein in Zeit und Raum beschränktes Wesen ist, so vermag er die Welt, praktisch eben so wohl wie theoretisch, nur in dieser Beschränktheit aufzufassen. Aber dies hat nichts zu thun mit dem Gegensatze zwischen dem Sittlichen und Unsittlichen; es ist (wie wir es früher bezeichnet haben) ein Nebenverhältniß des Sittlichen: parallel mit demjenigen, nach welchem

er an Gleim schreibt: „Vielleicht ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das letzte ist, wonach ich geizen würde: des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte"; und in einem späteren Briefe: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehn muß) keinen Begriff; und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre".

das Interesse an unseren Verwandten und Freunden größer ist, als das Interesse an einem uns fremden Menschen in Amerika, und das Interesse an unserem Eigenthum größer, als das Interesse an fremden Sachen*). Wie wir für unsere moralische Beurtheilung die durch diese Nebenverhältnisse bedingten Abstufungen nicht nur dulden, sondern als wohlberechtigt in die Werthschätzung aufnehmen, und diese Aufnahme auch von Andern fodern: so auch mit jener Beschränktheit. Indem sie in dieser Weise allgemein-menschlich-gleich objektiv gegeben ist: so müssen auch Alle sie praktisch anerkennen, und mit ihr, was sich als nothwendige Folge daraus ergiebt; und inwieweit sie dies nicht anerkennen, muß sich bei ihnen eine sittliche Abweichung finden. Eine Ausdehnung unserer Interessen über das Maß unserer Kräfte hinaus würde uns nur praktisch zerstreuen, und der Sittlichkeit dadurch Abbruch thun, daß nun gar kein Interesse zu seinem vollen Gewichte in uns ausgebildet werden könnte.

Hiezu kommt, daß, wenn Dies aus dem eingenommenen Gesichtspunkte als Unvollkommenheit erscheint, eben Dasselbe, aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet, nicht nur seine volle Rechtfertigung erhält, sondern sich selbst als höchst schätzenswerth, ja unentbehrlich zeigt.

Wir haben uns früher überzeugt, daß für die Bestimmung unseres Handelns die besondere Stellung, welche wir in der Welt einnehmen, wesentlich modificirend eintreten

---

*) M. vgl. hierüber Band I., S. 308 ff. und meine „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des philosophischen Kriminalrechtes", Band I., S. 53 ff.

muß*). Was Niemand außer uns erfahren, beurtheilen, ausführen kann, oder wenigstens Niemand so gut: Das sind wir uns eben deshalb vorzugsweise als Aufgabe zu stellen verpflichtet, gesetzt auch, daß es nach der allgemeingültigen Werthschätzung tiefer, als Anderes, stände. Mag es immerhin tausend andere Interessen geben, welche, absolut gefaßt, von höherem Werthe sind, als die an eine bestimmte Familie geknüpfte: der Familienvater muß sich vor Allem der Sorge für diese letzteren unterziehn; und es würde eine sittliche Abweichung voraussetzen, wenn er über jene umfassenderen, wo sie nicht etwa besonders dringend gegeben sind, diese beschränkteren vernachlässigen wollte. Und zwar ist es dieselbe Norm, welche jene absolute Werthschätzung, und welche diese relative bedingt. An unsere Stellung in Raum und Zeit schließen sich eigenthümliche Interessen an, welche, zu jenen allgemeineren hinzukommend, eben hiedurch andere Abstufungsverhältnisse herbeiführen, obgleich der Maßstab, nach welchem wir diese messen, derselbe allgemein-menschliche ist.

Aber die klar-bestimmte Konstruktion dieser Verhältnisse hat eine nicht geringe Schwierigkeit, und kann erst bei weiter vorgeschrittener Reflexion mit genügender Sicherheit und Vollständigkeit ausgeführt werden. Da nun tritt jenes andere Verhältniß der verschiedenen Ausdehnung der Interessen, oder der perspektivischen Abstufung derselben von dem Punkte aus, den wir in der Welt einnehmen, ergänzend hinzu, und bestimmt uns unsere Handlungsweise in mehr instinktartiger Form. Insofern nun ist es als ein höchst wesentliches Element unserer moralischen Konstitution zu

*) Vergl. oben S. 189 ff.; auch Band I. S. 436 ff.

betrachten. Was uns diese Ausdehnungsverhältnisse unmittelbar ankündigen, erhält, wenn sich dieselben fehlerfrei ausgebildet haben, durch die umfassendere und tiefer eindringende praktische Erwägung seine volle Rechtfertigung; und weit entfernt also, daß wir uns bemühen sollten, diese Ausdehnungsverschiedenheiten abzustreifen (was auch überdies, wie wir uns schon überzeugt haben, entschieden unausführbar sein würde), sind wir innerhalb der bezeichneten Gränzen berechtigt, ja verpflichtet, uns durch sie leiten zu lassen.

Was demnach für die sittliche Vollkommenheit erfodert wird, ist nur die Ausdehnung der Interessen nach dem Maße unserer Kräfte. Die Interessen für andere Menschen sollen in uns so vielfach, so lebendig und so tief begründet werden, wie es unsere Fassungskraft verstattet.

Man hat diese Ausbildung zuweilen, auch abgesehn von aller Rücksicht auf Wiedervergeltung (welche in diesem Verhältnisse nur grober Eigennutz sein würde), aus dem Gesichtspunkte einer weiterblickenden Klugheit empfohlen: indem Derjenige, welcher die Interessen Anderer einmal in größerer Ausdehnung in sich aufgenommen, und gleichsam zur Substanz seiner Seele gemacht habe, durch Das, was er für sie thue, nicht nur die gleichen, sondern (schon wegen der größeren Vielfachheit des Strebens und der sich hieran knüpfenden Befriedigung) ohne allen Vergleich reichere Genüsse gewinne, als durch Alles, was er für sich selber thun und erhalten könne. Hiemit hat man auch vollkommen Recht; aber als in noch weit höherem Maße empfehlenswerth, ja geradezu als nothwendig ergiebt sich diese Ausdehnung des Interesses aus dem Standpunkte der Moralität, wo

diese mit tiefer eingehender Reflexion verbunden ist. Nur wenn so die Gegensätze zwischen unseren eigenen Interessen und denen Anderer aufgehoben sind, und so weit dies geschehn ist, werden auch die sonst so überaus schwer zu beseitigenden Nebenbuhlereien und Kollisionen zwischen uns und Anderen wirksam vermieden, und hiemit die großen moralischen Gefahren, welche mit diesen mehr oder weniger verbunden sind. Indem wir in uns leben, unseren Neigungen den freiesten Lauf lassen, leben wir doch zugleich fortwährend in Anderen und für Andere, und kommen so der vom Evangelium gestellten erhabenen Norm, alle Menschen zu lieben, wie uns selbst, vollkommener nach, als dies im Gehorsam gegen irgend ein moralisches Gesetz geschehn könnte.

Außerdem aber bietet sich hiefür noch ein Anderes dar, welches im Allgemeinen eine noch wirksamere Sicherung gegen die bezeichneten Gefahren gewährt: die Richtung auf solche Interessen nämlich, in Bezug auf welche überhaupt keine Gegensätze der bezeichneten Art entstehn können: die Jeder im höchsten Grade besitzen kann, ohne daß hiedurch irgendwie den Anderen Abbruch geschähe; bei denen vielmehr jeder Gewinn des Einen zugleich mit einer gewissen Nothwendigkeit, und ins Unendliche hin, Gewinn bringt für alle Anderen. Von dieser Art sind die Interessen der Wahrheit, des Rechtes, der Sittlichkeit, der Religion. Vergnügen, Reichthum, Ehre sind, mehr oder weniger, Güter von ausschließlichem Besitze: was uns zuwächs't, wird meistentheils in dieser oder jener Art Anderen entzogen, und umgekehrt. Aber was wir von Erkenntnissen, von Weisheit, von Standhaftigkeit, von Wohlwollen, von religiöser Ergebung erwer-

ben: Das kommt Anderen eben so wohl, wie uns selber, und jedem derselben im Allgemeinen in gleichem Maße, wie den Uebrigen, zu Gute. Wer also seine Thätigkeit auf diese Interessen richtet: sie darauf richtet, nicht um instinktartigen Trieben zu genügen, die ihn, in Folge früher begründeter Gewohnheiten, in dieser Art thätig zu sein antreiben, wie er sich zu irgend einer anderen, gleichgültigen Thätigkeit getrieben fühlen könnte, sondern zugleich mit dem Hinblick auf die Förderungen, welche daraus anderen Menschen, und der Menschheit überhaupt zu erwachsen bestimmt sind: für Den sind auch die Gegensätze überwunden, welche ihm auf irgend einem anderen Punkte der moralischen Stufenleiter, bis zum höchsten hinauf, entstehn könnten. Unablässig im Dienste der Menschheit, und, so weit dies die menschliche Beschränktheit und Schwäche vermag, im Dienste Gottes thätig, braucht er nicht zu fürchten, durch irgend ein Interesse verblendet und befangen zu werden, welches ihn dadurch, daß es über viele andere erhaben ist, zu der Einbildung verleitete, daß es das höchste von allen sei.

Vergleichen wir dies nun mit der früher bezeichneten Vollkommenheit der Interessenbildung, so leuchtet es ein, daß wir im Allgemeinen keine von beiden entbehren können. Aber allerdings zeigt sich für ihr Zusammensein eine große Weite, innerhalb deren vieles, der Erscheinung und den Bildungsverhältnissen nach sehr Verschiedenes, dennoch auf gleicher Stufe der Werthgebung liegt, und wo also die eigentliche moralische Beurtheilung der ästhetischen Beurtheilung des Moralischen Raum geben muß*). Und hier haben wir dann, wie in allen ähnlichen Fällen, vor Allem

*) Vgl. Band I., S. 328 f. und 412 ff.

zur Vorsicht zu ermahnen in der Beurtheilung Anderer. Nur zu oft wird Einer gegen den Anderen unbillig, weil er sich nicht in die eigenthümliche Bildungsform finden kann, in welcher sich bei Diesem die praktische Weltanschauung ausgebildet hat; und namentlich macht sich in dieser Hinsicht die schon mehrfach erwähnte Verschiedenheit der Höhe und der Weite der praktischen Ausbildung*) geltend. So finden wir z. B. bei weniger in höheren geistigen Interessen Lebenden im Allgemeinen häufiger eine ausgedehnte Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit, Anderen in jeder Beziehung förderlich zu sein. Indem ihre Seelen nicht durch höhere intellektuelle oder sonst umfassendere Interessen eingenommen, und auf bestimmten Punkten festgehalten sind: so können sie freier im breiten Strome des Lebens treiben; und ist also nichts hinderndes und verkümmerndes dazwischen getreten: so finden wir Angelegtheiten für zahlreiche einzelne Interessen, die in frischer Erregtheit ausgebildet werden. Gewiß nun sind Individualitäten dieser Art nicht nur liebens-, sondern auch großentheils achtungswürdig. Hiedurch aber dürfen wir uns, und dürfen sie selber sich doch nicht abhalten lassen, gleiche Hochachtung Denjenigen zu zollen, welche, gegen Individuen kälter und zurückhaltender, dafür mit Wärme und Ausdauer umfassendere Interessen von wohlthätiger oder allgemein-förderlicher Art verfolgen. Die Verfolgung derselben erfodert im Allgemeinen weit größere Anstrengungen und Opfer, als welche sich Jene in ihrer einzeln förderlichen Thätigkeit aufzuerlegen Veranlassung finden; und dessenungeachtet wird ihnen meistentheils eine geringere Aufmunterung zu Theil, da sich nur Wenige berufen fühlen,

*) Man vergleiche hierüber besonders Band I., S. 410 ff.

die allgemeine Schuld der Dankbarkeit, mit welcher ihnen die gesammte Menschheit verpflichtet ist, auf ihre besondere Rechnung zu nehmen. Ja, indem sie, um der Wahrheit, der Sittlichkeit, dem Recht ic. freien Raum zu verschaffen, mannigfach genöthigt sind, die Richtigkeit und Verkehrtheit weit verbreiteter Ansichten und Bestrebungen aufzudecken, und mit denselben in offenen Kampf zu treten: so werden sie wohl gar geschmäht, verächtlich zurückgestoßen und verfolgt; und ihnen nicht selten theils hiedurch, theils durch die angespannte Koncentration, welche ihre eigenthümliche höhere Geistesthätigkeit erfodert, eine gewisse Kälte und Zurückhaltung aufgezwungen. Aber der Tiefer-Blickende wird auch durch die weniger ansprechende Schale hindurch den edlen Kern entdecken, und der wahrhaft moralisch Gebildete diesen wenigstens da, wo er ihm nachgewiesen wird, freudig als solchen anerkennen.

Sechstes Grundmoment.

Vergleichungen mit anderen Menschen.

Schon vielfach haben wir im Vorigen auf die Einmischung der Vergleichungen mit anderen Menschen hingewiesen. Bei einer großen Anzahl von Neigungen zeigen sich diese, wenn auch nicht als das eigentlich Begründende, doch als ein sehr bedeutendes sekundäres Element, ja durch welches nicht selten, im weiteren Verlaufe der Entwickelung, jenes erstere mehr oder weniger überdeckt wird. So bei der Eitelkeit, der Ehr- und Ruhmsucht, dem Stolze, dem Hochmuthe, und Dem gegenüber bei der Neigung zum Neide und zur Mißgunst, so wie bei der falschen Demuth, bei welcher sich jedoch fast immer eine gewisse Beimischung von Stolz und Eitelkeit findet. Noch entschiedener bilden sie die Grundlage in der Eifersucht, der Verkleinerungs- und Tadelsucht, der Neigung zu Schadenfreude, der Grausamkeit, der eigentlichen Bosheit. Auch machen sie bei vielen Mittelneigungen den hauptsächlichsten Gegenstand der Grundneigungen aus, namentlich bei der Streitsucht, der Herrschsucht und der der

letzteren gegenüberstehenden: der verkehrten Neigung zur Freiheit und Unabhängigkeit.

Allen diesen Neigungen nun ist es, aus ihrem tiefsten Grundverhältnisse heraus, gemeinsam, daß sie die richtige Schätzung und deren Fortwirkung umkehren. Die Vorstellungen und Empfindungen von anderen Menschen werden nur als Durchgangspunkte oder als Gefühlgrundlagen gebildet für die Empfindung der eigenen Zustände und Eigenschaften. Wir können dies durch alle früher betrachteten Grundmomente, inwieweit sie eine Schätzung enthalten, hindurch verfolgen. So wird Derjenige, welcher ohne eine solche Vergleichungsneigung die Eigenschaften anderer Menschen auffaßt, von denselben angezogen werden nach Maßgabe ihrer Steigerungshöhe*). Aber der Stolze, der Eitle werden dadurch vielmehr in eben dem Maße abgestoßen. Ausgezeichnete Vorzüge regen ihren Neid auf, und können selbst Haß begründen; während sie sich zu Denen hingezogen fühlen, welche in Demjenigen, worin sie sich größerer Vollkommenheit bewußt sind, Unvollkommenheiten und Blößen darbieten. Daher auch die für den ersten Anblick höchst auffallende Erscheinung, daß sich auf ihren Adel oder Rang Stolze nicht selten am wohlsten fühlen im Umgange mit gemeinen Leuten, ja mit diesen kordial werden; Gelehrte den Umgang mit Unwissenden vorziehn, denen sie in allen Stücken als Orakel gelten rc. Daher auch, dem größten Theile nach, das Vergnügen an der sogenannten chronique scandaleuse. Indem die Menschen von fremden Fehlern, Lächerlichkeiten, Lastern rc. erzählen und erzählen hören, empfinden sie nicht bei den Vorstellungen

*) Vgl. oben S. 253.

von diesen selbst Vergnügen (was auch in der That unmöglich wäre), sondern bei dem dieselben fortwährend verdeckt begleitenden Bewußtsein ihrer eigenen Vollkommenheiten oder wenigstens — geringeren Unvollkommenheiten in den angeregten Beziehungen. Selbst Verläumdung Anderer kann in dieser Art Genuß gewähren, ungeachtet des — wenigstens halben — Bewußtseins, daß sie bloße Erdichtungen vorbringt. — Auf dieselbe Weise verhält es sich mit der Steigerungshöhe der Zustände. Der natürlich unverdorbene Mensch freut sich des Glückes Anderer, und der Wohlwollende wird durch Unglück nur angezogen, indem er sich getrieben fühlt, dasselbe durch wirksame Hülfe, oder wenigstens durch Theilnahme zu erleichtern. Aber im Allgemeinen gewinnt Elend, welches man nicht theilt, eine größere Anzahl von Zuschauern, als Freude, welche man nicht theilt (ein Leichenbegängniß, eine Feuersbrunst, eine Hinrichtung rc. eine größere Anzahl als ein Freudenfest, bei dem man bloßer Zuschauer bleiben muß); und mit dem früher bezeichneten Vergnügen verbindet sich in der chronique scandaleuse das aus der Vorstellung von fremden Verlegenheiten und Kümmernissen entspringende.

Nicht nur dies aber, sondern auch für die Schätzung Desjenigen, was eine persönliche Beziehung hat, tritt diese Umkehrung ein. Wir haben schon gesehn*), wie der Stolz dazu führen kann, seinen Wohlthäter zu hassen, auch wenn derselbe keineswegs durch ein ungehöriges Betragen bei der Erweisung der Wohlthaten, oder durch herabwürdigende Foderungen von Dankbarkeit hiezu Veranlassung gegeben hat; und wie vielleicht in den meisten Fällen wenig-

---

*) Vgl. S. 230 f.

stens eine gewisse Beschränkung der Dankbarkeit durch dieses Verhältniß herbeigeführt wird. Die Absicht an Jemand zu bilden: ihn zu unterrichten, zu bessern, wo diese Beihülfe nicht gefodert worden ist, verstimmt und entfernt meistentheils von Denjenigen, welche dieselbe blicken lassen*). Und eben so endlich in Hinsicht auf Einstimmigkeit und Ergänzung. Wo dieselben auf Vergleichungsneigungen stoßen, wirken sie, statt Anziehung, vielmehr Neid und Eifersucht.

Im Gegensatze also mit den so eben aufgeführten Neigungen, welche, wo sie rein für sich wirken, die Tendenz haben, Verbindungen aller Art zu stiften bis zur innigsten Verschmelzung und gewissermaßen Einswerden der Vorstellungen von Anderen mit der von uns selbst, sind die Vergleichungsneigungen als das isolirende Princip anzusehn. Der Grund ist, weil sie gar nicht anders entstehn können, als vermöge einer gewissen Selbstbeschränktheit (übergroßen Ausdehnung der Selbstvorstellung und verhältnißmäßig geringen Ausdehnung der Vorstellungen von Anderen)**). Sie setzen also einen Gegensatz gegen Andere schon voraus; und dieser erhält sich in der Ausbildung der Neigung. Dies gilt selbst von denjenigen Fällen, in welchen scheinbar eine Anziehung dadurch gewirkt wird, wie in dem vorher erwähnten Verhältnisse des Hingezogen-werdens zu niedriger Stehenden, und bei Streitsüchtigen, welche vielleicht täglich bis zur Erbitterung mit einander streiten, und

*) Hieher gehört die bekannte Erfahrung, daß nicht selten Jemand zornig wird, wenn Andere Fehler an ihm rügen, wegen deren er sich selber täglich Vorwürfe macht.

**) Man vergleiche hiezu Band I., S. 152 und 270 ff.

doch auf der anderen Seite nicht auseinander können. Auch hier dient der Andere nur als Mittel dafür, daß der Mensch sich selber mit dem Scheine höherer Steigerung empfinde; und wir haben also, ungeachtet des Aneinanderhangens, fortwährend ein isolirtes Gegenüberstehn. Dabei versteht es sich von selber, daß daneben auch eine wahre Zuneigung bestehn kann in Bezug auf Anderes, worin keine Rivalität Statt findet, ja sogar (noch näher liegend) in Folge der Rivalität selbst, und unmittelbar in Bezug auf ihre Gegenstände erzeugt werden: indem Jeder von Beiden zugleich die Förderung, welche ihm von dem Anderen aus durch Ergänzung der eigenen Beschränktheit und durch die Reibung mit demselben zu Theil wird, lebhaft und innig empfinden, und sich hiedurch zu einer Art von Dankbarkeit gestimmt fühlen kann.

Nicht nur aber, daß die Vergleichungsneigungen eine gewisse Isolirtheit voraussetzen: sie wirken auch in demselben Charakter weiter fort. Hochmuth und Anmaßung rufen auch bei Anderen Hochmuth und Anmaßung hervor, wo sich nur irgend in ihrem Inneren etwas Homogenes vorfindet: eben so wie umgekehrt Bescheidenheit zur Bescheidenheit stimmt. Stolz hält Andere ab, sich uns zutraulich zu nähern; und despotisch Beherrschte werden leicht selber Despoten (gegen die ihnen in Amtsverhältnissen Untergeordneten, gegen Gesinde, Kinder rc.).

Hiezu kommt, daß die Vergleichungsneigungen einen falschen Maßstab für Vollkommenheit und Glück unterschieben. Der Eine beruhigt sich über seine Fehler dadurch, daß Andere, mit welchen er sich zu vergleichen gewohnt ist, nicht besser sind, als er, oder stellt sich untergeordnete Zielpunkte für seine Bestrebungen, weil er in dem

Horizonte, welchen er für die Vergleichung überblickt, nichts Höheres, seine Eifersucht Aufregendes findet; während sich der Andere, im Besitze und in der sicheren Erwartung Desjenigen, was ihm vollkommen, ja mehr als vollkommen genügen könnte, dennoch im höchsten Grade unglücklich fühlt, weil er Andere in seiner Nähe erblickt, welche mehr besitzen, und glänzendere Aussichten haben. Die Werthbestimmung ist hier an die bestimmten Vorstellungsverbindungen geknüpft, welche der Vergleichung zum Grunde liegen; daher auch bei einem und demselben Menschen, und in Bezug auf denselben Gegenstand eine falsche Ausbildung nach entgegengesetzten Seiten hin entstehn kann: Stolz und Hochmuth gegen Niedere, verbunden sein mit Kriecherei, und selbst mit ehrlich gemeinter Kriecherei gegen Höhere, d. h. mit einer solchen, der keine Rücksichten auf die Erlangung von äußeren Vortheilen zum Grunde liegen.

Wie also die Vergleichungsneigungen auf der einen Seite Zeichen sind von schon vorhandenen sittlichen Abweichungen, so haben sie auf der anderen Seite neue sittliche Abweichungen zu Folgen. Unser moralisches Urtheil muß demnach über sie ganz anders ausfallen, als über alle bisher betrachteten Neigungen. Während diese sämmtlich an und für sich sittlich unbedenklich sind, und nur durch ihr Uebermaß zu sittlich-abweichenden werden: so müssen wir dagegen die Vergleichungsneigungen schon an sich und in jedem Falle verwerfen. Der Grund hievon ist, daß sie nicht, wie jene, einfache Neigungen und direkt auf natürliche Steigerungen gerichtet, sondern wesentlich zusammengesetzte Neigungen und auf solche Genüsse oder auf die Vermeidung solcher Uebel gerichtet sind, welche nur vermöge eines Uebermaßes der (an sich sittlich-erlaubten)

auf eigene Förderungen oder Vorzüge gerichteten Neigungen, zu Genüssen und Uebeln werden. Wir müssen uns also entschieden gegen dieselben erklären; und wie weit sie auch verbreitet sein mögen*), so können wir sie doch in keinem Verhältnisse als sittlich zu billigende Grundmomente für Gesinnungen oder Handlungen gelten lassen.

Gleichwohl ist diese entschiedene Verwerfung derselben bekanntlich keineswegs allgemein anerkannt, sondern wir finden dieselben sehr vielfach, nicht nur genährt, sondern auch eifrig vertheidigt, ja als das Höchste und Herrlichste gepriesen. Dies verdanken sie größtentheils freilich den außerordentlichen Kraftanstrengungen, zu welchen sie nicht selten antreiben, und den dadurch gewonnenen glänzenden Erfolgen. Selbst abgesehn von diesen aber, und wenn wir die Beurtheilung (wie es für den moralischen Standpunkt nothwendig ist)

---

*) Die größten Charaktere, welche uns die Geschichte darstellt, zeigen sich leider beinah sämmtlich mehr oder weniger durch Neigungen dieser Art entstellt und verkleinert. So ist es bekannt, daß Napoleon, ungeachtet des alle Anderen weit überstrahlenden Ruhmes, welchen ihm sein ausgezeichnetes Genie und sein Glück verschafft hatten, die selbstbeschränkteste Eifersucht gegen alle Diejenigen nährte, von welchen er eine Verdunkelung dieses Ruhmes befürchten zu können glaubte. So hatte z. B. in der Schlacht von Marengo Kellermann durch einen kühnen Kavallerieangriff über das Schicksal des Tages entschieden, und die bisherige Ungunst desselben zum glänzendsten Siege umgewandt. Als dieser junge Officier nach der Schlacht dem ersten Konsul vorgestellt wurde, empfing ihn dieser gleichwohl kalt; nach den trockenen Worten: „Sie haben einen guten Angriff diesen Abend gemacht", wandte er sich sogleich zu Bessières, und fügte hinzu: „die Garde hat sich mit Ruhm bedeckt". Kellermann wurde nicht in dem Maße, wie die übrigen Generale, gefördert, und gelangte auch später niemals zu der Gunst Dessen, dessen Stirn dieser Sieg mit dem kaiserlichen Diademe geschmückt hatte (vgl. **Alison, History of Europe during the French Revolution, Vol. IV., p. 341 s.**).

rein auf die Gründe der Empfindungen und Handlungen wenden, zeigt sich in denselben Manches, was das Urtheil irre leiten könnte, und daher einer genauen Auseinandersezzung bedarf.

Zuerst nämlich scheint es sehr natürlich für Denjenigen, welcher wahre Vorzüge besitzt, daß er dieselben als solche vorstellt, und sich ihrer freut; und eben so scheinen auf der anderen Seite der Neid und die Eifersucht, welche Jemand empfindet, indem er bei Anderen höhere Vollkommenheiten antrifft, nur ein Zeichen davon zu sein, daß sich bei ihm für diese letzteren die wahre Werthschätzung in angemessener Höhe ausgebildet habe. Sollen wir in dem ersteren Verhältnisse (sagt man) das freudige Selbstbewußtsein unterdrücken oder verfälschen? Und sollen wir in dem letzteren gegen den Mangel des Höheren in uns gleichgültig sein? — Keinesweges (antworten wir). Vielmehr haben wir ja die Gefühle der freudigen Erhebung in jenem, der schmerzhaften Demuth in diesem Falle schon früher für durchaus sittlich zu billigen erklärt*). Aber das Verhältniß der Vergleichung mit Anderen, und das dauernde Wohlgefallen daran, wie innig sie sich auch meistentheils mit jenem Gefühle der Erhebung verbunden finden mögen, ist, seinem Charakter wie seinem Ursprunge nach, etwas durchaus davon Verschiedenes. Das Entscheidende ist die bezeichnete Umkehrung der Werthschätzung. Wo das Bewußtsein der eigenen Vorzüge rein und in den rechten Schranken ausgebildet gegeben ist: da werden daneben auch die fremden Unvollkommenheiten selbstständig, und also mit Gefühlen der Herabstimmung (des

*) Vergl. oben S. 129 ff.

(des Bedauerns und des sich daran anknüpfenden Strebens, ihnen zur Erwerbung der entsprechenden Vollkommenheiten hülfreich zu sein) vorgestellt werden; und wir werden bereit sein, wo sich diese Vollkommenheiten bei Anderen in dem gleichen Maße oder in noch höherem, als bei uns, finden, dieselben als solche anzuerkennen, und uns darüber zu freuen. Bei dem frohen Bewußtsein eigener Verdienste werden wir doch über die Verkleinerung fremder nicht Vergnügen, sondern Unwillen empfinden; und wo wir uns solcher Verdienste bewußt sind, darüber vielleicht wohl gerechten Schmerz fühlen, aber ohne Mißgunst, und indem wir uns, auf Veranlassung des uns hiedurch dargebotenen Spornes, angezogen und gewissermaßen verpflichtet fühlen.

In dieser Hinsicht macht es namentlich einen großen Unterschied, ob die hohe Werthschätzung der in Betracht kommenden Eigenschaften und Glücksgüter selbstständig für sich oder nur in Verbindung mit der Vorstellung von uns selber begründet ist. In dem ersteren Falle ist, wo dieselben wirklich einen hohen Werth haben, etwas moralisch Lobenswerthes vorhanden; und selbst wenn die Schätzung eine zu große Höhe, das Streben danach eine zu große Stärke erhalten hätten (mit einer zu großen Anzahl von Spuren begründet wären), so hätten wir doch eine moralische Abweichung, welche die Werthgebung überhaupt, nicht das Verhältniß zu anderen Menschen träfe. Wer bloß in dieser Art fehlte, würde die zu hohe Schätzung in eben dem Maße auf Andere übertragen, wo ihm dieselben Vorzüge entgegenkämen, ja vielleicht das Uebergewicht eines Nebuhlers darin mit edelmüthiger Bereitwilligkeit anerkennen. Ganz anders dagegen, wo die zu hohe Werthschätzung le-

diglich in Verbindung mit der Selbstvorstellung gegeben ist. Hier haben wir wesentlich jene Isolirung, jenen Gegensatz gegen Andere; und wo nicht edlere Motive hemmend dazwischentreten, werden sich daran alle jene Gemüthsbewegungen und Bestrebungen anschließen, welche, wie sehr sie auch mit Demjenigen, was gemeiniglich für das Höchste gilt, in Verbindung stehen mögen, doch stets in der einen oder in der anderen Art aus einer niedrigen, oder aus einer verwilderten.*) Gesinnung hervorgehn.

Das Zweite, was man zur Vertheidigung dieser Neigungen angeführt hat, ist, daß Neid, Schadenfreude, Eifersucht ꝛc. doch so leicht entständen, auch ohne daß wir Selbstbeschränktheit anzunehmen hätten, zwischen Kindern z. B., die sich auf das Innigste liebten, und vielleicht einen Augenblick nachher jedes Opfer für einander zu bringen bereit seien. — Dies ist allerdings richtig; aber es beweis't weiter nichts, als daß bei noch ungeregelten Erweckungsverhältnissen für die bewußte Vorstellungsentwickelung vorübergehend Selbstbeschränktheit entstehn kann, auch wenn dieselbe nicht im inneren Seelensein mit Entschiedenheit vorgebildet ist. Dieses Letztere giebt sich dann durch die später hervortretende entgegengesetzte Gemüthstimmung kund; aber damit jene Selbstbeschränktheit überhaupt, wenn auch nur für einen Augenblick, entstehn konnte, mußte doch wenigstens ein Ansatz dazu vorhanden sein, und dieser wird sich

---

*) Wie in dieser letzteren Form ursprünglich lobenswerthe Motive zu einer völligen moralischen Zerrüttung und zum Verbrechen führen können, findet man unter Anderem dargestellt in Feuerbach's „Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrecher", Band II., S. 292—356.

nur zu häufig in derselben Richtung fortentwickeln: das anfangs nur im Bewußtsein Vorübergehende allmählich zur bleibenden Eigenschaft fixirt werden.

Ueberhaupt zeigen sich diese Neigungen in allen ihren Formen als sehr gefährlich: nicht nur für das Glück des Menschen, sondern auch für seine weitere moralische Entwickelung. Im Allgemeinen können wir drei Hauptformen unterscheiden: die der Befriedigung und des Beruhens in der mit der Selbstvorstellung verbundenen Steigerungsempfindung, die des leidenschaftlichen Strebens, und die der Herabgestimmtheit in Folge ungünstiger Erfolge. Die erste schlägt leicht in Nicht-Achtung oder Verachtung Anderer über. Der Mensch lebt in einer engbeschränkten Welt, welche ihm lediglich durch die Sonne seines Ruhmes, oder was sonst der Gegenstand seines Stolzes, seiner Einbildung sein mag, erhellt wird; alles Andere liegt für ihn in einem Halbdunkel, und vermag ihm nur vorübergehend ein schwaches Interesse abzugewinnen neben der Vorstellung, die einmal seine ganze Seele erfüllt. In Folge dessen erlaubt er sich Anmaßungen und absprechende Urtheile, welche Anderen als lächerlich erscheinen müssen; gegen Niedriger-Stehende zeigt er sich im Betragen selbstgefällig und sorglos, in seinen Handlungen despotisch; und durch alles Dies wird bei Diesen, mehr oder weniger, ein vielleicht sorgsam verdecktes, aber eben deshalb auch nur um so tiefer wurzelndes Widerstreben aufgerufen. Gegen den Hochmüthigen sind gewissermaßen alle Anderen in einem beständigen geheimen Kriege begriffen, welcher ihm in den meisten Fällen früher oder später Verderben bringt.

Was die Form des Strebens betrifft, so haben wir schon früher*) auseinandergesetzt, wie der Ehrgeiz und die Ruhmsucht die unersättlichsten unter den Leidenschaften sind. Durch das Vergleichungsverhältniß wird dies noch gesteigert: da ja dasselbe neue Gesichtspunkte, und insofern eine Erweiterung des Horizontes mit sich führt. Daher die beständige Unruhe und Spannung auf die Erwerbung oder Anerkennung der Vorzüge: mögen diese nun in Talenten, oder Reichthum, oder Ehrenstellen, oder Einfluß, oder Schönheit, oder Putz, oder worin sonst bestehn. Das auf die Erwerbung gerichtete Streben unterliegt in seiner Ausführung, in Angemessenheit zu den Mitteln, von welchen unter verschiedenen Verhältnissen günstige Erfolge zu erwarten sind, unzähligen Modifikationen. Wo sich die Anerkennung problematisch stellt, bilden sich leicht Ostentazion, Hoffahrt, Ruhmredigkeit, Großsprecherei aus. Dazu kommt die Unwilligkeit, fremde Vorzüge anzuerkennen, welche in irgend einer Art mit den eigenen kollidiren; und durch diese wird der Gegensatz mit anderen Menschen, der schon durch den Wettstreit um die Erwerbung vielfach herbeigeführt wird, zu einem noch schwerer auszufüllenden Bruche erweitert.

Am verderblichsten aber in jeder Hinsicht ist die Form der Herabgestimmtheit durch ungünstige Erfolge. Wo nicht daneben eine sehr große Haltungs- oder Strebungskraft gegeben ist, da führt eine so durchgreifende Herabstimmung entweder eine Lähmung herbei, die mit einem gänzlichen geistigen Untergange droht, oder sie schlägt in Bosheit, Schadenfreude, Verkleinerungs- und Verläumdungs-

*) Vergl. oben S. 153.

sucht, Rachsucht, kurz in alle Formen des Bösen um, welche durch (wirkliche oder ideelle) Herabstimmung Anderer den Schein eigener Steigerung, oder doch geringerer Herabstimmung hervorbringen. — Aber auch die beiden anderen Formen sind Dem ausgesetzt. Wo es sich nicht um tiefer begründete Eigenschaften, sondern um äußere Anerkennung und andere äußere Verhältnisse handelt, kann durch das Zusammentreffen ungünstiger Verhältnisse auch der scheinbar sicherste Besitz verloren gehn; und die angestrengtesten und mit der höchsten menschlichen Einsicht angelegten Bestrebungen können mißlingen. Wer also die Vergleichungsneigungen in diesem Uebermaße in sich ausgebildet, ist damit ganz in die Gewalt des Schicksals gegeben, welches das Schwerste über ihn verhängen kann. Im Hinblick hierauf hat man nicht mit Unrecht die Behauptung aufgestellt, daß ungemessener Ehrgeiz und Ruhmsucht eine natürliche Tendenz zum Menschenhasse haben. Der von ihnen Eingenommene wird nur zu leicht dazu geführt werden, seine Umgebungen als kalt, selbstsüchtig, niedrig gesinnt und ungerecht zu betrachten, wenn sie dem Gegenstande, welcher seine Seele ganz erfüllt, kein so ununterbrochenes angelegentliches Interesse schenken. Unzufrieden also mit dem kleinen Theile, welchen er, wie Andere, von der Berücksichtigung und Achtung seiner Mitmenschen empfängt, kommt er sich wie seiner Rechte beraubt vor, indem er nicht in dem Maße beachtet wird, wie er es zu verdienen glaubt. So wird denn seine Seele immer mehr und mehr gegen die Welt erbittert; und selbst wenn er vielleicht, in Folge einer günstigen Wendung seines Schicksals, den Gegenstand seiner Leidenschaft zuletzt erreicht, so erreicht er doch nicht damit zugleich deren Befriedigung. Denn während sich diese in der Zwischenzeit

zu einer unersättlichen ausgebildet, hat sich seine Fähigkeit zu reinem und zufriedenem Genusse des ihm Dargebotenen immer mehr und mehr abgestumpft; und so fühlt er sich, selbst wenn er sich über alle Anderen erhoben hat, nicht selten eben so elend und ungerecht herabgewürdigt, wie anfangs, als er aus der Tiefe zu ihnen hinaufblicken mußte. Von ungewöhnlicher Furchtsamkeit in Bezug auf die Nicht-Anerkennung erfüllt, leidet er alle Qualen, als wäre dieselbe wirklich nicht erfolgt; leidenschaftlich reizbar bei der geringsten Vernachlässigung, oder was er für Vernachlässigung hält, sucht er sich durch verfolgerische Herabsetzung oder Vernichtung Anderer sicher zu stellen; und indem er so zuletzt Alles in gerechtem Unwillen gegen sich aufregt, führt er das Gefürchtete selber mit einer gewissen Nothwendigkeit herbei*).

Ganz ähnlich mit dem zum Uebermaße ausgebildeten Bestreben, nicht niedriger zu stehn, als Andere, oder der **falschen Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit.**

---

*) Beispiele hievon liegen unzählige vor: von dem ehrgeizigen Eroberer und dem ehrgeizigen Staatsmanne bis zum ehrgeizigen Schriftsteller (vgl. oben S. 153 u. 157). Aber vielleicht bei keinem anderen hat sich diese Gesinnung auf eine verabscheuungswürdigere Weise ausgebildet, als bei **Maximin**. Seine Grausamkeit (erzählt **Gibbon**) hatte ihre Wurzel vorzüglich in Furcht vor Verachtung. Er war ein gemeiner Thracischer Bauer gewesen, und sich wohl bewußt, welchen ungünstigen Kontrast sein gemeiner, barbarischer Ursprung, seine wilde Erscheinung und seine gänzliche Unkunde der Künste und Einrichtungen des bürgerlichen Lebens gegen das liebenswürdige Betragen des unglücklichen Alexander machen müsse. Er erinnerte sich, wie er in seinem früheren niederen Verhältnisse oft hatte warten müssen vor den Thüren der hochmüthigen römischen Edlen; er erinnerte sich der Wenigen, welche seine Ar-

Da in allen menschlichen Verhältnissen Ueberordnung und Unterordnung nicht zu vermeiden sind: so muß sich die Seele der von dieser Leidenschaft Eingenommenen immer mehr und mehr zum Widerwillen und Hasse gegen die Oberen verstimmen. Die Vorzüge dieser, auch die entschiedensten und noch so wohlthätig wirkenden, werden mit neidischem Mißfallen betrachtet: herabgesetzt, zum Schlimmen gewandt; alle ihre Handlungen mit Mißtrauen verfolgt, das Unschuldigste als Beleidigung angesehn, der geringste Fehler mit Uebertreibung und Bitterkeit gerügt. Beständig gespannt, denselben die oft nur eingebildeten Verletzungen zu vergelten, ergreift man eifrig jede Gelegenheit dazu, und wenn auch darüber die Grundpfeiler des allgemeinen Wohles noch so sehr erschüttert werden, ja zusammenstürzen sollten. Dabei schlägt diese Neigung, wo nur einigermaßen eine höhere Schwungkraft gegeben ist, fast durchgehends in die früher betrachtete positive über: der Demagoge wird zum Despoten.

Wie viel man daher auch, in mannigfachen Beziehungen, zu Gunsten der Vergleichungsneigungen, und namentlich der eifersüchtigen Nacheiferung gesagt haben mag, so zeigen sich dieselben doch bei umfassenderer und tieferer Betrachtung als entschieden verwerflich. Man fliehe demnach Verhältnisse, welche natürlicherweise dazu führen; und breche

---

muth unterstützt hatten, und seinen sich erhebenden Hoffnungen förderlich gewesen waren. Aber die ihn verachtet, und die ihn unterstützt hatten, erschienen ihm desselben Verbrechens schuldig: der Kenntniß seiner ursprünglichen Niedrigkeit. Für dieses Verbrechen wurden sie dem Tode überliefert; und durch die Hinrichtung Mehrerer unter seinen Wohlthätern veröffentlichte Maximin in blutigen, unverlöschlichen Zügen die Geschichte seiner Niedrigkeit und Undankbarkeit.

dieselben ab, wo sie schon eingeleitet sind *). Aber wie wird sich dies bewerkstelligen lassen? — Untersuchen wir die Begründungsverhältnisse dieser Neigungen genauer, so zeigt sich: für ihre Entstehung wird ein gewisses Nahestehn für die Vorstellung erfodert. Was außer allem Vergleiche mit uns ist, drückt uns nicht nieder, und macht uns nicht übermüthig. Nicht nur, daß qualitativ verschiedene Stände nicht leicht eifersüchtig gegen einander werden (es müßten denn in Folge besonderer Verhältnisse außerordentliche Berührungs- und Vergleichungspunkte zwischen ihnen entstehn): so sehn wir selbst Diejenigen, welche in einer und derselben Abstufung auf weit von einander abliegenden Punkten stehn, nicht in dieser Art zu einander in Verhältniß treten. Der kleine Kaufmann wird nicht neidisch gegen den großen, der große bläht sich nicht stolz gegen den kleinen; sondern der große sucht unter den großen, der kleine unter den kleinen seinen Nebenbuhler. Daher auch die bekannte Dreistigkeit des Bettlers. Indem es ihm nicht einfällt, sich mit Anderen zu vergleichen, fühlt er sich auch nicht unter Andere gedemüthigt. Er betrachtet ihr Glück ohne Neid, und seine Mißgunst bleibt etwa für andere Bettler aufgespart, welche bessere Almosen erhalten als er. Eben daraus ist es abzuleiten, daß sich die Eifersucht am leichtesten zwischen Denen ausbildet, welche mit einander aufgewachsen, oder zugleich in dieselbe Laufbahn eingetreten sind, oder mit ungefähr gleichem Vermögen ihr Geschäft angefangen haben ꝛc.; und wo sich zwischen Völkern Haß und Feindschaften ausgebildet haben, zeigen sich die erbittertsten und dauerndsten zwi-

*) Vorschriften, welche namentlich für die Erziehung von der höchsten Wichtigkeit sind! — Man vergleiche auch hiezu oben S. 131, 134, 298 u. 303.

schen den unmittelbar einander benachbarten: zwischen Portugiesen und Spaniern, Engländern und Schotten, Engländern und Franzosen, Dänen und Schweden rc.

Aber wie nun, da doch Verhältnisse dieser Art nicht zu vermeiden sind? Wie Jeder räumlich seine Nachbarn haben muß, so auch in Hinsicht der Vermögensverhältnisse, des Ansehns, der Bestrebungen, der Talente rc. — Aber man merke wohl: nicht auf das objektive Nahestehn kommt es an, sondern auf das Nahestehn in der Vorstellung; und insofern also sind diese Verhältnisse allerdings in unsere Gewalt gegeben. Da ist nun unstreitig ein Zwiefaches möglich: wir können für unser Vorstellen uns mit dem Anderen auseinander- oder ihn in uns herein-rücken. Unstreitig wäre es sehr wünschenswerth, wenn wir überall das Zweite eintreten lassen könnten. Hiemit würde wieder dem Gebote genügt werden, alle Menschen zu lieben, wie uns selbst; und im Verhältniß zu seinen Freunden kann und soll sich Jeder diese Aufgabe stellen. Als die sicherste Probe hiefür bietet sich Dasjenige dar, was einmal Addison angiebt: ob wir nämlich im Stande sind, uns zu freuen, daß unsere Freunde glücklicher sind, als wir selbst. Aber die Ansichten und Charaktere der Menschen sind zu verschieden, und die menschlichen Verhältnisse und Bestrebungen zu sehr gespalten, als daß wir dieses In-uns-herein-rücken überall ausführen könnten. Unter diesen Umständen also werden wir, um bei dem Schlimmen das Schlimmere zu vermeiden, zu dem Anderen unsere Zuflucht nehmen müssen: die Vorstellungen, welche uns mit dem Gifte einer Vergleichungsneigung drohen, weiter von uns ab, und zuletzt ganz aus dem Bereiche der Vorstellung von uns selbst zu rücken: uns dieselben streng zu untersagen, und wo uns Kombina-

tionen dieser Art ungewollt entgegengebracht werden, uns sogleich von ihnen abzuwenden, und auf etwas Anderes zu fixiren. Nur wer dies mit Konsequenz durchführt, und es sich durch lange Gewohnheit gleichsam zur zweiten Natur macht, wird sich wirksam gegen die mannigfachen moralischen Gefahren, welche uns von dieser Seite her drohen, sicher zu stellen im Stande sein.

Bemerkungen
über das Zusammenwirken dieser Grundmomente unter sich und mit den eigennützigen Interessen.

Wir haben nun die sämmtlichen elementarischen Grundmomente der auf andere Menschen sich beziehenden Neigungen, und welche eben hiedurch zugleich die elementarischen Grundmomente für die Konstruktion der Tugenden und Pflichten sind, einer sorgsamen Prüfung unterworfen. In ihnen und aus ihnen heraus muß sich Alles, was irgend für die sittliche Beurtheilung Problem werden kann, mit voller Bestimmtheit konstruiren und würdigen lassen.

Aber freilich sind sie im Leben nirgend in der Gesondertheit, wie wir sie betrachtet, sondern auf das Mannigfachste mit einander verbunden und verschmolzen gegeben. Durch die Art und das Maß, in welchen dies der Fall ist, erhalten alle Lebensverhältnisse ihren eigenthümlichen moralischen Charakter. Dabei gilt es auch hier, wie bei allen früheren Verhältnissen, daß selbst für die höchste Moralität nichts Anderes erfodert wird, als was bei der natürlich normalen praktischen Auffassung der

Verhältnisse von selber geschieht; und wir können uns demnach, statt aller Vorschriften, an einer einfachen Darlegung dieser natürlichen Auffassung genügen lassen.

Man betrachte in dieser Hinsicht etwa zuerst das Verhältniß der Ehe. An dasselbe können sich auf die Befriedigung sinnlicher Triebe gerichtete*), können sich eigennützige Motive, welche sich auf gegenseitige Dienstleistungen beziehn, außerdem aber alle die uneigennützigen anschließen, welche sich im Vorigen als Grundmomente wohlwollender Neigungen zu anderen Menschen gezeigt haben. Wir haben zuerst eine mehr oder minder bedeutende Steigerungshöhe der Personenvorstellungen, wie sie sich in der Liebe, zuerst meistentheils in der Form eines gegenseitigen geistigen Genusses (eines Entzückens, welches eben so, wie das der sinnlichen Neigung, bis zum Rausche steigen kann), dann aber immer mehr und mehr objektiv (als Vorstellung von den Eigenschaften des Anderen) auszubilden pflegt. Wir haben zweitens eine sehr ausgedehnte Sympathie oder Nachbildung der Interessen des Anderen: indem ja die Nähe des Zusammenlebens fortwährend Bedürfnisse des Anderen zur Anschauung und Empfindung, und Gelegenheiten entgegenbringt, sich ihm dienstbar, gefällig, in dieser oder jener Hinsicht förderlich zu erweisen. Kein Anderer überdies kann diese Interessen so individuell und genau entsprechend beurtheilen, kein Anderer so unmittelbar zu ihrer Befriedigung mitwirken; und in Folge dessen ist es natürlich, daß sich mannigfache darauf begründete Erwartungen ausbilden, welche zu täuschen unrecht, oder wohl gar Grausamkeit

---

*) M. vergl. die hierüber oben S. 59 ff. gegebenen Erläuterungen.

sein würde. Es werden, drittens, auf der Grundlage, sowohl der empfangenen Förderungen, als der Vorstellung von den Gesinnungen, welche zu denselben getrieben haben, so wie der damit in Verbindung stehenden günstigen Urtheile, die mannigfachsten Motive der Dankbarkeit erzeugt werden. Die gegenseitige Ergänzung ferner ist, wie sinnlich, so auch geistig, gemüthlich, moralisch durch den Gegensatz der Geschlechter in der größten Ausdehnung bedingt; und dieser schließt sich dann die Einstimmigkeit an, welche schon durch die fortwährende Mittheilung und Ausgleichung von Vorstellungen, Ansichten, Gefühlen rc., und überdies durch die gemeinsame Sorge für das Hauswesen, namentlich für die Erziehung der Kinder, gewirkt werden muß. Vermindert sich auch vielleicht, ja in gewissem Maße nothwendig, bei längerem Zusammenleben die Steigerungshöhe der Personenvorstellungen durch das Uebergehn der Steigerungen von den früher mit Bewunderung, mit Entzücken rc. vorgestellten Vollkommenheiten in die stets gegenwärtige Vorstellung oder Gefühlgrundlage: so wird dafür in allen angeführten Beziehungen die Ausdehnung, oder die Vielheit der in Bezug auf den Anderen angesammelten Spuren, ins Unendliche hin vermehrt, und so das gegenseitige In-einander-leben zu immer größerem Umfange ausgebildet. Indem endlich Mann und Frau von Seiten der Uranlagen, der Bildung, der Lebensaufgaben wesentlich von einander verschieden sind und bleiben, findet sich ungeachtet der fortwährenden Nähe des Zusammenlebens wenig Gelegenheit zu entfremdender Vergleichung; wenigstens wird diese, wo sie überhaupt entsteht, nur sekundär und zufällig bedingt sein können (wie z. B. in Hinsicht der Zuneigung der Kinder, der Autorität über die Dienstboten).

Fassen wir demnach Alles zusammen, so haben wir von allen Seiten eine gewissermaßen nothwendige Prädetermination für die engste und reinste Zuneigung*); und die Nicht-Ausbildung oder Störung derselben ist kaum anders als vermöge moralischer Abweichungen zu denken, welche, wenn nicht von beiden Seiten, doch gewiß von Einer, entweder schon vorher vorhanden gewesen, oder später eingetreten sind.

Sehr ähnlich, von Seiten der Grundbestandtheile wie der Zusammensetzung, ist der moralische Charakter der Freundschaft. Diese kann sich, wo ihr das Verhältniß gegenseitiger Ergänzung, und also verschiedener Eigenthüm-

---

*) Sehr schön und treffend ist das Zusammenwirken dieser verschiedenen Momente von Jacobi in „Allwill's Briefsammlung" geschildert worden, indem er Allwill über Amalien schreiben läßt: „Anfangs — sie wurde Braut mit siebzehn Jahren — hat ihr Mann weiter nichts als einen vorzüglichen Grad der Hochachtung ihr abzugewinnen vermocht; und bis auf diese Stunde weiß sie keine eigentliche Rechenschaft zu geben, wie sie hernach allmählich sich so ganz an ihn verloren hat, daß ihr Herz nun alle seine Regungen allein von dem seinen empfängt, ihre gesammten Kräfte sich unverrückt in seinem Willen fühlen; Freiheit, Leben, Glück, Thun und Sein — ihre ganze Seele hingewagt auf ihn. Ich weiß nicht, ob es eine herrlichere Liebe geben kann, als diese . . . Wo findest du, bei den entgegengesetzten Eigenschaften und Bedürfnissen der Menschen, diese innige Theilnehmung, welche alle Kräfte in Einen Willen zusammenschmelzt, und den Menschen verdoppelt? — Hier ist sie! Die kleine Welt, zu deren Schöpfung und Regierung beide vereinigt sind, wird ihnen tausendfaches Organ, sich einander zu fühlen, zu fassen. Das gemeinschaftliche Interesse giebt jedem dazu beitragenden Vermögen einen gefühlten Werth; und so regen sich in dem Wesen des einen alle Kräfte des anderen; und je vielfacher, je verschiedener nun diese Kräfte, desto merkbarer der Gewinn, desto entzückender das Bündniß" rc.

lichkeiten, welche steigernd auf einander wirken, zum Grunde liegt, beinahe ganz im Charakter der Liebe ausbilden [das bei dieser aus der sinnlichen Ergänzung Stammende abgerechnet]*). Im Allgemeinen aber werden die Steigerungshöhe und die Ergänzung geringer, dafür aber mehr Einstimmigkeit und ursprüngliches Zusammenfließen gegeben sein. Namentlich können sich diese, im Vorzuge vor dem vorherbetrachteten Verhältnisse, mehr in Bezug auf umfassendere und höhere Zwecke (Wissenschaft, Kunst, das Wohl der Menschheit rc.) ausbilden. Auch entwickelt sich hier die Steigerungshöhe öfter in Bezug auf Dasjenige, was in derselben Stufenreihe von Vollkommenheiten liegt, und somit in den Formen der Verehrung, der Nacheiferung rc., während sie sich bei der Liebe häufiger auf Vollkommenheiten bezieht, welche der eigenen Grundeigenthümlichkeit fremd sind, und dieselbe ergänzen. Die Dankbarkeit kann hier, sowohl was die Aeußerungen und Handlungen, als was die Gesinnungen betrifft, bis zu jedem Grade steigen, wird jedoch, da das Zusammenleben meistentheils nicht ein so ununterbrochenes ist wie in der Ehe, im Allgemeinen weniger vielfaches Kleineres, als einzelnes Bedeutenderes treffen. Von der anderen Seite kann die Ausdehnung oder die Vielheit der Spuren, welche die auf den Freund sich beziehende Angelegtheit in sich schließt, in manchen Fällen noch größer sein, als zwischen Ehegatten: indem ja die Begründung der Freundschaft schon mit den ersten Lebensjahren, ja Lebenswochen angefangen haben kann. Ungeachtet aller Innigkeit aber, welche hiedurch bedingt ist, wird, vermöge der größeren Uebereinstimmung der Indivi-

---

*) M. vgl. hiezu und zum Folgenden oben S. 267 ff.

dualitäten und des Näherstehns der Lebensaufgaben, leichter eine gewisse Rivalität eintreten können, welche dann mehr oder weniger entfremdend wirken wird.

Sehr verschieden schon von diesen beiden Verhältnissen, obgleich dem ersteren sich unmittelbar anschließend, ist das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern. Als diesem eigenthümlich treten sogleich hervor: die Bedürftigkeit von Seiten der Kinder, und die wesentliche Ungleichheit, welche durch das Höherstehn der Aeltern in jeder Beziehung bedingt wird. Die Kinder sind anfangs völlig hülflos: soll ihr Leben erhalten, soll ihre Entwickelung zu einem gedeihlichen Ergebnisse geführt werden, so müssen ihnen die Aeltern, in der frühesten Zeit recht eigentlich in jedem Augenblicke, hülfeleistend zur Seite stehn. Dies wird bei den Kindern, sobald sie zum Bewußtsein und darüber zum Bewußtsein gelangen (welches Letztere freilich zuweilen ihr ganzes Leben hindurch nicht in der rechten Ausdehnung geschieht), die innigste Dankbarkeit begründen, bei den Aeltern Dasjenige, was oft noch mächtiger, als jene, wirkt: die wohlthuende Erinnerung des frohen Kraftgefühls und der Freude des Gelingens, womit ihre mannigfachen Sorgen und Bemühungen um die Kinder begleitet gewesen sind. Durch das Höherstehn der Aeltern ferner wird bei den Kindern ein ehrfurchtsvolles Hinaufblicken und Hinaufstreben, bei welchem sie in der Vollkommenheit der Aeltern ihr Ideal sehn, bei den Aeltern ein wohlthuendes Zurückversetzen in die einfachen Freuden, die Unschuld der Kindheit und ein aufmerksames Verfolgen ihrer allmählichen Fortbildung bedingt, welches nicht selten so viel Anziehendes hat, daß auch in dieser Hinsicht die Aeltern vielleicht mehr empfangen als geben. Die Ausdehnung (Vielheit

der

der Spuren) muß, wo sich das Verhältniß in der rechten Art ausbildet, von beiden Seiten eine sehr bedeutende Größe erhalten; die gegenseitige Ergänzung, vermöge der so eben angeführten Verhältnisse, ebenfalls. Anziehung in Folge von Einstimmigkeit wird theils hiedurch, theils auf der Grundlage der (doch beinah durchgehends in diesem oder jenem Maße Statt findenden) Aehnlichkeit der beiderseitigen Anlagen, so wie auf der Grundlage der gemeinsamen Umgebungen, ebenfalls in nicht geringem Maße eintreten; Rivalität kann, so lange das eigentliche Kindesalter dauert, kaum entstehn.

Im Fortschritte der Zeit treten jedoch für alle diese Verhältnisse mehr oder weniger Veränderungen ein. Je mehr die Kinder heranwachsen, desto mehr fällt ihre Bedürftigkeit, und fällt das Höherstehn der Aeltern weg. Im Gegentheil werden ja die völlig erwachsenen Kinder nicht selten umgekehrt, in Folge der fortgeschrittenen Zeit, namentlich in intellektueller Beziehung, die Aeltern überflügeln; und hiedurch können sich dann auch Gegensätze und Vergleichungsneigungen entwickeln. Aber ist nur das Uebrige auf die rechte Weise begründet, so werden hiedurch höchstens kleine, kaum merkbare Störungen entstehn können, welche sogleich in die durch herzliche Liebe begründete innige Zuneigung spurlos verschwimmen.

Diesem Verhältnisse am verwandtesten ist das zwischen Lehrern und Schülern. Bei diesem ist jedoch die Dankbarkeit schon den Gegenständen nach in engere Gränzen eingeschlossen; und noch mehr wird sie dies in den meisten Fällen dadurch, daß für den Unterricht eine bestimmte Vergeltung gegeben wird. Ueberdies werden durch die ununterbrochener und entschiedener ausgeprägte Superiorität nicht

selten Entfremdung und Widerstreben erzeugt; weshalb auch in diesem Verhältnisse seltener innige Zuneigung und Liebe entstehn. Wird jedoch die Superiorität ohne Widerstreben als eine sehr bedeutende empfunden, so entwickelt sich eine desto höher gesteigerte Verehrung und Begeisterung, welche dann nicht selten das ganze Leben hindurch in idealisirender Steigerung fortdauert. In anderen Fällen freilich sehn wir, noch bestimmter ausgeprägt, als im vorigen Verhältnisse, von Seiten des Schülers ein Sich-gleich- oder über-den-Lehrer-Stellen eintreten, durch welches dann nicht selten das frühere Verhältniß gänzlich für die Erinnerung verlöscht wird. Dabei kann jedoch dieses Verhältniß in mannigfachen Abstufungen in das vorige übergehn, ja mit demselben zusammenfallen. Ist der Unterricht freiwillig (ohne Entgelt), ist er mit Liebe ertheilt worden, und der Lehrer, ohne daß dadurch die Eigenliebe des Schülers verletzt würde, fortwährend über demselben erhaben geblieben: so sehn wir auch hier häufig für das ganze Leben eine wahrhaft kindliche Zuneigung und Verehrung begründet werden.

Diese Verhältnisse nun machen den Uebergang zu dem zwischen Herrn und Diener und dem (diesem sehr ähnlichen) zwischen Denen, welche in irgend welchem Amtsverhältnisse übergeordnet und untergeordnet sind. Wir haben hier eine große Verschiedenheit, namentlich von den beiden zuerst betrachteten, aber doch so, daß sie sich diesen in allen Richtungen nähern, oder wohl gar damit zusammenfließen können. Die Ungleichheit ist hier meistentheils sowohl innerlich als äußerlich begründet. Innerlich von Seiten der bei Weitem geringeren Bildung, welche meistentheils der Diener hat; äußerlich dadurch, daß dieser zu bestimmten Diensten verpflichtet ist, die der Andere nicht ver-

richten will, oder die sonst untergeordneter Art sind, und hiefür eine Remuneration erhält, durch welche die Schuld der Dankbarkeit gewissermaßen unmittelbar abgetragen wird. In beiden Beziehungen aber liegt die Möglichkeit eines stätigen Ueberganges bis zum Aufeinanderfallen, ja zur Umkehrung der bezeichneten Verhältnisse vor Augen. Ein Unterbefehlshaber z. B. kann ja in einzelnen Fällen seinem Oberbefehlshaber an Kenntnissen oder an Genie überlegen sein; und selbst in dem gewöhnlichen Verhältnisse zwischen Herrn und Diener ist der Abstand der Bildung zuweilen beinah null, ohne daß hiedurch das Verhältniß der Unterordnung aufgehoben würde. Ja, wie groß auch in der angegebenen Beziehung der Abstand zwischen beiden sein möge, so bleibt doch in Einem Punkte wenigstens die Möglichkeit des Gleichgewichts oder der Ueberlegenheit von Seiten des Untergebenen: in Hinsicht der moralischen Unbescholtenheit und Seelengüte; und in dieser Beziehung also wird selbst für den noch so Hochstehenden die Verpflichtung zur Hochachtung des Niederen entstehn können. Eben so schwankend zeigen sich die Gränzen in Hinsicht des äußerlichen Verhältnisses. Der Untergeordnete kann gelegentlich Wichtigeres und Bedeutenderes leisten, als der Obere, der Diener über Dasjenige hinaus, wozu ihn seine Remuneration verpflichtet, vieles Andere für den Herrn thun, was gar nicht einer so bestimmten Schätzung fähig ist: sei es nun in außerordentlichen Fällen (z. B. indem er denselben aus einer Lebensgefahr oder einer großen Verlegenheit rettet), oder auch in gewöhnlichen (indem er ihn mit besonderer Aufmerksamkeit, Sorgfalt, Liebe bedient). So kann dessenungeachtet jeder Grad von Dankbarkeit, und indem die Vorstellung der Gesinnung hinzutritt, aus welcher diese

Leistungen hervorgegangen sind, jeder Grad von Zuneigung, bis zu einem mit der Freundschaft zusammenfallenden In-einander-fließen der Angelegtheiten, entstehn. Die gegenseitige Ergänzung ferner ist schon vermöge des Grundverhältnisses meistentheils in bedeutendem Umfange bedingt: denn was der Eine nicht hat oder nicht leisten kann, Das hat und leistet ja der Andere, und umgekehrt. Die Ausdehnung (Vielheit der Spuren) wird im Allgemeinen in unserer Zeit nicht in so bedeutender Stärke erzeugt: indem das Verhältniß meistentheils erst später, gelegentlich und mit der nicht unwahrscheinlichen Aussicht auf eine nicht so gar lange ausbleibende Wiederauflösung geknüpft wird. Auf jeden Fall jedoch wird, so lange dasselbe dauert, durch das unmittelbare Nahestehn und durch die starken Erwartungen, welche von beiden Seiten begründet sind, eine sehr hohe Verpflichtung bedingt. In früheren Zeiten, wo der Diener aus den natürlichen Untergebenen des Herrn genommen wurde, oder auch wohl demselben Stammesverbande (Klan) angehörte, und eine Auflösung dieses Verhältnisses beinah unter die Unmöglichkeiten gerechnet wurde, erhob sich dasselbe nicht selten zu einer Größe der Ausdehnung und Innigkeit, daß es hierin dem zwischen Aeltern und Kindern ziemlich gleich kam. Der Diener betrachtete sich als einen Theil des Herrn, gleichsam ein Glied an seinem Leibe*); und der Herr, wo er sich wahrhaft menschlich ausgebildet, hielt sich für den ergrauten

*) Hieran schlossen sich dann freilich auch nicht selten moralische Verirrungen an. Für die Herrinn z. B. glaubte sich die Dienerinn selbst zu einem Meineide verpflichtet: indem sie die Verantwortung desselben vor Gott dem Gewissen jener überlassen zu können meinte; und das Haupt der Familie maßte

Diener zu eben der Sorge, wie für ein erkranktes Glied seines Leibes, verpflichtet. In einzelnen Fällen findet sich auch jetzt noch etwas Aehnliches; und in manchen Ständen, wo sich die Aeltern zu vornehm halten, als daß sie sich um die Kinder bekümmern sollten, hegt der erwachsene Sohn für den Diener, welcher ihn von der frühesten Kindheit an gepflegt, die erwachsene Tochter für ihre bejahrte Wärterinn eine innigere Zuneigung und Zärtlichkeit, als sie, ungeachtet alles guten Willens und aller darauf gewandten Anstrengung, für die ihnen stets fremd gebliebenen Aeltern empfinden können. Und eben so von Seiten der Dienenden.

In dieser Art haben wir auch alle übrigen Verhältnisse in ihre elementarischen Grundverhältnisse aufzulösen, und im Anschließen an diese die moralische Norm für jene zu konstruiren. Auch hier sind Pflicht und Tugend keineswegs etwas dem Vorliegenden Fremdartiges, aus einem davon verschiedenen Principe Hinzukommendes, sondern lediglich Das, was bei der natürlich-normalen (mit der allgemein-gültigen Werthgebung einstimmigen) Entwickelung von selbst geschieht; aber erst durch die bezeichnete Zergliederung vermögen wir dafür die volle Klarheit und Bestimmtheit zu gewinnen.

Für die moralische Beurtheilung des in der Wirklichkeit Vorliegenden machen sich auch hier die schon früher*) bezeichneten zwei Momente geltend. Wir haben erstens darauf zu sehn, daß die Handlungen den Gesinnungen gemäß er-

---

sich über alle Glieder derselben eine unbeschränkte Macht an: diese ins Gefängniß zu werfen, oder sonst nach Willkühr zu strafen, ohne daß er Jemand darüber Rechenschaft schuldig zu sein meinte.

*) Vgl. S. 284 f. u. 289, auch S. 13 f. u. 225.

folgen, wie sie sich nun einmal ausgebildet haben, oder daß diese ungehindert zur praktischen Fortwirkung gelangen (nichts Sittlich-Abweichendes dazwischentrete). Dann aber haben wir zweitens auch die Gesinnung selbst, im Anschließen an die so eben angegebenen elementarischen Konstruktionen, der moralischen Kritik zu unterwerfen: uns zu überzeugen, daß sie, von den vorliegenden Verhältnissen aus, natürlich-normal gebildet, und auch diese Bildung durch keinerlei Einflüsse von (tiefer liegenden) sittlich-abweichenden Gebilden gehemmt oder abgelenkt worden sei.

Mit den Interessen nun, welche in der bezeichneten Art uneigennützig durch die Natur der Lebensverhältnisse und der in diese eingegangenen Individualitäten bedingt sind, wirken in den mannigfachsten Verhältnissen eigennützige, und zuweilen in so inniger Verbindung zusammen, daß sie der Handelnde selbst kaum mit Bestimmtheit davon zu sondern im Stande ist. Jemand ist höflich, freundlich, gefällig aus Wohlwollen, aber zugleich auch im Hinblick auf die Höflichkeiten und Gefälligkeiten, welche er dafür von Anderen zu empfangen wünscht. Mit dem Mitleiden verbindet sich ein genußartiges Wohlgefallen an dem Bemitleideten, mit der zärtlichen Sorge für einen Anderen Selbstzufriedenheit darüber. Man thut gern, was man gut zu thun glaubt; und die Zuneigung, welche durch Bewunderung und Hochachtung vor den ausgezeichneten Eigenschaften eines Menschen begründet ist, erhält eine bedeutende Verstärkung durch die Aussichten, welche man hat, seine eigenen Zwecke durch ihn zu erreichen*). Gegen dieses Zu-

*) So war es z. B. bei Napoleon. Allerdings übte seine Per-

sammenwirken nun ist an und für sich, auch aus dem moralischen Gesichtspunkte, nichts einzuwenden: die auf die eigene Förderung gehenden Interessen sind, wenn sie sich innerhalb der rechten Schranken halten, eben so gut, wie die auf andere Menschen gerichteten*). Die Norm ist auch hier die allgemein-gültige Werthgebung. Sind also die eigenen Interessen in übermäßiger Stärke der Schätzung und des Begehrens begründet, die fremden ihnen untergeordnet, oder wohl gar gänzlich durch jene in den Hintergrund gestellt, wie wenn Jemand einem Anderen Schmeicheleien, die ihn zu Stolz und Einbildung verleiten müssen, sagt, um denselben für seine Absichten zu benutzen, oder wenn eine Verbindung, welche äußerlich den Charakter der innigsten Liebe und Freundschaft an sich trägt, rein durch Eitelkeit gestiftet worden ist und zusammengehalten wird (durch das Vergnügen der Selbstbespiegelung in dem Anderen): so muß sich unser Urtheil freilich entschieden verwerfend ausbilden; aber nicht wegen der Beimischung eigennütziger Interessen überhaupt, sondern weil diese einen moralisch-abweichenden Charakter an sich tragen. Sind sie mit der allgemein-gültigen Schätzung der Werthe einstimmig, so ist diese Beimischung unverwerflich.

---

sönlichkeit dadurch, daß sie allen anderen überlegen war, eine sehr bedeutende imponirende Gewalt über diese aus. Eine nicht geringe Unterstützung dafür aber, wie man richtig bemerkt hat, war unstreitig darin gegeben, daß die Menschen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, wie sie Jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt; und er selbst wußte dies sehr wohl, und von ihren Schwächen den vollständigsten Gebrauch zu machen. Als diese Gewißheit in das Gegentheil umschlug, blieben ihm nur Wenige treu.

*) M. vgl. hiezu Band I., S. 282 ff.

Dasselbe gilt auch von Kollisionen aller Art: mögen nun dieselben zwischen den eigenen Interessen und denen anderer Menschen, oder mögen sie zwischen den fremden unter sich eintreten. Ueberall macht sich für die moralische Entscheidung dieselbe einfache Norm geltend; und auch der erhabensten selbstverleugnenden Großmuth liegt, wenn sie nicht eine Beimischung von Schwärmerei enthält (wodurch doch ihr moralischer Werth eher verringert, als erhöht werden würde), nichts Anderes zum Grunde, als eine ungewöhnlich reine Ausbildung dieser durch die tiefsten Grundverhältnisse der psychischen Entwickelung allgemein-menschlich-gleich bestimmten Werthgebung*). In der Seeschlacht bei Kopenhagen waren vom Geschwader Nelsons, welchem der Hauptangriff übertragen worden war, drei Linienschiffe auf Sandbänke gerathen und außer Stande, an dem vermöge eines furchtbaren Feuers von beiden Seiten überaus heißen Kampfe Theil zu nehmen. Da gab der oberste Admiral, Sir Hyde Parker, das Zeichen zum Rückzuge. „Vermag Nelson (sagte er) den Kampf fortzusetzen, so wird er dem Signale keine Folge leisten; wenn nicht, so wird sein Ruf dadurch gerettet werden, daß sein Oberbefehlshaber das Zeichen zum Rückzuge gegeben hat. Ich verkenne keineswegs die Folgen, welche dies für meinen eigenen Ruf haben kann; aber es würde feige von mir sein, wenn ich Nelson die ganze Unehre des Mißlingens tragen lassen wollte"**). Wir haben hier eine bewunderungswürdige Großmuth: um so bewunderungswürdiger, da es

*) M. vergl. hiezu und zum Folgenden Band I., S. 381 ff.

) **Alison's History of Europe during the French Revolution, Vol. IV., p. 508.

sich um ein Opfer Desjenigen handelte, was dem Feldherrn das Theuerste zu sein pflegt: um das Opfer des militärischen Ruhmes. Aber dessenungeachtet stellt sich auch in ihr lediglich das der allgemein-gültigen Werthgebung Angemessene dar; und das Gefühl der sittlichen Erhabenheit, welches dadurch in uns hervorgerufen wird, hat seinen Grund nur darin, daß der gemeiniglich für die Schäzzung hinzugebrachte Maßstab unter dem wahren liegt.

Die Abmessung nach dem richtigen Maßstabe nun hat für das unverdorbene Gemüth keine Schwierigkeit, wenn die Interessen, welche mit einander kollidiren, in derselben Reihe liegen, und namentlich, wenn es sich um das Rein-Objektive (die Steigerungshöhe der Förderungen und Herabstimmungen und die der Personenvorstellungen) handelt. Da ist es z. B. nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß das allgemeine (öffentliche) Interesse dem des Einzelnen vorzuziehn sei: indem ja jenes eben Dasjenige tausend- und noch mehrfach enthält, was in diesem nur einfach gegeben ist*). So brauchte wenigstens keine moralische Abweichung zum Grunde zu liegen, als Jacob II. in seiner unglücklichen Katastrophe nicht nur von seinem Schwiegersohne, dem Prinzen Georg von Dänemark, sondern auch von seiner Tochter, der Prinzessin Anna, verlassen wurde, indem das Interesse der protestantischen Sache bei ihnen das Uebergewicht erhielt. Noch weniger konnte der Prinz von Oranien Bedenken tragen, der Auffoderung, welche ihm von dem unter schwerem Drucke seufzenden Volke zu dessen Befreiung geworden war, zu genügen: um so weniger, da er

---

*) Vgl. Band I., S. 242.

wußte, daß die Bande der Verwandtschaft zuerst gegen den Willen des Königs geknüpft, und dieselben seitdem nie durch wesentliche Gunstbezeugungen oder Förderungen befestigt worden waren. Während solcher Erschütterungen der öffentlichen Verhältnisse (bemerkt hiebei Hume sehr richtig) treten alle Privatverbindungen hinter den Eifer für das allgemeine Wohl zurück; und gerade je mehr Moralität Jemand besitzt, um so mehr wird er unter Umständen dieser Art seine Familienpflichten hintanzusetzen bereit sein.

Weit schwieriger aber (wie wir schon früher angedeutet) ist die Entscheidung, wo die kollidirenden Interessen einander heterogen sind, und namentlich, wo dieselben zum Theil subjektiv-bedingte sind, welche weder mit den rein objektiven, noch unter sich, auf einen gleichen Maßstab zurückgebracht werden können. Man vergleiche mit den so eben aus der Katastrophe Jacobs II. angeführten Beispielen das des Lord Churchill (späteren Herzogs von Marlborough). Dieser war durch den König aus dem Stande eines Pagen heraus zu einer hohen Befehlshaberstelle in der Armee erhoben und zum Pär gemacht worden. Er verdankte also der Gunst desselben sein ganzes Glück, und dessenungeachtet entschloß er sich unter den bezeichneten Umständen, seinen unglücklichen Herrn zu verlassen, welcher das vollste Vertrauen in ihn gesetzt hatte. Mit Recht erinnert Hume, daß dies nur vermöge eines später durchgängig aufrichtigen, uneigennützigen und rein dem allgemeinen Wohle gewidmeten Lebens hätte gerechtfertigt werden können. Oder man nehme die Kollisionen zwischen Neigungen, welche mit großer Ausdehnung (Vielheit der Spuren) und in Folge großen Verdienstes um uns begründet worden sind, und

den durch Liebenswürdigkeit und Zusammenfließen im Verhältniß der Gleichartigkeit oder Ergänzung begründeten, z. B. zwischen der Zuneigung zu einem Vater, mit welchem das Kind von Jugend auf zusammengelebt hat, dessen Wohl und Wehe von jeher die seinigen gewesen sind, und welcher ihm dabei stets Wohlwollen und Liebe bewiesen hat, mit der Zuneigung zu einem Geliebten. Es wird für die Entscheidung darauf ankommen, ob auf der Seite des Vaters außerdem eine bedeutende Steigerungshöhe der Personenvorstellung (seiner Würdigkeit oder Liebenswürdigkeit) und ein bedeutendes Zusammenfließen (Zuneigung im engeren Sinne) gegeben sind, oder ob nur Würdigkeit, aber nicht Zuneigung, oder doch nur eine beschränkte (vielleicht durch ein mehr oder weniger bedeutendes Widerstreben gelähmte), oder umgekehrt keine Würdigkeit, aber vielleicht Zuneigung auf der Grundlage der von seiner Seite her sehr starken Zuneigung, oder weder das Eine noch das Andere ꝛc.

Schon hierin ist zugleich eine andere Schwierigkeit angedeutet, daß nämlich die mit Einem Namen bezeichneten Interessen keineswegs immer einfache sind, sondern vielfach zusammengesetzt, und unter verschiedenen Verhältnissen verschieden zusammengesetzt sein können. Wie viele verschiedene Interessen z. B. können in die Dankbarkeit eingehn! Wir haben eine Anziehung in Folge der durch den Anderen erhaltenen Förderungen, verbunden vielleicht mit dem Begehren und dem Vorgenusse der Erwartung ähnlicher; außerdem fühlen wir uns angezogen durch die Vorstellung der wohlwollenden Absichten gegen uns: wozu dann noch das günstige Urtheil über uns kommen kann, welches sich darin ausspricht, und dazu Veranlassung gegeben hat. Hieran schließt sich ferner die Erweckung nach dem Verhältnisse

der Gleichartigkeit, indem es sich um die Förderung des Wohlthäters von Seiten Dessen, welcher die Wohlthat empfangen hat, handelt; auch wohl die Würdigkeit desselben auch unabhängig von dem persönlichen Verhältnisse gegen uns, und die Achtung, die Zuneigung, welche hiedurch begründet werden, so wie die Erwartung, welche sich bei ihm in Hinsicht unserer Erkenntlichkeit gebildet haben mag rc. Aber (wie wir schon früher*) zu bemerken Gelegenheit gehabt haben) beinah alle diese Interessen können auch unter manchen Umständen nicht gebildet werden, und ohne die Schuld Dessen, welcher die Wohlthat empfangen hat, nicht gebildet werden: indem sie durch die Beschaffenheit des Objektiv-Vorliegenden gehindert oder auch wohl in das Gegentheil verwandelt werden können.

Der Vorrang unter diesen verschiedenartigen Interessen gebührt im Allgemeinen den objektiven: der Höhe des Bedürfnisses oder der möglichen Förderung, und der Würdigkeit (Steigerungshöhe) der Personen. Unter den subjektiv-bedingten ist im Allgemeinen die der Förderung durch das Thun Anderer die gewichtigste. Die günstige Meinung von uns muß denselben ohne Zweifel nachstehn: schon weil sie, wo sie falsch ist, ein Fehlerhaftes in dem Anderen (und welches überdies nicht selten ein moralisch Fehlerhaftes ist) voraussetzt, wo aber richtig, gewissermaßen als Schuldigkeit betrachtet werden kann. Sie könnte also im letzteren Falle höchstens solchem Thun an die Seite gestellt werden, welches ebenfalls Schuldigkeit ist, wie dem aus Dankbarkeit hervorgegangenen, oder dem

*) Vgl. oben S. 218 ff. u. bes. S. 231 f.

durch überwiegendes Bedürfniß bedingten: wobei das ihr zum Grunde liegende Wohlwollen gegen uns, oder gegen die Menschen überhaupt, wo es sich findet, so wie die Empfänglichkeit für Dasjenige, was sie an uns schätzen, und die Freiheit von Selbstbeschränktheit, mit welcher sie dies thun, noch besonders in Rechnung zu stellen sein würden*). Für die Einstimmigkeit und die Ergänzung wird es darauf ankommen, worauf sich dieselben beziehn: ob auf Aeußerliches oder auf Innerliches, auf Sinnliches oder auf Geistiges, auf Einzelnes oder auf Umfassenderes ꝛc., ihnen aber in jedem Falle nur eine geringere verpflichtende Kraft zukommen. Der Förderung durch uns ist ein noch geringeres Gewicht beizumessen, außer inwiefern durch dieselbe bei dem Geförderten bestimmtere Erwartungen erregt worden sind: die wir dann (wo und so weit sie richtig gebildet sind) als objektive Momente in Rechnung zu stellen haben. Uebrigens sind hiebei am meisten fehlerhafte Einmischungen zu fürchten: des Stolzes, der Eitelkeit, der Einbildung ꝛc.; oder wenigstens moralisch-indifferente, wie des Wohlgefallens an der eigenen Kraft, Geschicklichkeit, Macht und Güte (indifferent, wo dasselbe nicht von der allgemeingültigen Werthgebung abweicht). Die Anziehung in Folge günstiger Vergleichungsverhältnisse endlich (z. B. eine Zuneigung, welche darauf beruht, daß sich Jemand bei Gelegenheit der von Anderen gegebenen Blößen seines eigenen Freiseins von denselben freut, oder bei einem Streite mit ihm ein schmeichelhaftes Bewußtsein seiner Ueberlegenheit ausbildet ꝛc.) enthält stets etwas Moralisch-Fehlerhaf-

---

*) Man vergleiche die genaueren Bestimmungen hierüber oben S. 245 ff.

tes, und kann also in keiner Art als moralisch-verpflichtend betrachtet werden.

Man sieht leicht ein, daß bei dieser Heterogenetät der Interessen in vielen Fällen überhaupt keine bestimmte Entscheidung möglich sein, sondern eine gewisse Weite bleiben wird. So haben wir schon bemerkt, daß durch die moralische Norm keineswegs eine völlige Unterdrückung der subjektiv-bedingten oder derjenigen Interessen verlangt werde, welche wir Nebenverhältnisse des Moralischen genannt haben. Wir werden es daher nicht tadeln können, wenn Jemand innerhalb der rechten Schranken (das heißt, wo keine objektiven Interessen von höherem Gewichte entgegen sind) bei den von ihm abhängigen Förderungen seinen Freunden vor Anderen den Vorzug giebt; ja indem dies natürlich ist, werden wir es sogar in gewissem Maße fodern. Aber wie nun, wenn sich Jemand vornähme, sich dessen ganz zu entschlagen, und im Gegentheil, wo eine solche Kollision Statt findet, seine Freunde zurückzustellen?*) — Unstreitig würde es hier darauf ankommen, aus welchen Motiven er dies thäte. Geschähe es aus Eitelkeit, um vor Anderen etwas vorauszuhaben, und deshalb gerühmt zu werden, oder aus peinlicher Furcht vor ihren Anschuldigungen, so würden wir

*) „Partheiisch (wird von Meierotto in dessen von Brunn herausgegebener Lebensbeschreibung, S. 512 erzählt) wollte er nicht nur nicht sein, sondern es auch nicht einmal scheinen; und bei übrigens gleichen Verdiensten war es bei Dienstleistungen, bei Ansetzungen, bei Empfehlungen rc. immer in seinen Augen ein Titel weniger, wenn man sein Freund und Bekannter war. „Ziehst du den Fremden vor, so entgehst du allem Verdacht der Partheilichkeit, allem inneren Vorwurf der Ungerechtigkeit", sprach er zu sich selbst, und zog fast immer den Fremden vor."

es tadeln müssen. Ginge es aber z. B. aus gerechtem Unwillen über das so häufige ungerechte oder doch unbillige Vorziehn der Freunde hervor, so wäre es unstreitig im Allgemeinen zu loben, und nur vielleicht eine gewisse Ueberspanntheit, welche das an sich Richtige zu sehr verallgemeinert, oder eine Aengstlichkeit zu rügen, die sich dasselbe zur allgemeinen Regel machen zu müssen glaubte, um für jeden einzelnen Fall vor Partheilichkeit sicher zu sein. Außerdem aber würde es noch darauf ankommen, um welche Art von Förderungen es sich handelte: ob diese einen allgemeineren, oder einen mehr persönlichen Charakter an sich trügen. Während z. B. bei der Ertheilung eines von Jemand zu vergebenden Staatsamtes die Entscheidung streng nach der Würdigkeit geschehn müßte, würde bei der Wahl eines Privatsekretärs den persönlichen Verhältnissen eine bedeutende Berücksichtigung zukommen können, und unter manchen Umständen zukommen müssen.

Hieraus ergiebt sich zugleich (und dies ist eine Vorschrift von nicht geringer Wichtigkeit), daß sowohl bei Anderen, als bei uns selbst, die Beurtheilung auf jeden einzelnen Fall besonders und mit der genauesten Berücksichtigung aller Einzelheiten zu stellen ist, und daß man sich vor nichts mehr zu hüten hat, als nach allgemeinen vorgefaßten Ansichten über das nicht mit denselben Einstimmige ohne Weiteres den Stab zu brechen.

Dritter Abschnitt.

Moralische Würdigung der allgemeineren Neigungen.

Schätzungen und Strebungen aller Art, einstimmige und entgegengesetzte, können mit einander in Verbindung treten, und in dieser Verbindung zu Neigungen werden. Hiefür giebt es keine Gränze, weder in Hinsicht der Zahl, noch in Hinsicht der verschiedenen Verknüpfungsverhältnisse. Es fragt sich nun, welche von diesen wir für eine besondere moralische Betrachtung hervorzuheben haben.

Zuerst nun ist eine solche unstreitig nicht nöthig für diejenigen, wo die Verbindung durch ganz individuelle, objektive oder subjektive Verhältnisse bedingt ist, z. B. gegen denselben Menschen, in verschiedenen Beziehungen, Widerwille und Furcht und Bewunderung und Dankbarkeit erzeugt, und so vielfach wiederholt erzeugt werden, daß sich diese Gemüthsbewegungen in der Form von Neigungen begründen, oder wo zur Erreichung desselben einzelnen Zweckes Eitelkeit, Gewinnsucht und Rachsucht hindrängen. Hier versteht es

es sich entschieden von selbst, daß wir zunächst die einzelnen Bestandtheile vor unseren Richterstuhl zu ziehn, und dann die hiebei entstandenen speciellen Urtheile zu einem Gesammturtheile zusammenzufassen haben; und Kombinationen dieser Art also bieten uns keine Veranlassung dar für eine besondere moralische Betrachtung.

Problematischer schon stellt sich das Verhältniß in Hinsicht derjenigen Verschmelzungen, welche, in Folge gewisser Lebensverhältnisse, sehr häufig in gleicher, oder doch in ungefähr gleicher Art entstehend, auf einen und denselben Gegenstand gerichtet sind, wie die Liebe, die Freundschaft, die Zuneigung der Aeltern zu ihren Kindern und dieser zu jenen, die Ehrfurcht vor Oberen ꝛc. Indem dieselben durch so allgemeine und dauernde Lebensverhältnisse bedingt sind, läßt sich erwarten, daß sich für sie gewisse allgemeine Charaktere herausstellen werden, die auch in moralischer Beziehung manches Bemerkenswerthe darbieten müssen. Aber indem in diesen Aggregaten, wenn auch nicht in vollkommener Reinheit, doch mit bedeutendem Uebergewichte, alle Glieder entweder auf uns selbst oder auf andere Menschen gerichtet sind, so gehören sie den beiden vorigen Klassen an, und haben schon bei der Behandlung dieser ihre Würdigung gefunden. Nur noch eine allgemeinere Bemerkung habe ich hier in Hinsicht derselben nachzuholen.

Da die meisten Bildungsverhältnisse, welche zu Komplikationen dieser Art Veranlassung geben, in langer und ununterbrochener Andauer, und zum Theil schon von den ersten Lebensaugenblicken an auf den Menschen einwirken, so erhält ihre Verschmelzung großentheils eine solche Innigkeit, daß wir uns ihrer Zusammengesetztheit gar nicht unmittelbar bewußt werden können. Deshalb hat man sie auch

in der bisherigen Psychologie und Moral (wo man ja tiefer genetisch einzugehn weder im Stande war, noch einmal sich zur Aufgabe stellte) als ursprünglich einfache oder angeborene aufgeführt: wie denn sogar in der Gallschen Schädellehre der Aeltern- und Kindesliebe, der freundschaftlichen Anhänglichkeit und ähnlichen Neigungen besondere Organe zugetheilt worden sind. Mit keiner dieser Neigungen aber hat man größeres Unwesen getrieben, als mit der „Selbstliebe". Diese sollte nicht allein ebenfalls eine besondere angeborene Neigung, sondern auch als solche die Grundwurzel aller anderen, auf unsere eigene Förderung gerichteten Neigungen, ja, nach einigen Moralsystemen, aller menschlichen Neigungen überhaupt sein. Wir haben wohl kaum mehr nöthig zu bemerken, daß eine solche Selbstliebe eine psychologische Erdichtung ist. Wie alle übrigen Neigungen, so entstehn auch die auf unsere eigene Förderung gerichteten zunächst durch Spuren von einzelnen speciellen Steigerungen und Herabstimmungen; und obgleich diese allerdings mannigfach zusammenfließen, nicht bloß gleichartig, sondern auch ungleichartig (auch auf verschiedene Steigerungen rc. gerichtete Schätzungen und Strebungen): so giebt es doch selbst im ausgebildeten Menschen kein solches Aggregat, in welchem sich alle auf die eigene Förderung gerichtete Schätzungs- und Strebungsangelegtheiten unmittelbar verbunden von allen auf andere Personen oder Sachen gehenden getrennt vorfänden. Noch weit weniger aber würde dasselbe einen solchen Umfang haben können, wie man ihm beigelegt hat. Nicht nur die auf andere Menschen gerichteten Neigungen können rein uneigennützig entstehn, und entstehn meistentheils in dieser Weise*); sondern selbst die mit

*) Man vergleiche hiezu Band I., S. 80 ff. und bes. S. 85.

unserer eigenen Förderung in Verbindung stehenden sind grösstentheils ursprünglich unpersönlicher Art: haben nicht unsere Förderung als solche oder direkt im Auge, sondern die Sache, durch welche (indirekt) diese Förderung gewirkt wird. Wer wissenschaftliche Untersuchungen mit Eifer und Liebe betreibt, wird durch das Gelingen dieser allerdings gefördert oder gesteigert. Aber deshalb braucht er doch nicht, indem er damit beschäftigt ist, gerade diese Förderung oder Steigerung zu suchen (dieselbe braucht nicht als Gegenstand seines Strebens von ihm vorgestellt zu werden). Es kann ihm dabei rein um die Sache zu thun sein, diese allein von ihm dabei geschätzt und erstrebt werden, und also die Neigung, obgleich zu seiner Förderung ausschlagend, und selbst, abstrakt gefaßt, auf dieselbe gerichtet, dessenungeachtet ohne Rücksicht auf diese, also unpersönlich oder uneigennützig gebildet sein. Am allerwenigsten aber könnte ein so überaus zusammengesetztes Aggregat, wie die Selbstliebe, wenn sie wirklich jemals in der bezeichneten Art existirte, nothwendig sein müßte, als angeboren gesetzt werden; und weit entfernt also, daß dieselbe als bereits im Anfange der psychischen Entwickelung gegeben vorausgesetzt werden könnte, ist sie vielmehr in jedem Falle als ein ziemlich spätes Produkt anzusehn*).

---

*) Hierauf sind mehrfach auch schon Andere aufmerksam geworden. Am kräftigsten hat sich dieser psychologischen Dichtung Mackintosh in seiner **Dissertation on the progress of ethical philosophy** entgegengestellt. Mit Recht charakterisirt er die Annahme, daß eine solche Abstraktion wie „Glückseligkeit“ (**Happiness**) der Gegenstand der Liebe sein könne, und daß das Verlangen nach einem so schwachen, entfernten und abgeleiteten Gegenstande das Grundprincip der gesammten moralischen Natur sei, von welchem alle anderen Arten des Ver-

Ganz dasselbe ergiebt sich in Hinsicht der auf andere Menschen gehenden Neigungen dieser Art, wie dies auch schon aus den früher*) darüber angestellten Betrachtungen augenscheinlich erhellt.

Für unsere jetzige Betrachtung bleiben uns demnach nur solche Kombinationen von Neigungen, welche, bei gleich häufiger Entstehung im Anschließen an gewisse allgemein-verbreitete Lebensverhältnisse, auch von Seiten ihrer Gegenstände eine gewisse Ungleichartigkeit der Zusammensetzung darbieten. Ich habe schon bemerkt**), daß unter diesen besonders drei Gattungen für unsere Beurtheilung bemerkenswerth sind: die Mittelneigungen, die moralischen und die religiösen Neigungen.

---

langens nur als eine Modifikation oder eine Frucht anzusehn seien, als a most ancient and far-spread prejudice of the schools, welches aller Begründung ermangele. Sein Vorgänger hierin war Butler (der Verfasser der Analogy of religion to the course of nature), welcher schon richtig bemerkt, nicht einmal die gewöhnlichen Begierden gingen aus der Selbstliebe hervor: denn Selbstliebe habe zu ihrem Objekte den Menschen, und suche die Dinge nur als Mittel zur Glückseligkeit, während doch die gewöhnlichen Begierden die Dinge nicht als Mittel, sondern als Zwecke erstrebten. Ein Mensch esse aus Hunger, und trinke aus Durst; und wenn er auch wisse, daß diese Akte für die Erhaltung seines Lebens nothwendig seien, so sei doch diese Kenntniß nicht das Motiv seines Handelns. Selbstliebe also sei ein abgeleitetes Princip, und selbst die thierischen Begierden, ja die bösen Neigungen seien uneigennützig (disinterested). — Bei uns Deutschen hat sich, ebenfalls im Anschließen an Butler, Jacobi mehrfach gegen diese falsche Auffassung erklärt.

*) Vergl. S. 35 ff. und 169 ff.

**) Vgl. oben S. 38.

I. Mittelneigungen.

Die Mittelneigungen entstehn, wie ich früher*) bei der allgemeinen Uebersicht der Neigungen auseinandergesetzt habe, wenn sich für verschiedenartige Neigungen dasselbe Mittel zu ihrer Befriedigung darbietet, und sie vermöge dessen zu einander geweckt werden. In welches Verhältniß werden sie dann treten? — Unstreitig müssen sie, vermöge ihrer Verschiedenheit, sich gegenseitig im Bewußtsein verdunkeln, während dagegen die bei jeder von ihnen gleichmäßig, und somit vielfach gegebenen Vorstellungen von dem Mittel mit einander verschmelzen, und der aus dieser Verschmelzung entstehende Vorstellungsakt ein so starkes und klares Bewußtsein erhält, daß hiedurch, in Verbindung mit jener Verdunkelung, die Täuschung entsteht, als sei das Gesammtstreben aller jener Neigungen direkt auf das Mittel gerichtet. Man nehme die Neigung zu herrschen. Vermöge der Herrschaft kann Jemand für seinen Stolz, seine Eitelkeit, seine Ruhmbegier Befriedigung gewinnen; er kann Andere sich dienstwillig machen, und mannigfach für seine Zwecke gebrauchen; er kann sich Reichthum verschaffen, und durch diesen wieder Gaumengenüsse, Gemälde, Bücher, Bereicherungen seiner Sammlungen; er kann sich seinen Freunden gefällig, Armen wohlthätig erweisen rc. — Eben so kann Jemand fleißig sein, weil hiedurch sein Lebensunterhalt gesichert, Ueberfluß und Mittel des Luxus erworben werden, überdies der Qual der Langenweile und den sich an diese

*) Band I., S. 139 ff.

anschließenden Mißstimmungen vorgebeugt, ein guter Ruf gewonnen wird ꝛc.; und indem alle diese Neigungen zusammenfließen und einander verdunkeln, und dagegen die gemeinsame Mittelvorstellung zu vielfacher Stärke hervorgebildet wird, entsteht die Neigung zum Fleiße.

Wir haben ebenfalls schon gesehn, wie eine erschöpfende Aufzählung dieser Neigungen unmöglich ist: indem unter gewissen Umständen Alles für Anderes Mittel werden, und sich also auch alle unmittelbaren oder direkten Neigungen als Mittelneigungen ausbilden können. Die Erhaltung der Gesundheit, die Erwerbung von Kenntnissen und von anderen lobenswerthen Eigenschaften, der Genuß der Ehre ꝛc. sind an sich selber Güter, und können insofern Gegenstände unmittelbarer Neigungen, aber sie können außerdem in den mannigfaltigsten Verhältnissen Mittel für Anderes, und vermöge dessen Objekte von Mittelneigungen werden. Dienstfertigkeit, Versöhnlichkeit, Wohlthätigkeit, Höflichkeit können unmittelbar um der Förderungen willen geübt werden, welche aus unseren Diensten ꝛc. für Andere hervorgehn: aber auch zur Erreichung der verschiedenartigsten Zwecke, mit denen sie als Mittel in Verbindung treten können. Und so mit allem Uebrigen.

In den meisten Darstellungen der Moral nun nehmen die Mittelneigungen einen größeren Raum ein, als irgend welche andere. Der Grund hievon ist nicht schwer einzusehn. Sie enthalten, vermöge der in ihnen gegebenen Beziehung auf die Mittel, auch eine direktere Beziehung auf das Handeln; und werden also die moralischen Vorschriften und die moralische Beurtheilung auf dieses gestellt, so müssen sie sich unmittelbarer und vielfacher, als alle übrigen, für die Betrachtung aufdrängen. Gleichwohl ergiebt

sich aus dem über ihre Organisation Gesagten, daß allgemeine moralische Bestimmungen über sie nicht nur eine schwierige, sondern größtentheils, für die Wissenschaft wie für die Beurtheilung des praktischen Lebens, geradezu eine unlösbare Aufgabe sein müssen. Nicht als wenn wir es hier mit Principien zu thun hätten, welche in größerer Tiefe lägen, oder eine besondere Verwickelung für die Ableitung darböten. Vielmehr sind die Principien der Beurtheilung durchaus dieselben; ja die allgemein-gültige Werthgebung möchte bei den Mittelneigungen im Allgemeinen noch reiner und weniger durch die moralischen Nebenverhältnisse verwickelt, als bei den direkten, zur Anwendung kommen. Die Schwierigkeit ist lediglich durch ihre größere Zusammengesetztheit und durch die unbestimmbare Weite bedingt, welche für diese gegeben ist. Für die Wissenschaft werden allgemeine Urtheile erfodert; aber die einer und derselben Gattung angehörigen Mittelneigungen können aus hundert und tausend verschiedenartigen Mischungen von Grundneigungen hervorgegangen sein, und demgemäß auch hundert und tausend verschiedene, ja zum Theil geradezu entgegengesetzte moralische Urtheile bedingen. Im Leben fällt diese Schwierigkeit allerdings weg. Wir haben es ja stets mit einzelnen Fällen zu thun, von denen uns jeder eine bestimmte Gruppirung der Grundneigungen entgegenbringt. Aber dafür tritt meistentheils eine andere, eben so große Schwierigkeit ein: denn wie sollen wir es anfangen, außer bei sehr ausgedehnter und genauer Bekanntschaft mit dem Handelnden, die in jedem Falle vorliegende eigenthümliche Mischung mit Sicherheit herauszuerkennen?

Man mache sich dies noch von einer anderen Seite an-

schaulich. Bei allen anderen Neigungen haben wir einen bestimmten Maßstab für die Grade der Stärke, bei denen sie als sittlich untadelhaft, und bei denen sie als sittlich abweichend anzusehn sind. Vermögen wir sie auch nicht unmittelbar oder in ihnen selber zu messen, so kann dies doch im Verhältniß zu anderen Neigungen geschehn, deren Gegenstände in der allgemein-gültigen Werthgebung höher oder niedriger stehn. Die Neigungen zu sinnlichen Genüssen ergeben sich als sittlich abweichende, wenn sie die geistigen an Stärke übertreffen; die eigennützigen, wenn sie über gemeinnützige den Sieg davon tragen rc. Bei den Mittelneigungen aber fehlt uns ein solcher Maßstab gänzlich. Den Umständen oder der früheren Ausbildung gemäß können zu ihnen unzählige verschiedene Grundneigungen und von den verschiedensten Werthen zusammenfließen. Die gleiche Stärke der Neigung also, welche bei Diesem eine in hohem Grade sittlich abweichende Grundlage hat, kann bei Jenem eine sittlich unverwerfliche haben; derselbe Grad von Sparsamkeit z. B. bei dem Einen aus dem Bestreben, seine armen Aeltern zu unterstützen, aus Liebe zur Unabhängigkeit, aus Liebe zu den Wissenschaften, aus edlem Eifer für gemeinnützige Zwecke hervorgehn, bei dem Anderen in Selbstsucht, oder in kleinlicher (vielleicht ganz unbegründeter) Furcht vor künftigen Entbehrungen, oder in übertragener Gewohnheit wurzeln.

Für die moralische Beurtheilung kommt es unstreitig in jedem Falle auf die Grundneigungen an. Nun ist es allerdings auch hier sehr leicht, zu gewissen allgemeinen Urtheilen zu gelangen, z. B. daß der Geiz jedenfalls sittlich verwerflich ist. Aber Urtheilen dieser Art können wir unstreitig so gut wie gar keinen Werth beimessen. Sie schieben

das Zu-Bestimmende unter, legen den Charakter der sittlichen Abweichung, welchen sie im Prädikate aussagen, vorher in den Begriff des Subjektes hinein. Es könnte sich Jemand in eben dem Maße, wie Derjenige, welchen wir mit Recht als geizig brandmarken, den in mannigfachen Verhältnissen an ihn gestellten Anfoderungen zu Ausgaben entziehn, bis zur Verletzung des Anstandes und einer unangenehm auffallenden Kargheit; aber wenn dies aus den bezeichneten lobenswerthen Motiven oder ähnlichen hervorginge, würden wir ihn, in der Begriffbestimmung, wie wir sie im vorher bezeichneten Urtheile angewandt haben, nicht geizig nennen dürfen. Daher auch die vielen endlosen Streitigkeiten in diesem Gebiete, welche sich bei genauer Prüfung als bloße Wortstreitigkeiten erweisen. So haben wir nichts dagegen, wenn Jemand die Behauptung aufstellt, Lügen sei in jedem Falle sittlich-verwerflich. Aber dieses Wort ist dann demjenigen Sprachgebrauche gemäß angewandt, wo es schon „Unwahrheit-Sagen aus sittlich-verwerflichen Beweggründen" bedeutet. In einzelnen Fällen (wie wir uns schon früher*) überzeugt) können Abweichungen von der Wahrheit auch aus sittlich lobenswerthen Motiven hervorgehn, ja selbst zur Pflicht werden. Diese würden wir dann nur nicht „Lügen" zu nennen brauchen; und wir wären mit jenem allgemeinen Satze einstimmig, oder man müßte denn mit Kant statt des wahren inneren ein für die moralische Beurtheilung äußerliches Verhältniß unterschieben, und um der tausend Fälle willen, in welchen die Abweichung von der Wahrheit unsittlich ist, auch den Einen verwerfen wollen, wo die-

---

*) Man vergl. hiezu und zum Folgenden Band I., S. 17 ff.; auch den vorliegenden Band, S. 183.

selbst in Einstimmung mit der Norm des Sittlichen erlaubt oder geboten ist. Ein Verfahren, welches allerdings vielleicht im populären Unterrichte und im gewöhnlichen Lebensverkehr, wo man es mit Ungebildeten oder Schwachen zu thun hat, in den meisten Fällen rathsam sein möchte, der strengen Wissenschaft aber durchaus unwürdig ist.

Aus diesen Verhältnissen ist es denn auch abzuleiten, daß sich die moralischen Urtheile, welche sich auf Neigungen dieser Klasse beziehn, bei tieferer unpartheiischer Prüfung beinahe durchgehends als mehr oder weniger ungründlich zeigen. Der Fehler liegt schon überhaupt darin, daß man allgemeine Urtheile feststellen will, wo der Natur der Sache nach (wie wir so eben auseinandergesetzt haben) keine möglich sind. Wenigstens schrumpft Dasjenige, was man der Wahrheit gemäß feststellen kann, zuletzt zu einem so Nichtssagenden ein, daß es des großen Aufwandes von Beredsamkeit und Scharfsinn, welcher dafür nöthig ist, schwerlich werth sein möchte. So würde sich z. B. allerdings darthun lassen, daß bei sonst vollkommen psychisch gesunder und von Seiten des Leiblichen ungestörter Seelenentwickelung die Vernichtung des eigenen Lebens nicht ohne moralische Abweichung möglich sei. Aber was wäre nun mit diesem Satze gewonnen? — Der aus der leiblichen Entwickelung stammenden, so wie der dem Vorstellungsgebiete angehörigen (und insofern ebenfalls moralisch-indifferenten) Seelenstörungen giebt es so unendlich viele, daß ein genaues Urtheil darüber, was diesen angehöre, und was einen moralischen Charakter an sich trage, nicht selten überaus schwierig, ja unmöglich ist: um so mehr, da es ja meistentheils nicht auf ein bloßes „Entweder, oder" ankommen wird, sondern auch beiderlei Abweichungen zusammen,

und in den mannigfachsten Mischungsverhältnissen, in der innigsten Verschmelzung zusammen gegeben sein können. Gesetzt aber auch, es fände über das Vorhandensein einer moralischen Abweichung kein Zweifel Statt: so läßt doch diese wieder so unendlich viele verschiedene Grade zu, daß auch dadurch wenig ausgemacht sein würde. Wir könnten den höchsten Grad sittlicher Abweichung, könnten aber auch einen so geringen haben, daß derselbe, wenn er nicht, in Folge einer besonderen Verwicklung der Umstände, zu diesem Aeußersten geführt hätte, im gewöhnlichen Leben kaum würde beachtet worden sein. Das allgemein darüber ausgesprochene verwerfende Urtheil also und die hieran angeschlossene Pflichtanfoderung würden eben so ohne wissenschaftliche Bedeutung sein, wie sie ohne praktischen Einfluß zu sein pflegen. Denn was den letzteren betrifft, so möchte doch ein so wenig bestimmtes Urtheil, wie hier die Natur der Sache verstattet, Niemand, der sich zur Selbstentleibung getrieben fühlte, von derselben abzuhalten im Stande sein; vielmehr würden wir diesen Zweck nur zu erreichen vermögen, wenn wir uns bei der Behandlung des Unglücklichen auf die individuellste Kenntniß seines Zustandes in intellektueller, gemüthlicher, moralischer Hinsicht stützten*).

---

*) In der einen wie in der anderen Beziehung ist es unstreitig von großer Wichtigkeit, daß wir durch die tiefer gedrungene psychologische Zergliederung zu einer klaren Einsicht in die Natur dieser Neigungen geführt worden sind. Auf der einen Seite, wie unendlich viel Scharfsinn ist von jeher auf die moralischen Betrachtungen über den Selbstmord, den Geiz, die Herrschsucht rc. gewandt worden, die doch in der Allgemeinheit, wie sie beinah durchgängig ausgeführt worden sind, ihren tiefsten Grundlagen nach, zu irgendwie befriedigenden Resultaten nicht führen konnten, und auch in alle Zukunft hin eben so wenig werden führen können; und auf der ande-

Man nehme zu noch weiterer Veranschaulichung Diebstahl und Raub. Daß wir sie allgemein moralisch zu verwerfen berechtigt sind, indem ihnen stets etwas Sittlich-Abweichendes zum Grunde liegen muß, unterliegt keinem Zweifel; aber was haben wir wieder hiemit gewonnen? Oder wollten wir, hierauf gestützt, alle Fälle dieser Art unter dieselbe moralische Kategorie bringen, und etwa die bis noch vor Kurzem gültigen englischen Gesetze in Schutz nehmen, welche einen Diebstahl im Werthe von wenigen Groschen mit der Todesstrafe belegten? Wir verfolgen dies noch einige Schritte weiter.

Die Wilden machen sich bekanntlich aus dem Stehlen kein großes Gewissen. Sollen wir dies als zufällig ansehn? Oder sollen wir uns, indem wir dieser und ähnlichen Thatsachen ein größeres Gewicht beilegen, Denjenigen anschließen, welche in neueren Zeiten das Eigenthumsrecht überhaupt in Zweifel gezogen, oder gar dessen Ausübung, wie sie von Einzelnen in Anspruch genommen, vom Staate anerkannt und geschützt wird, geradezu als Willkühr und als Unrecht angeklagt haben? — Unstreitig weder das Eine noch das Andere. Wir haben das Eigenthumsrecht als wohlbegründet anerkannt, und seine tiefste Grundlage nachgewiesen*).

---

ren Seite, wie oft hat man sich, um Verirrungen, die in dieser Richtung lagen, entgegenzuarbeiten, auf solche allgemeine Argumentationen gestützt, die doch, aus eben den Gründen, nur die Stütze eines schwachen Rohres darbieten konnten, welches die geringste Last zerbrechen muß! — Indem wir also entschieden die Unlösbarkeit aller darauf gestellten moralischen Probleme eingesehn, haben wir nicht verloren, sondern gewonnen.

*) Vgl. oben S. 179 und die dort aus meinen „Grundlinien des Naturrechtes rc." angeführte Stelle.

Diese ist in der (allgemein-menschlich-wesentlichen) Verstärkung gegeben, welche das Interesse an dem Genusse oder Gebrauche der Sachen durch die objektiv-tadellos-begründete Erwartung erhält. Indem ich, auf die gegebenen Verhältnisse gestützt, diesen Genuß oder Gebrauch in Beziehung auf mich vorstelle und empfinde, wächs't diese Empfindung mit der Vorstellung und Empfindung meiner selbst zusammen; und wieweit hievon dem Anderen Zeichen vorliegen, muß er dies (der Natur der menschlichen Seele gemäß) nachbilden, und also mein Interesse an der Sache stärker empfinden, als das seinige. Geschieht dies nicht, so muß etwas Sittlich-Abweichendes dazwischen getreten sein. Das Eigenthumsrecht also ist in den tiefsten Grundverhältnissen der psychischen Entwickelung begründet; und in dieser Art muß es sich auch schon bei dem Wilden ausbilden. Daß dies wirklich der Fall ist, sehn wir auch schon aus der Heimlichkeit, mit welcher er den Diebstahl ausführt. Macht er sich auch kein großes Gewissen daraus, so fehlt ihm doch das Gewissen dafür nicht ganz. Aber warum spricht dasselbe nicht stärker? Und warum können auch wir ihm aus dem Diebstahl nicht in dem Grade einen Vorwurf machen, wie den unter kultivirten Verhältnissen Lebenden? — Ganz einfach, weil derselbe bei ihm wirklich unschuldiger ist, oder weil das Eigenthumsrecht für ihn noch nicht so viel sein, und also auch noch nicht in der Höhe empfunden werden kann. Indem er für den Tag, für die Stunde lebt, hat er auch noch nicht das Maß der Voraussicht, wie der gebildete Mensch; und überdies sind die Lebensverhältnisse nicht von der Art, daß sich daran weitblickende Pläne anknüpfen, und tiefer gewurzelte Erwartungen ausbilden ließen. Indem er nun Anderen natürlicherweise unterlegt, was er

in sich findet: so ist der Begierde ein schwächeres Bollwerk entgegengestellt; und es werden daher auch nicht so starke Begierden erfodert, um dasselbe niederzureißen.

Zur näheren Veranschaulichung nehme man noch ein anderes Beispiel hinzu: vergleiche den Diebstahl von Holz, von Obst ꝛc. in einer Gegend, die davon Ueberfluß hat, und wo damit kein Handel getrieben werden kann, mit einem anderen, welcher in einer weithin Handel treibenden Gegend verübt wird. Dort bilden sich, der Natur der Verhältnisse gemäß, ähnlich wie bei dem Wilden, die Erwartungen ganz allgemein schwach, in geringer Ausdehnung, lässig aus; dagegen sie hier die größte Stärke, Ausdehnung, Gespanntheit gewinnen können. Wer sich also in diese letzteren Erwartungen eingelebt hat (denn allerdings kann es auch hier Solche geben, die, den Wilden gleich, ihre Empfindungen noch nicht in dieser Richtung erweitert haben), Der wird auch dem fremden Eigenthumsrechte ein größeres Gewicht beilegen müssen; und bei ihm also wird auch eine größere Stärke der Begierde vorausgesetzt werden müssen, wenn er dasselbe verletzt. Hierin findet auch die erwähnte barbarische Strenge der Gesetze bei den Engländern ihre wahrscheinliche historische Erklärung. Indem diese schon von sehr frühen Zeiten her durch die Lage ihres Landes in den Stand gesetzt waren, auch dem an und für sich im Ueberflusse vorhandenen Eigenthume durch Tausch eine größere Förderung abzugewinnen, so mußte auch das darauf gehende Recht bei ihnen einen höheren Werth und eine größere Heiligkeit gewinnen.

Von diesen Verhältnissen aus nun zeigt sich uns eine unendliche Abstufung bis zu denjenigen hinauf, welche die größte moralische Abweichung enthalten. Wir haben auf

der einen Seite die mannigfachsten Grundneigungen, und in den mannigfachsten Graden der Abweichung von der moralischen Norm; und wir haben auf der anderen Seite die mannigfachsten Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten in der Ausbildung der Motive, welchen die Gegenwirkung gehört (der Vorstellungen und Empfindungen von den Eigenthumsrechten). Und zwar kommen die letzteren zwiefach in Betracht: theils von Seiten ihrer eigenen Beschaffenheit, und theils und vorzüglich als Erkenntnißgründe für die Stärke der zur Verletzung der Rechte treibenden Neigungen*). Nur indem wir dies Alles zusammenfassen, und dabei Jedes in seiner vollsten Individualität in Rechnung stellen, sind wir im Stande, unserem moralischen Urtheile die Vollständigkeit zu geben, welche die Grundbedingung für seine Gerechtigkeit bildet. Auch hier fehlt man beinah durchgehends darin, daß man ein aus den moralischen Eindrücken von hundert und mehreren verschiedenen Fällen gebildetes Aggregat als gemeinsames Prädikat zu allen Fällen hinzubringt, und so bald zu einem übermäßig harten, bald zu einem ungehörig milden Urtheile hinüberschwankt. Hiezu kommen dann noch die mannigfachsten Beimischungen bald eigennütziger, bald uneigennütziger Art: die sympathische Nachbildung des Widerstrebens gegen den Verlust, indem man sich an die Stelle des Bestohlenen oder Beraubten setzt, der Reflex des allgemeinen Unwillens oder der allgemeinen Verachtung rc., und was sich sonst noch diesem Ge-

*) Man vergleiche die Ausführung, welche ich hievon in meinen „Grundlinien des Naturrechtes rc.“, Band I., S. 314 ff., gegeben habe.

misch anschließen mag: welches dann nicht selten in der Gesammtheit aller seiner heterogenen Bestandtheile, und ohne irgend eine Unterscheidung zwischen denselben, dem moralischen Urtheile zum Grunde gelegt wird.

Werfen wir nun zuletzt noch einen Blick auf den Dieb oder Räuber von Profession: so ergiebt sich das moralische Urtheil über diese wieder als ein anders organisirtes. Nicht nur müssen wir moralische Grundlagen von weit stärkerer Abweichung voraussetzen: einen weit höheren Grad von sittlicher Rohheit, oder Dem gegenüber, unsittliche Neigungen von einer Steigerung, die es erklärlich macht, daß sie stätig in derselben Art, und ohne andere Mittel zu versuchen, bei der Verletzung der Eigenthumsrechte beharren; sondern es schließen sich außerdem beinah nothwendig noch weit verderblichere moralische Folgen an. Der Dieb oder Räuber von Profession befindet sich gewissermaßen in einem beständigen Kriege gegen die bürgerliche Gesellschaft. Vermöge der steten Nicht-Achtung ihrer Interessen werden die Fähigkeit und die Neigung zur Nachbildung derselben immer mehr und mehr ertödtet; der Mensch geräth immer mehr in eine völlige Isolirtheit gegen sie, in die entschiedenste Selbstbeschränktheit hinein; und indem die bürgerliche Gesellschaft genöthigt wird, auch von ihrer Seite wieder ihn als ihren Feind zu bekriegen, entstehn Reibungen über Reibungen, welche zuletzt seinen Charakter im höchsten Grade verbittern müssen. So nimmt das Böse in allen seinen Formen beinah unrettbar von seiner Seele Besitz: denn wie kann Der für bessere Gefühle offen sein, welcher täglich und stündlich in Grimm und Bosheit aufgeregt ist?

Fassen

Fassen wir nun Alles zusammen, so zeigen sich durch diese moralische Eigenthümlichkeit der Mittelneigungen zunächst zwei Vorschriften bedingt. Einmal, was die Beurtheilung Anderer betrifft: daß wir in Hinsicht dieser Neigungen eine noch größere Vorsicht beobachten, als zu der wir schon im Allgemeinen verpflichtet sind; und namentlich, wo wir Jemand nicht nahe genug stehn, um seine Grundneigungen mit der erfoderlichen Bestimmtheit und Genauigkeit zu erkennen, unser Urtheil aufschieben. Nur zu gewöhnlich legt man dafür ohne Weiteres die Mischungsverhältnisse unter, welche man bei sich selber oder bei seinen nächsten Umgebungen kennen gelernt hat; und wird so gegen Diejenigen ungerecht, bei denen sich andere Grundneigungen, oder doch andere Kombinationen und Verflechtungen derselben finden. Außerdem aber, zweitens, entsteht uns in Bezug auf uns selber die Pflicht, die in uns begründeten Mittelneigungen unablässig wieder von neuem sorgsam zu prüfen, ob und in welcher Art etwa Grundneigungen hinzugetreten sind, und welche Stärke jede von den älteren hinzuerworben hat. Da nämlich dieselben bei ihrem Zusammenwirken in der Mittelneigung für das Bewußtsein verdunkelt sind, so wird es der Eigenliebe nur zu leicht, auf Rechnung einer edleren Neigung zu stellen, was doch aus der Ueberstärke einer niederen stammt; während vielleicht die erstere im Gegentheil schwächer ist, als sie sein sollte. Nur eine stets gespannte Wachsamkeit kann uns in dieser Hinsicht vor Abweichungen von der sittlichen Norm sicher stellen.

Bei dieser Unbestimmtheit der allgemeinen Beurtheilung stellt sich jedoch Ein Verhältniß entschieden als verkehrt heraus: wenn nämlich das Mittel zum Zwecke erhoben,

z. B. Geld gesammelt wird nur um des Sammelns willen, ohne allen Gebrauch oder auch nur Aussicht auf Gebrauch; äußerliche Religionsübungen angestellt werden als bloßes opus operatum, ohne daß dabei eine innere Vervollkommnung auch nur erstrebt würde rc. Es giebt Fälle, wo sich diese Verkehrtheit so steigert, daß die Unterschiebung des Mittels an die Stelle des Zweckes direkt dem letzteren entgegenwirkt, z. B. der aus Furcht vor künftigem Mangel Geizende eben deshalb jetzt Mangel leidet, oder wohl gar verhungert; der Feige, welcher Soldat werden soll, aus Furcht vor dem Tode sich jetzt das Leben nimmt; der eifersüchtig Ehrgeizige sich vor Niederen oder selbst vor Denjenigen erniedrigt, mit welchen er rivalisirt rc. Diese bei'm ersten Anblick höchst räthselhaften Erscheinungen finden ihre Erklärung darin, daß die übermäßige Ansammlung der Schätzungs- und Strebungsspuren in bestimmten Vorstellungsverknüpfungen (mit der Vorstellung des höheren Alters, des Schlachtgewühls, bestimmter Ehrenstellen rc.) geschehn kann: wo sie denn auch nur in diesen Verbindungen mit ihrer sittlich-abweichenden Stärke wirken wird. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß mit dieser beinah in allen Fällen Abweichungen in der Form der Seelenkrankheiten verbunden sind: überspannte Einbildungsvorstellungen, zuweilen bis zu wahnsinnigen Vorspiegelungen gesteigert, und Verrückungen, wie sie durch übermäßig vielfache Ansammlung der gleichen Vorstellungsspuren und durch Aneignung der Bewußtseinselemente bei zu häufiger Reproduktion begründet werden. Ueberhaupt ist hier der Vorstellungsverwirrung ein weit größerer Spielraum, als bei der Bildung der übrigen Neigungen, geöffnet. Dasselbe Ding kann ja auf hundert und tausend verschiedene Zwecke als Mittel bezogen werden, und indem die

auf alle diese Zwecke sich beziehenden Neigungen und unzählige mit diesen in Zusammenhang stehende Vorstellungsreihen für die Erstrebung desselben zusammenwirken, eine Verzweigung und eine Verwickelung des Vorstellens nicht weniger, als der Schätzungen und Strebungen entstehn, welche eine nur einigermaßen die Größenverhältnisse jedes Einzelnen würdigende Kontrolle überaus schwierig, ja unmöglich machen.

Hieran schließt sich sogleich von der anderen Seite, daß sich gegen die Ausartungen dieser Neigungen im Allgemeinen mehr, als gegen die einer anderen Klasse, durch verständige Betrachtungen wirken läßt. Eine Verstärkung der zu schwachen, eine Herabstimmung der zu starken Schätzungen und Strebungen ist durch keine Verstandesthätigkeit zu bewirken: denn wie wollten wir durch diese dort die mangelnden Angelegtheiten herbeischaffen, hier die zu viel gebildeten vernichten? Bei den Mittelneigungen aber ist dies in vielen Fällen gar nicht nöthig. Es kommt nur auf ein Auseinanderbilden Desjenigen an, was auf die bezeichnete Weise dunkel verschmolzen, und auf eine Verdeutlichung, eine bestimmtere Ausprägung des Zusammenhanges der Mittel mit den Zwecken in seinen verschiedenen Abstufungen. Dies kann durch verständige Ueberlegungen geschehn: wir können von den Vorstellungen des Geldes, der Herrschaft, der Freiheit ꝛc. Dasjenige abstreifen, was ihnen durch ungehörige Kombinationen geliehen worden ist.

Freilich trifft, was nur hieraus stammt, und treffen also auch die bezeichneten Verbesserungen, nicht das eigentliche Moralische. Für dieses Letztere bleibt es vielmehr stets die Hauptsache, die Grundneigungen in der

rechten Zucht zu halten: eine um so schwierigere und wichtigere Aufgabe, da sich hier besonders häufig der Satan in die Gestalt eines Engels des Lichtes kleidet, z. B. die Herrschsucht, welche in Eitelkeit oder Ruhmsucht wurzelt, dem Menschen vorspiegelt, daß er die Herrschaft nur deshalb begehre, um für Andere Gutes zu stiften, oder sie zum Guten zu führen; die Freiheitsliebe sich des reinsten Eifers für das allgemeine Wohl rühmt, obgleich ihr vielleicht nur Eitelkeit oder ebenfalls Herrschsucht und Ehrgeiz zum Grunde liegen; oder der aus Eigennutz Höfliche, Gefällige, Dienstfertige völlig uneigennützig und aus reinem Wohlwollen zu handeln glaubt.

II. Moralische Neigungen.

Vielleicht an keinem anderen Punkte stellt sich eine so große Verschiedenheit der vorliegenden tieferen Auffassung von den bisherigen heraus, als an diesem: in welchen sich ja auch, der Natur der Sache nach, alles Uebrige koncentriren muß.

Das Moralische wird gewöhnlich als ein besonderes Angeborenes dargestellt; und eben so die Neigungen, welche darauf gerichtet sind, entweder als angeborene angenommen, oder doch als ohne weitere Vermittelung begründet und von sehr einfacher Natur. So bei Kant: nach welchem nur Dasjenige wahrhaft sittlich sein soll, was aus Achtung vor dem moralischen Gesetze geschieht, und da er überdies Sittlichkeit und Unsittlichkeit aus einem unzeitlichen Entschlusse ableitet, auch die moralischen Neigungen, wir wissen nicht,

sollen wir sagen vor die psychische Entwickelung des irdischen Lebens, oder als über derselben schwebend, gesetzt werden.

Von allem Diesem haben wir nun das Gegentheil gefunden*). Das Moralische ist zwar allgemein-menschlich-gleich prädeterminirt, aber nicht angeboren, oder auch nur präformirt. Streng genommen, ist dasselbe ursprünglich gar nichts Besonderes: nur die fehlerlose Ausbildung der allgemein-gleich vorherbestimmten Werthschätzung. Der Gegensatz zwischen dem Sittlichen und dem Sittlich-Abweichenden entsteht zunächst adjektivisch; und erst durch das Zusammenfließen mehrerer gleichartig in diesen Formen ausgebildeter Entwickelungen wird das Eine, wie das Andere, als ein besonderes Substantielles ausgebildet. Nur auf der Grundlage hievon können dann Neigungen entstehn: wie alle übrigen, durch vielfache Ansammlung von Spuren Desjenigen, was eine eigenthümliche Steigerung oder Herabstimmung enthält; und diese Neigungen also sind stets etwas sehr Abgeleitetes.

Nicht nur dies aber, sondern aus dieser Bildungsweise ergiebt sich sogleich noch ein Dreifaches, welches in mehrfachen Beziehungen von großer Wichtigkeit ist.

Zuerst, da diese Neigungen durch das Zusammenfließen mehrerer Akte und die gesonderte Hervorbildung eines ursprünglich Adjektivischen entstehn, so sind sie stets auf ein mehr oder weniger Abstraktes gerichtet. Dies war es, was Kant veranlassen konnte, die Achtung vor dem allgemeinen Gesetze (vor einem Abstrakten) als das Grundmotiv des Moralischen zu betrachten. Doch ist dieses Ver-

*) Man vergleiche hiezu Band I., bes. S. 181 und S. 338 ff.

hältniß nicht zu streng zu fassen: indem wir ja doch zu den moralischen Neigungen auch diejenigen zählen müssen, welche sich auf einzelne Lebensverhältnisse und die für diese ausgebildeten Ideale von Weltansichten, Gesinnungen, Begehrungen, Wollungen beziehn: auf die konkreten oder mehr adjektivischen Ausbildungen des Moralischen. Zwischen diesen und den Neigungen, welche auf das abstrakt Hervorgebildete und hiedurch zum Substantiellen gewordene Moralische gehen, findet sich ein stätiger Uebergang.

In genauer Verbindung hiemit ergiebt sich zweitens, daß wir bei diesen Neigungen im Allgemeinen keine entschiedene Richtung auf das Thun zu erwarten haben. Die Form des Moralischen bildet sich eben so wohl in (praktischen) Vorstellungen und Schätzungen, wie in Strebungen aus; und selbst wenn diese letzteren in den Gebilden gegeben sind, welche, in den bezeichneten Abstraktionsproceß eingehend, das Moralische als ein Besonderes hervortreten lassen, muß sich bei dieser Verarbeitung das Aufstreben mehr oder weniger abstumpfen. Dasselbe kann sich allerdings auch erhalten, und, wenn es sehr stark und hoch gesteigert war, mit bedeutender Macht erhalten. Aber Fälle dieser Art werden doch nur sehr selten vorkommen; und im Allgemeinen also ist es als etwas Zufälliges zu betrachten, wenn die moralischen Neigungen auf ein Thun gerichtete Strebungen enthalten. Der Norm, als solcher, ist dies nicht wesentlich; ihr wesentlich nur die höhere Steigerung in Bezug auf das Innerlichste und Werthvollste im Menschen, und der Gegensatz mit dem hievon Abweichenden. Das Streben in den moralischen Neigungen also ist zunächst nur auf die Ausbildung zum Bewußtsein gerichtet. Daher auch die größere Macht, welche, im Vergleich mit den positi-

ven Formen, dem Widerstreben und den Widerstrebungsneigungen zukommt. Durch die Verschließung oder Entziehung des Bewußtseins wird dem Sittlich-Abweichenden zugleich auch die Fortwirkung auf das Handeln abgeschnitten; und in dieser negativen Richtung also werden sich die moralischen Neigungen sehr wirksam erweisen können*). Hiemit aber ist der sittlichen Anfoderung nur sehr unvollkommen genügt. Es erfolgt das Unrechte nicht, aber es erfolgt auch nicht das Rechte; und noch weit weniger wird unmittelbar für die moralische Norm eine höhere Strebungskraft erworben, oder dem Sittlich-Abweichenden innerlich seine Macht genommen. Daher sich denn auch, wo diese Macht groß, und dabei die Macht des Sittlichen für die Bewußtwerdung eben so groß ist, die Vorwürfe und Kämpfe ins Unendliche hinziehn, und eine tief greifende Zerrüttung der Seele herbeiführen können.

Hiezu kommt dann noch ein Drittes. Da sich das Moralische zunächst als Form, oder adjektivisch, an den Weltansichten und Neigungen ausbildet, so können die unmittelbaren Motive, oder diejenigen, welche aus der Schätzung der Sache selbst hervorgehn (durch die mit dieser verbundenen Güter und Uebel begründet sind) den formalen Motiven und den moralischen Neigungen, zu welchen sich dieselben ausbilden, an Werth vollkommen gleichstehn**). Sie sind eben der Reinheit fähig, und dabei in Hinsicht der Tendenz zur Praxis im Allgemeinen den letzteren

---

*) Man vergleiche über die psychologischen Grundverhältnisse dieser wichtigen Verschiedenheit meine „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 430 ff. u. 436 ff.; „Lehrbuch der Psychologie", S. 140 f.

**) Vgl. hiezu Band I., S. 94 f.

überlegen. Dem gegenüber besteht der Vorzug der formalen Motive nur in ihrer größeren Festigkeit und Klarheit. Bei jenen unmittelbareren wissen wir nicht (auch wenn das Handeln der Norm gemäß erfolgt ist), ob nicht daneben andere, jetzt zufällig nicht geweckte Motive vorhanden sind, welche in einem späteren Falle das Uebergewicht auf die andere Seite bringen werden. Dagegen dort ein mehr Fertiges, Abgeschlossenes vorliegt: ein durchgebildetes Produkt aus mehrfach, unter verschiedenen Erweckungsverhältnissen kombinirten und in dieser Kombination fixirten Motiven. Schon insofern ist ein Verlaß von größerer Sicherheit darauf; noch mehr aber, wenn sie zugleich durch das Hinzutreten von Begriffen zu Sätzen ausgebildet sind, und hiedurch zwar nicht an Triebkraft oder Höhe des Aufstrebens (denn diese können ja die Begriffe nicht geben), aber an Stärke der Ausbildung und des Beharrens im Bewußtsein gewonnen haben*). Die Censur durch diese Gebilde wird dann eine größere Haltung erhalten, und überdies von ihnen gewisse regelnde Einflüsse ausgehn können: indem sie das mit ihnen Einstimmige anziehn und koncentriren, das Entgegengesetzte abstoßen und unterdrücken.

Gehn wir nun zur praktischen Betrachtung über, so ist uns für diese sehr bedeutend vorgearbeitet durch die früher gegebenen Erörterungen über die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Gewissensanfoderungen**). Die Elemente dieser sind es ja, welche (bei vielfacher Ansammlung) zu Neigungen werden: freilich nicht immer in derjenigen

---

*) Vergl. Band I., S. 350 ff.

**) Vgl. Band I., S. 477—95.

Kombination, in welcher sie sich in den Gewissensanfoderungen finden, da es ja auch positive Neigungen giebt, welche, unmittelbar auf das Sittliche gerichtet, keinen Theil haben an dem im Gewissen hervortretenden Gegensätze desselben mit dem Sittlich-Abweichenden. Wir haben demnach hier nur noch eine Nachlese zu halten, vorzüglich in Hinsicht der Ausbildung zu Neigungen.

Im Allgemeinen kommt es auf zweierlei an: daß in allen Neigungen dieser Art das Moralische durchgängig richtig, und daß es in angemessener Stärke ausgebildet sei. Dem parallel können auch die Abweichungen theils das Qualitative, theils das Quantitative treffen.

In Hinsicht des Qualitativen stehn zwei Klassen von Abweichungen einander gegenüber, die wir mit den Ausdrücken „moralische Laxität" und „moralische Ueberspanntheit" bezeichnen können.

Der Fehler der ersteren besteht darin, daß die moralischen Normen, welche in diesen Neigungen hervortreten, entweder überhaupt nicht zur rechten Höhe und Reinheit hervorgebildet, oder später herabgestimmt und verunreinigt worden sind. Der untergeordneten Formen giebt es hiefür so viele, wie für die sittlichen Abweichungen überhaupt: Rohheit, falsche Werthschätzung, Hingegebenheit an Begierden, Selbstbeschränktheit und Verstimmung zum Bösen hin. Am häufigsten sind die Einmischungen eigennütziger Motive. Was ihnen Vortheil bringt, das sind die Meisten geneigt, bei sich selbst und bei Anderen nachsichtig zu beurtheilen, sophistisch zu rechtfertigen, ja wohl geradezu in ihre Vorstellungen von den Pflichten und ihre moralischen Ideale aufzunehmen. Die sittliche Rohheit offenbart sich in

dieser Bildungsform vorzüglich darin, daß Steigerungen anderer Art, die des Kraftgefühles, der Klugheit, der Freude über die eigene Geschicklichkeit und das Gelingen ꝛc. an die Stelle der moralischen Steigerung untergeschoben, oder doch so mit derselben verschmolzen werden, daß sie das am meisten in den Vordergrund tretende Element werden. So giebt es Manche, welchen Bravour und Unerschrockenheit als die höchsten Tugenden erscheinen. Man hat nicht wenige Beispiele von Dieben und Räubern, welche sich mehrmals in Lebenslagen befanden, in denen sie sich nicht allein ihren Unterhalt zu verdienen im Stande waren, sondern sich selbst eines gewissen Ueberflusses, einer gewissen Eleganz und angenehmer Gesellschaft erfreuen und fortwährend zu erfreuen hoffen konnten, und die dessen ungeachtet zu ihrem gesetzwidrigen und gefährlichen Gewerbe zurückkehrten. Die schmeichelnden Erinnerungen an den Muth und die Geschicklichkeit, mit welchen sie heimliche Unternehmungen ausgeführt, und den von allen Seiten drohenden Gefahren entgangen waren, der Kitzel der hiebei empfundenen Erhebung über Andere zogen sie (wie sie in ihren späteren Geständnissen selbst aussagten) unwiderstehlich zu ihrer früheren Lebensweise zurück, während die Schuld ihrer Handlungen, so wie das dadurch gewirkte Unglück, von ihnen übersehn oder gering geachtet wurden*): in ähnlicher Art, wie ein militairischer Held bei der Freude über den Sieg kein Bedauern empfindet über den Verlust, der eigenen Parthei eben so wenig wie den der Feinde. Hiemit können dann über-

*) „Die Gewissensbisse steigen mit der Stärke (sittlichen Höhe) des Gewissens, und die besten Menschen werfen sich mehr vor als die schlimmsten".

dies auch mancherlei bösartige Motive verschmelzen. Die Befriedigung der Rache z. B. stellt sich dem sittlich-verstimmten Menschen nicht nur als Bedürfniß, als süßer Genuß, sondern selbst als heiliger Beruf dar: so daß er an ihrer Rechtmäßigkeit nicht im mindesten zweifelt, ja sich über ihre Vernachlässigung, oder die Zurückstellung derselben in Folge von Mitleid und anderen wohlwollenden Empfindungen die schmerzhaftesten Vorwürfe macht*). Wie mannigfach sich endlich zu hohe Schätzungen und zum Uebermaße gesteigerte Begehrungen in die moralischen Neigungen einmischen können, brauchen wir kaum noch zu erinnern. Den

---

*) So erzählt James Hall in seinen Sketches of history, life and manners in the West (Philadelphia 1835) von einem Gränzbewohner (Colonel John Moredock), dessen Mutter, mit allen ihren Kindern außer ihm, auf einem Zuge nach einem anderen Wohnplatze von den Indianern grausam ermordet worden war. In Folge dessen hatte er sich die Rache an denselben gleichsam zum Lebensberufe und zur Gewissenssache gemacht. „Er hatte den Entschluß gefaßt, nie einem Indianer das Leben zu schenken; und obgleich er nicht mit diesem Entschlusse prahlte, und ihn selten gestand, so wurde er doch zu seiner herrschenden Leidenschaft. Er hielt es für preiswürdig, einen Indianer zu tödten, und konnte stillschweigend und allein Tage und Wochen lang in dieser einzigen Absicht durch den Wald streifen. Begegnete ihm ein Einzelner, so wurde dieser sicher sein Opfer; wenn ein Haufe, so folgte er entweder insgeheim ihren Fußstapfen, bis sich eine Gelegenheit zu einem Streiche darbot, oder, wenn er entdeckt wurde, täuschte er sie durch seine überwiegende Geschicklichkeit. Er starb als ein alter Mann; und man glaubt, daß er nie eine Gelegenheit hat vorübergehn lassen, einen Wilden zu tödten. Dabei war er ein Mann von trefflichem Charakter und warmem Gefühle. Er verwaltete ein großes Gut mit Fleiß und Gelingen, und gewann die Zuneigung seiner Nachbarn durch seine gefälligen Manieren und sein wohlwollendes Betragen. Er war heiter, gesellig und gastfrei, und Niemand im ganzen Bezirke allgemeiner bekannt und geachtet".

Einen ist die Ehre ihr Gott, welchem sie sich jedes Opfer zu bringen berechtigt glauben; den Anderen bildet sich ein von Genuß zu Genuß fortgehendes Leben. um der Bonhommie willen, die bei ihnen damit verbunden ist, gewissermaßen zu einem moralischen Ideale aus. So sehn wir den Menschen in allen den Formen, welche wir früher kennen gelernt haben, das Moralische, statt in der rechten Schärfe und Strenge, in einer Laxität ausbilden, welche der wahren sittlichen Vollkommenheit wesentlich entgegen ist.

Da die Neigungen, welche diese Laxität an sich tragen, in der früher angegebenen Art, aus mannigfaltigen besonderen moralischen Gebilden zusammenfließen, so können sie in verschiedenen Verbindungen sehr verschieden erzeugt werden. So sehn wir manche Menschen, welche gegen sich selbst überaus nachsichtig sind, gegen andere Menschen große moralische Strenge üben; oder sie sind auch wohl umgekehrt gegen sich selber sehr streng (selbst wo sie zu einer solchen Strenge keine Veranlassung haben, indem ihre Neigungen schon ursprünglich mit der moralischen Norm einstimmig gebildet sind), während sie Andere mit der äußersten Nachsicht beurtheilen. Nachdem ihre eigenen Neigungen schon in dem rechten Ebenmaße gefestigt waren, und sie also von moralischer Ansteckung nichts mehr zu fürchten hatten, haben sie in vielfachem Zusammenleben mit unmoralischen Menschen, welche doch auf der anderen Seite durch manches Gute und Liebenswürdige ausgezeichnet waren, ihre Foderungen zu ihren Erfahrungen herabgestimmt. Ihre Gutmüthigkeit, ihr allgemeines Wohlwollen machten sie geneigt, dieselben so milde als möglich zu beurtheilen; und überdies hatten sie Gelegenheit zu bemerken, daß hohe Anfoderungen nicht selten Heuchelei, Ueberspanntheit und unruhiges Trei-

ben hervorrufen, und die Menschen, je mehr man von ihnen in Hinsicht der Moralität verlangt, nur um so weniger geneigt sind, diesem Verlangen nachzukommen. Während sie also sich selber nicht die mindeste Abweichung von den Vorschriften der Redlichkeit, der Wahrhaftigkeit, der Mäßigkeit rc. gestatten, ja vielleicht die uneigennützigste Wohlthätigkeit und die edelmüthigste Selbstaufopferung für das allgemeine Wohl üben, sehn wir sie für Andere nicht nur ein leichter zu erreichendes Ziel stecken, und deren Handlungen und Aeußerungen so günstig, wie es nur irgend möglich, auslegen, sondern selbst dann, wenn dieselben entschieden von der moralischen Norm abweichen, und sehr bedeutend abweichen, sie mit einer Nachsicht entschuldigen, welche in manchen Punkten an moralische Indifferenz streift.

Dem gegenüber nun steht die moralische Ueberspanntheit. Aber wie ist eine solche überhaupt möglich, da ja das Moralische das Höchste für den Menschen ist, einen absoluten Werth hat, und also, der Natur der Sache nach, eine Ueberschätzung desselben nicht wohl denkbar ist? — Unstreitig kann Dasjenige, dessen Schätzung überspannt wird, nicht das wahre Moralische sein, sondern nur ein scheinbares. Aber wie entsteht dieser Schein?

Dieses Räthsel löſ't sich leicht, wenn wir bedenken, daß das Moralische nicht irgendwie fertig und fehlerlos gebildet aus dem Inneren des Menschen hervortritt, sondern erst gebildet werden muß, und zwar auf der Grundlage einer lose gehaltenen Prädetermination und ursprünglich als ein Adjektivisches. Nicht nur dies aber, sondern, obgleich selbst von absolutem Werthe, wird es an Demjenigen gebildet, was relativen Werth hat: an den Schätzungen und Strebungen, welche sich auf Steigerungen und

Herabstimmungen (Güter und Uebel, Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten) beziehn*). Absoluten Werth hat das Moralische als Eigenschaft des Subjektes, und im Gegensatze gegen das Sittlich-Abweichende. In Beziehung auf die geschätzten und erstrebten Objekte aber haben wir ein Relatives; und was bei der einen Kollision das Höhere (Werthvollere) ist, so daß es, der allgemein-gültigen Norm gemäß, für uns zum Bestimmenden werden soll, Das kann bei einer anderen Kollision ein Niederes (nach der allgemein-gültigen Norm weniger Werthvolles) sein.

Unter diesen Umständen nun kann es geschehn, daß das in einer Einbildungsvorstellung oder einem Begriffe gesondert hervor- und zum Gegenstande einer Neigung ausgebildete Moralische auch auf Dasjenige übertragen wird, bei welchem es sich nicht findet. Dies geschieht namentlich leicht, wenn es sich bei der Mehrzahl der unter eine gewisse Kategorie gehörenden Fälle wirklich findet, und also die vielfach gefestigte Association dieser Kategorie mit der Vorstellung des Moralischen diese falsche Uebertragung erleichtert, ja, so lange nicht eine tiefer eindringende Zergliederung hinzugetreten ist, für Denjenigen, bei welchem überhaupt die Vorstellung und die Schätzung des Moralischen zu größerer Stärke ausgebildet sind, beinah nothwendig macht. So ist es (wie wir schon früher auseinandergesetzt haben) in tausend Fällen gegen Einen Tugend und Pflicht, sich in allen seinen Aeußerungen streng an die Wahrheit zu halten. Sehr leicht also werden sich für den Gewissenhaften die Vorstellung des Moralischen und die darauf gerichtete Neigung

*) M. vgl. hiezu und zum Folgenden Band I., S. 99 ff.

auch auf den Einen Fall ausdehnen, bei welchem von den vorliegenden Verhältnissen aus, der allgemein-gültigen Werthschätzung nach, das Gegentheil bedingt ist*), und er wird der Norm eine zu große Ausdehnung geben. Oder man nehme die Werthschätzung der Ehre. Die wahre Ehre ist ein so hohes und wichtiges Gut, und es finden sich dabei im Leben so viele Veranlassungen, dieselbe aus niederem Eigennutze, aus Augendienerei, aus Feigheit hintanzusetzen, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn sich diesen gegenüber eine moralische Ueberspanntheit gebildet hat, welche sie unter jeder Bedingung aufrecht zu erhalten bestrebt, und ihr auch solche eigene und fremde Interessen zum Opfer zu bringen geneigt ist, welche der wahren Werthgebung nach höher stehn. Indem wir dann, vermöge dessen, unzähliges Unheil dadurch gestiftet, und die sonst achtungswerthesten Charaktere dadurch irre geleitet und verderbt werden sehn, daß sie falsche Ehre, oder daß sie die Ehre mit einer Leidenschaftlichkeit erstreben, welche keine Gränzen mehr kennt: so kann auf der anderen Seite, im Gegensatze hiemit, eine moralische Ueberspanntheit entstehn, welche das Streben nach Ehre unter allen Verhältnissen verbietet, ja die Pflicht auferlegt, vielmehr Unehre bei den Menschen zu suchen. Oder, um noch ein anderes Beispiel anzuführen: die Erhebung über das Irdische zum Ueberirdischen ist nicht nur etwas höchst Preiswürdiges, sondern auch in manchen Lagen des Lebens das Einzige, was den Menschen vor Verzweiflung, vor schwerlastendem Trübsinn, vor Menschenhaß bewahren kann, und daher in irgend einer Form für Denjenigen,

---

*) M. vergleiche hiezu Band I., S. 18 ff. und den vorliegenden Band, S. 345 f.

welcher sich zu umfassenderer Besinnung über sich selbst und die Welt ausgebildet hat, entschieden Pflicht. Aber wenn Jemand unter Verhältnissen, wo es, zu seiner eigenen Rettung oder zur Rettung Anderer, ein kräftiges Handeln gilt, nichts weiter thut und thun zu dürfen glaubt, als um Rettung beten: so haben wir auch hierin unstreitig eine Ueberspanntheit, welche das für einige Fälle Angemessene fälschlich auf andere überträgt.

Für eine genauere moralische Würdigung halte man zweierlei auseinander. Hat sich einmal bei Jemand eine moralische Ueberspanntheit ausgebildet, so legt sich diese als Norm für seine Handlungen unter; und zeigen sich also diese letzteren mit dem durch jene Gefoderten in Widerspruch, so müssen wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß irgend eine sittlich abweichende Begierde oder Schätzung dazwischen getreten ist. Insoweit also ist das Widerstreben, welches sich unter diesen Umständen bei den in gleicher Art Ueberspannten meistentheils mit großer Stärke auszubilden pflegt, ein wohlberechtigtes. In Angemessenheit zu der Höhe der Ueberspanntheit muß auch das Sittlich-Abweichende, welches im Gegensatze damit den Sieg davon getragen hat (die Feigheit, der Eigennutz 2c.), in bedeutender Höhe ausgebildet sein. Aber bei den in einer solchen Ueberspanntheit Befangenen macht sich das verwerfende Urtheil meistentheils in viel größerer Ausdehnung geltend. Sie legen ihre Ueberschätzung ohne Weiteres als Maßstab für die Beurtheilung aller anderen Menschen unter, und glauben sich auch Diejenigen zu verdammen berechtigt, welche nur deswegen anders handeln, weil sie sich von dieser Ueberspanntheit frei und mit der allgemein-gültigen Werthgebung einstimmig ausgebildet haben. Sie rechnen ihnen als Verbrechen gegen die

Pflicht

Pflicht der Wahrhaftigkeit, gegen die wahre Ehre, gegen die Frömmigkeit rc. an, was doch lediglich daraus hervorgegangen ist, daß sie der falschen Auffassung und Schätzung derselben, welche jener Ueberspanntheit zum Grunde liegt, entweder immer fremd geblieben, oder, wenn sie vielleicht früher davon ebenfalls befangen waren, derselben inne geworden sind, und sich aus derselben herausgearbeitet haben.

Haben wir demnach auch hier falsche Schätzungen, Strebungen und Widerstrebungen, so kann der Schein entstehn, als falle die der moralischen Ueberspanntheit zum Grunde liegende Verirrung mit den früher erläuterten moralischen Abweichungen zusammen. Eine genauere Betrachtung aber zeigt entschieden das Gegentheil. In den angeführten Beispielen werden ja die Wahrhaftigkeit, die Ehre, die Frömmigkeit nicht als Güter oder Uebel überschätzt, sondern weil man sie fälschlich an die Stelle des Moralischen gesetzt, oder weil man Demjenigen, was doch seinem wahren Charakter nach nur einen relativen Werth hat, irrthümlich einen absoluten untergeschoben hat: welcher doch nur dann eintreten würde, wenn ihre relativen Werthe nach der allgemein-gültigen Schätzung die entgegenstehenden überwögen, und ihnen dieses natürlich-normale Uebergewicht durch sittlich-abweichende Motive streitig gemacht würde. Wir haben also hier nicht die Form einer moralischen Abweichung (wenigstens ist das Vorhandensein einer solchen, wenn sie sich auch nicht selten hiemit verbindet, doch nur als eine zufällige Beimischung anzusehn), sondern die Formen des Irrthums, des Vorurtheils, des Aberglaubens, der Vorstellungsverwirrung, und, wo es hoch kommt, der Verrückung; und so hat denn die moralische Ueberspanntheit einen von dem der moralischen Laxität und an-

derer moralischer Abweichungen wesentlich verschiedenen Charakter. Sie kann vielleicht moralisch untadelhaft, ja im höchsten Grade ehrwürdig sein, obgleich wir sie als unrichtig, oder auch als verkehrt tadeln müssen. Das Eine thut dem Anderen keinen Eintrag; und wir würden [sie] selbst in hohem Grade lächerlich finden können, ohne daß hiedurch unsere moralische Schätzung verringert zu werden brauchte.

Am leichtesten und häufigsten bildet sich die moralische Ueberspanntheit aus, wo durch eigenthümliche Lebensverhältnisse eine gewisse Tugend als überaus wichtig, die dieser entgegengesetzte sittliche Abweichung als in hohem Maße verderblich bedingt ist. Indem dies nun in einem größeren Kreise allgemein anerkannt und lebendig gefühlt wird, reflektiren sich diese Anerkennung und dieses Gefühl ins Unendliche hin von Einem zum Anderen; und hiedurch wird das darauf sich beziehende moralische Ideal zu einer solchen Höhe getrieben, daß nichts Anderes zu ihm hinanzureichen, und sich sein Glanz weit hinaus über Alles zu erstrecken scheint, was nur irgend mit ihm in, wenn auch noch so losem Zusammenhange steht. Die geringste (selbst nur äußerliche und scheinbare) Abweichung davon stellt sich dann als eine höchst bedeutende dar; und das Widerstreben dagegen geht, indem es ebenfalls ins Unendliche hin von Einem zum Anderen reflektirt wird, zuletzt vielleicht über alle Schranken hinaus.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß solche moralische Ueberspanntheiten unter vielen Verhältnissen überaus wohlthätig wirken können. Stark andrängenden Begierden gegenüber sind sie namentlich bei noch weniger moralisch Gebildeten nicht selten das einzige Mittel, sie vor Vergehungen zu bewahren, welche sie immer tiefer und tiefer hinunterge-

bracht und zuletzt gänzlich moralisch verderbt haben würden. Von wie außerordentlicher Wichtigkeit z. B. ist die Bewahrung der weiblichen Keuschheit und Treue: indem dadurch allein die Empfindungen und Gesinnungen zwischen Eltern und Kindern, so wie der Kinder unter sich in der rechten Weise erzeugt und erhalten, und so die unschätzbaren Förderungen der Sittlichkeit gewonnen werden können, welche sich vom Familienleben aus über alle Theile des Volkslebens hin ausbreiten; während jede Abweichung von jenen Tugenden unausbleiblich die mannigfachsten Störungen für alle genannten Verhältnisse in ihrem Gefolge hat*). Im Hinblick auf jene unschätzbaren wohlthätigen Tendenzen also, und auf diese Gefahren, werden wir eine gewisse Ueberspannung in der bezeichneten Tugend: ein wenig Prüderie und übermäßige Empfindlichkeit, gern verzeihen. Auf der anderen Seite aber dürfen wir es doch nicht übersehn, daß darin nur ein Surrogat der wahren Tugend, noch nicht die wahre Tugend selbst gegeben ist. Daher auch die mit Ueberspannungen dieser Art in Verbindung stehende falsche Rangordnung der Tugenden. Allerdings ist es ein großes Laster, gegen welches der weibliche Ehrenpunkt gerichtet ist; aber es giebt noch andere größere, durch welche derselbe nicht verletzt wird; und einen wie hohen Werth auch der militärische Muth haben, wie verächtlich auch Feigheit sein mag: so ist doch diese weder so unmoralisch noch so verabscheuungswürdig wie absichtlich bewußte und boshafte Grausamkeit, welche in der allgemeinen Meinung des Soldatenstandes als weit weniger verächtlich und schändlich dasteht. So sehn wir, vermöge dieser Ueberspanntheit, gewisse moralische Ei-

*) Vergl. hiezu oben S. 67 ff.

genschaften ungleich höher gestellt, als andere von gleichem oder größerem moralischen Werthe; und hiedurch wird, wo es festere Wurzel faßt, die gesammte Entwickelung des moralischen Bewußtseins mehr oder weniger verwirrt und verkehrt werden.

Sehr verschieden von der in dieser Art gebildeten Ueberschätzung ist eine andere, oft damit zusammengeworfene: die in Folge von Uebertragung fremdartiger Schätzungen und Strebungen entstehende, z. B. wenn ein peinliches Festhalten an einer gewissen Glaubensnorm oder an äußerlichen religiösen Gebräuchen dadurch vermittelt wird, daß Jemand die (vielleicht sehr sinnlich vorgestellte) ewige Seligkeit oder Unseligkeit daran geknüpft glaubt. Diese Ueberschätznng wird mit der vorigen häufig verwechselt: theils weil von beiden nicht selten gleiche Aeußerungen und Handlungen ausgehn, theils weil auch diese Uebertragung meistentheils durch die Einstimmigkeit innerhalb gewisser Lebenskreise und die in Folge deren von Einem zum Anderen ins Unendliche hin erfolgende Reflexion gestützt und gefestigt wird. Dessenungeachtet aber sind sie wesentlich verschieden. Bei dieser Uebertragung kann die Unterlegung des moralischen Charakters, welche bei der sittlichen Ueberspanntheit das Charakteristische ausmacht, gänzlich fehlen. Wir haben dann das Bildungsverhältniß der Mittelneigungen; müssen also für die Beurtheilung zu den Grundneigungen zurückgehn, welche in verschiedenen Fällen sehr verschieden bestimmt sein können; und werden hiebei nicht selten auf Sittlich-Abweichendes stoßen, während die moralische Ueberspanntheit, wie wir uns überzeugt haben, an und für sich nur in abnormen Vorstellungsbildungen ihren Grund hat.

Allerdings können auch mit dieser letzteren mannigfache moralische Abweichungen verbunden sein; aber sie sind ihr nicht wesentlich: finden sich nur neben ihr, und gewissermaßen ungeachtet ihrer vor. So sehn wir mit dem Feuereifer für Religion und Moralität nicht selten Verfolgung Anderer verbunden; die Duldung dogmatischer Irrthümer wird der Erlaubniß von Verbrechen gleichgeachtet. Dem Pietismus vergesellschaften sich zuweilen gehässige Beurtheilung und Härte gegen Andere; auch wohl Hingegebenheit an sinnliche Ausschweifungen, oder Eigennutz und Geiz. Bei abergläubischer Gewissenhaftigkeit in Hinsicht der äußeren Handlungen findet sich gleichwohl eine gewisse Geneigtheit zu kleinlichen Listen und Auswegen*), oder die Meinung, daß es keine Sünde sei, Andere zu belügen und zu täuschen, wenn man nur den Buchstaben der gegebenen Versprechungen nicht verletze. Auch sind diese Verhältnisse des Zusammen keineswegs als bloß zufällige zu betrachten, sondern den mit einander verbundenen Eigenschaften und Handlungsweisen liegt in den meisten Fällen in irgend einer Weise eine gemeinsame Ursache zum Grunde. So gehn jene ängstliche Gewissenhaftigkeit in Hinsicht gewisser äußerer Handlungen

---

*) So z. B. (um nur zwei allgemein bekannte Charaktere namhaft zu machen, in welchen sich diese Verbindung von Eigenschaften unter sehr ähnlichen Verhältnissen ausbildete) bei Karl I. von England und bei Ludwig XVI. Bei strenger äußerlicher Redlichkeit und sehr kleinbedenklichem Pflichtgefühl, die sie von allen kühnen Maßregeln zurückhielten, durch welche sie sich und Das, was sie für die gute Sache hielten, wiederholt hätten retten können, sehn wir sie mehrfach in Intriguen und Zweideutigkeiten des Betragens verfallen, welche sie um alle Achtung, nicht nur bei ihren Gegnern, sondern auch bei unpartheiischen Beurtheilern unter ihren Anhängern bringen mußten.

und die Versteckheit, die Neigung zu kleinlichen Listen aus derselben Grundwurzel hervor: aus der Geneigtheit zur Furcht. Eine kräftige und edle Tugend ist nicht kleinbedenklich. Aber sie haben nur eine gemeinsame Ursache (die moralischen Abweichungen nicht die moralische Ueberspanntheit zu ihrer Ursache); und diese gemeinsame Ursache braucht keineswegs immer Beides zugleich zu wirken (kann die moralische Ueberspanntheit auch ohne die moralischen Abweichungen erzeugen, zu deren Ausbildung erst besondere Umstände hinzukommen müssen). Wesentlich für die moralische Ueberspanntheit ist nur die falsche Beziehung der sittlichen Schätzung: auf das (als Nebenwerk mit dem Sittlichen in Verbindung stehende, dasselbe äußerlich begleitende) Moralisch-Gleichgültige oder Unbedeutendere. Während vielleicht wichtige Dinge das Gewissen unberührt lassen, wird dasselbe durch Kleinigkeiten in die größte Aufregung versetzt; eine eingebildete Schuld läßt demselben Menschen keine Ruhe, welcher durch wirkliche Abweichungen von der sittlichen Norm wenig oder gar nicht beunruhigt wird; und er glaubt sich unschuldige Freuden entziehn, glaubt sich Leiden auferlegen zu müssen, welche auf seine Besserung keinerlei Einfluß auszuüben geeignet sind*).

Allerdings haben wir in allen diesen Fällen die wahren moralischen Neigungen nicht. Aber daß wir sie nicht haben, braucht seinen Grund nicht in moralischen Abweichungen irgend einer Art zu haben (wenn sich gleich solche auch ein-

*) So wird von der bekannten Guyon erzählt, daß sie sich nicht begnügt habe, sich körperliche Qualen aufzuerlegen, sondern sich auch bei allen Gelegenheiten geistige auferlegt habe. Sie hielt sich ein zänkisches, unerträglich unruhiges Dienstmädchen, um sich fortwährend im leidendlichen Ertragen zu üben; sie schlug

mischen können), sondern kann auch lediglich auf falschen Beziehungen oder Associationen beruhn. Daher denn auch hier mehr, als bei irgend einer anderen Verirrung auf diesem Gebiete, durch Mittheilung richtiger Erkenntnisse oder durch Aufklärung gewirkt werden kann. Dieselbe vermag unmittelbar keine Neigungen zu erzeugen oder zu vernichten; aber sie vermag durch psychologische Zergliederung die falschen Associationen der Neigungen nachzuweisen und aufzulösen, so wie auf der anderen Seite, auf der Grundlage einer umfassenden Würdigung der sittlichen Entwickelung, die vorhandenen Neigungen in die rechten Verknüpfungsverhältnisse zu setzen. Dies Beides also ist es, was wir uns in dieser Beziehung zur Aufgabe zu stellen haben: eine Aufgabe, für deren Lösung aus der Wissenschaft, (mit) mit welcher wir hier beschäftigt sind, eine unmittelbarere und direktere Förderung, als für irgend eine andere, erwächs't.

Nur mit wenigen Worten haben wir zum Schlusse dieser Betrachtungen noch der quantitativen Verhältnisse der moralischen Neigungen zu gedenken*). Das Moralische kann (qualitativ) richtig gebildet sein, aber zu schwach. Da jedoch an und für sich, wie wir uns früher**) über-

alle Gesellschaften und Vergnügungen aus, als nicht mit ihrem Vorsatze gänzlicher Enthaltsamkeit zusammenstimmend; und als sie einst der Königin nahe war, welche sie nie gesehn hatte, und sehr zu sehn wünschte, so versagte sie sich dies.

*) Vergl. hiezu oben S. 361.

**) Vgl. S. 357 ff., bes. S. 359.

zeugt haben) die moralischen Neigungen, ohne daß dadurch gerade eine Unvollkommenheit bedingt würde, auch ganz fehlen können, sobald nur die Grundneigungen durchgängig mit der moralischen Norm einstimmig gebildet sind: so kann auch die Schwäche der moralischen Neigungen nicht an und für sich ein Fehler sein, sondern nur im Verhältniß zu anderen Neigungen, welche der Zucht durch jene bedürfen. Diese Schwäche wird sich dann namentlich in der Leichtigkeit offenbaren, mit welcher die moralischen Anfoderungen beseitigt (für das Bewußtsein zurückgestellt) werden, oder auch eine Einstimmigkeit derselben mit sittlich-abweichenden Gesinnungen und Handlungen vorgespiegelt wird. Dies individualisirt sich in unzähligen Verhältnissen. So sehn wir das Gewissen durch Leidenschaften beschwichtigt, das aus individueller Neigung Hervorgegangene hinter allgemeine Gründe versteckt, die Hauptneigung durch künstliche Ausreden, durch Sophismen gegen moralische Vorwürfe gerechtfertigt, oder diese durch Scherze abgestumpft. Es werden äußere Beweggründe vorgeschoben zur Verdeckung und Entschuldigung von inneren, deren unsittlichen Charakter man Anderen oder auch sich selber verbergen will; und die Schuld des in Folge von Selbstbeschränktheit, oder Habsucht, oder Ehrgeiz 2c. gewirkten Uebels auf äußere Zufälle geschoben. Der auf die Tugend gerichteten Anfoderung wird durch den Schein derselben eine Befriedigung vorgespiegelt; und es giebt Menschen, welche zu Allem bereit sind, sobald nur ein erträglich klingender Name dafür gefunden werden kann.

Auch in diesen Fällen wird allerdings Manches durch Aufklärung gewirkt werden können: indem dadurch die moralischen Anfoderungen in ein helleres Licht gestellt und schärfer ausgeprägt werden. Aber alles in dieser Weise

Gewirkte wird doch nur Palliativkur bleiben, wenn nicht zugleich auf die Verbesserung der Grundneigungen hingearbeitet, und für die moralischen Neigungen, durch Hervorbildung und Koncentration des Normal-Gebildeten, eine größere Stärke gewonnen wird. Hierauf also wird der Erzieher, und wird Jeder für seine Selbsterziehung, mit ununterbrochener Sorgfalt hinzuarbeiten haben.

III. Religiöse Neigungen.

Die religiösen Neigungen sind überaus mannigfaltig: nicht nur überhaupt, sondern auch besonders gerade in Hinsicht des hier für unsere Beurtheilung vorliegenden Momentes. Wir haben in ihnen Gebilde vom höchsten moralischen Werthe: eine erhabene Seelenruhe und Haltung, eine ungetrübte Heiterkeit auch unter den schwersten Lasten des Schicksals, wie sie nichts Anderes zu verleihen vermag; ein ununterbrochenes Bestreben, Menschenwohl zu fördern, Menschenelend zu lindern, so wie sich selber und Andere immer gottähnlicher zu machen. Auf der anderen Seite aber giebt es keine sittliche Abweichung, welche nicht damit in Verbindung getreten wäre. Nicht nur, daß man die schrankenlosesten Ausschweifungen durch religiöse Dogmen und Gebräuche geheiligt: sogar eine Bande, welche den Mord geradezu als Handwerk und in einer Ausdehnung, wie dies vielleicht niemals sonst geschehn, getrieben, hat in einer Religionslehre und einem religiösen Kultus für ihre Schandthaten die vollste Beruhigung und Berechtigung gesucht und gefunden*). Der niedrigste Eigennutz,

*) Die durch die neuerlichen Bemühungen der englischen Regie-

der überspannteste Ehrgeiz der Priester hat die Religion zu ihrem Deckmantel gebraucht; ja dieselbe ist sogar nicht selten in direkten Gegensatz mit der Moralität getreten: indem man religiöse Gebräuche oder sonstige Leistungen als Palliativmittel vorgeschoben, und bei deren Anwendung der Sittlichkeit entbehren, und doch Gott wohlgefällig werden zu können gemeint hat. Ueberhaupt sind die religiösen Neigungen in den mannigfachsten Verhältnissen als Mittel=

---

rung, sie zu unterdrücken, so berühmt gewordenen Thugs (vgl. Ramaseeana: a vocabulary of the peculiar language used by the Thug's. With an introduction and appendix, descriptive of the system pursued by that fraternity, and the measures which have been adopted by the Supreme governement of India for its suppression. Calcutta, 1836. — Auszüge des Merkwürdigsten aus diesem Buche finden sich im Edinburgh Review, January 1837, p. 357 — 95). Diese Mörderbande bildet bereits seit vielen Jahrhunderten eine Art von religiösem Orden. Sie glauben an den göttlichen Ursprung des Thugismus, und sich durch den Dienst desselben der Göttinn der Zerstörung (Davee, Durga, Kalee oder Bhuwanee) angenehm zu machen. Einen gewöhnlichen Mord sehn sie als etwas an, was gestraft zu werden verdient, den durch sie vollbrachten als etwas Belohnungswürdiges, weil dadurch ihren Schlachtopfern der kürzeste und sicherste Weg in den Himmel eröffnet werde. Sie empfinden daher darüber keine Gewissensbisse; morden Diejenigen, mit denen sie (als Reisegefährten) Wochen lang im freundschaftlichsten Verhältnisse gestanden haben, ohne alles Mitleid, und lieben es, sich die Opfer ihrer Missethaten wieder zu vergegenwärtigen: beschreiben sie gern mit Ruhe und mit Vergnügen. Sobald die befragten Augurien günstig ausgefallen sind, glauben sie sich ihre Schlachtopfer überwiesen durch die Gottheit, und fürchten, wenn sie derselben nicht gehorchen, von ihr bestraft zu werden. — Man findet unter ihnen Menschen, welche sich in Hinsicht aller anderen Lebensverhältnisse exemplarisch verhalten: anständig, mild und liebenswürdig in ihrem Betragen, so daß sie sich die Achtung und Zuneigung der zu ihrer Gefangennehmung befehligten Officiere erwarben.

neigungen ausgebildet worden. Man hat sich durch den Glauben an religiöse Dogmen, oder durch die Beobachtung religiöser Ceremonien, Glück und Wohlergehn im irdischen Leben, oder in einem künftigen, so wie die Abwendung der verdienten Strafen, verschaffen zu können geglaubt. Es giebt nichts so Widersinniges, was sich nicht, bis in die neuesten Zeiten hin, und leider selbst unter uns Christen, in einzelnen Beispielen in dem bezeichneten Verhältnisse daran angeschlossen hätte; auf der anderen Seite ist von jeher das Höchste und Herrlichste aus ihnen hervorgegangen; und so ist denn über die religiösen Neigungen gar kein allgemeines moralisches Urtheil möglich.

Dies findet seine Erklärung zunächst darin, daß sich das Religiöse an und für sich durchaus gleichgültig gegen das Sittliche verhält. Wir sind in dieser Hinsicht nur verwöhnt durch die Religion, in deren Segnungen wir aufgewachsen sind, und in welcher freilich, nach ihres Stifters Vorbilde, neben der erhabensten Gottesverehrung zugleich die reinste Sittlichkeit gepredigt wird. Hierauf hat man (wie man denn damit sogleich bei der Hand ist) mannigfache falsche psychologische Hypothesen gegründet, durch welche dies Zusammen als wesentlich nothwendig dargestellt wurde. An und für sich aber findet sich dies nicht. Der Religion wesentlich ist es nur, daß sie sich auf das Uebersinnliche bezieht*): die Lücken, welche das in der Erfahrung Wahrnehmbare, und was wir von diesem aus zu erschließen vermögen, darbietet, durch ein Nicht-Wahrnehmbares und nicht von dem Wahrnehmbaren aus Zu-erschlie-

*) Man vergleiche hiezu die parallele Erörterung in meinem „Systeme der Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 567 ff.

fendes ausfüllt; in dieser Weise also das Bruchstückartige, welches die gesammte Erfahrungserkenntniß darbietet, ergänzt, und dieselbe zu einem Ganzen erweitert. Ein solches Bruchstückartiges findet sich nun allerdings unter Anderem auch in Hinsicht der sittlichen Verhältnisse. Unzählige Sittlich=Edle sehn wir in Elend und Kümmerniß ein trübes Dasein hinschleppen, während Unsittliche und Böse in Ueberfluß und Freuden leben. Unzählige, ja im Grunde alle Menschen ohne Ausnahme, erreichen die sittliche Vollkommenheit nicht, deren sie vermöge der Grundverhältnisse der psychischen Entwickelung fähig sein würden, und welche wir eben deshalb als die Bestimmung des Menschen zu betrachten berechtigt sind. Also unter Anderem auch in diesen Beziehungen muß eine Ergänzung durch den religiösen Glauben eintreten. Aber nur unter vielem Anderen; und es hat sehr lange gedauert, bis sich die Kultur des menschlichen Geschlechtes zu dieser Höhe erhoben, ja nur überhaupt für diese Ergänzung ein Bedürfniß ausgebildet hat. Nicht nur dies aber, sondern sie ist, selbst nachdem diese Höhe erreicht worden war, immer wieder von Neuem von derselben hinabgesunken: sogar innerhalb unserer christlichen Gemeinschaft immer wieder von Neuem zu einem Götzendienste hinabgezogen worden, welcher in manchen Ausbildungen nicht viel höher steht, als der des Heidenthums.

Der Religion und dem Sittlichen gemeinsam sind nur der Gegensatz gegen und die Erhebung über das Sinnliche. Deshalb wird auch in den vollkommneren Ausbildungen der Religion Gott als der Urheber und Vertreter des sittlichen Gesetzes gedacht. Auf der anderen Seite aber sehn wir, in den unvollkommneren Formen derselben, das Sinnliche, selbst in seinen niedrigsten Gestalten, in das (dort

sogenannte) Uebersinnliche aufgenommen (man denke etwa an die Houri's des mohammedanischen Paradieses, oder an die mannigfaltigen Vorstellungen von Gott, welche auf einen Tauschhandel zwischen Opfern und günstigen Schickungen hinauskommen): wo dann doch die Richtung auf das Moralische ganz in den Hintergrund treten muß. Und auf der anderen Seite brauchen die moralische Beurtheilung und das Streben zu moralischer Vollkommenheit an und für sich nicht über die Verhältnisse dieses Lebens hinaus, und auf ein Uebersinnliches hinüberzugehn; sondern diese Nothwendigkeit entsteht erst, wenn der Mensch in der vorher bezeichneten Weise das Bedürfniß einer allumfassenden Ausfüllung und Ergänzung der Erfahrungswelt auch nach dieser Richtung hin ausgebildet hat. Die Erhebung über das Sinnliche also, wenn auch für Beide prädeterminirt, und mit einer inneren Nothwendigkeit prädeterminirt, gelangt doch keineswegs in allen Ausbildungen derselben zur Wirklichkeit; und da sie überdies in dem Einen gewissermaßen eine andere Richtung nimmt, als in dem Anderen: so werden wir sie nur bei den höchsten Entwickelungen beider in derselben Art zu finden erwarten dürfen.

Untersuchen wir die Entstehungsverhältnisse des Religiösen noch genauer*), so zeigen sich für dasselbe im Allgemeinen zwei Quellen: die Spekulation und das Gemüth (die praktischen Bedürfnisse). Diese fließen in den mannigfachsten Verhältnissen zusammen, und ihnen schließen sich, in gleicher Mannigfaltigkeit, logische und ästhetische

---

*) Man vergleiche hiezu die ausführlicheren Erörterungen, welche ich darüber in meinem „Systeme der Metaphysik und der Religionsphilosophie", S. 548 ff. gegeben habe.

Ausbildungen an. Durch die logische Ausbildung entstehn die **religiösen Lehren** oder **Dogmen**; durch die ästhetische die **religiösen Ideale**, so wie alle Arten von **Darstellungen** und **Uebungen** der Religion.

Machen wir nun mit der Betrachtung der letzten, als des Aeußerlichsten, den Anfang: so haben wir schon früher*) auseinandergesetzt, daß es keine **Pflichten** gegen Gott, in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, geben könne. Diese gehn auf ein **Thun**; Gott aber, dem **allmächtigen**, **allgenugsamen** Wesen, kann der Mensch weder etwas Förderliches erweisen, noch etwas entziehn; und selbst unsere Anerkennung, unser Preisen muß stets unendlich hinter seinem wahren Wesen zurück- und seiner unwürdig bleiben. Als **äußeres Thun** also hat der Gottesdienst gar keine moralische Bedeutung, sondern diese kommt ihm lediglich in Bezug auf die **mit ihm in Verbindung stehende Gesinnung** zu. Von Seiten dieser aber kann er, und können die **darauf gerichteten Neigungen**, in zwiefacher Hinsicht von sehr hohem moralischen Werthe sein: in Hinsicht Dessen, **wodurch sie gewirkt sind**, oder was sie aussprechen (äußerlich in sich reflektiren), und in Hinsicht Desjenigen, **was durch sie gewirkt wird**, oder der frommen Ergebung, der Standhaftigkeit im Guten, des Wohlwollens gegen Andere rc., welche durch sie begründet oder gefestigt werden. In der ersten Beziehung sind, in der zweiten **erzeugen** sie Tugend; und in beiden können auch Pflichten entstehn, aber nicht als Pflichten gegen Gott, sondern als Pflichten gegen uns selbst und gegen andere Menschen.

Ganz dasselbe gilt auch von den **Dogmen**. Auch diese

*) Vgl. Band I., S. 460 ff.

sind nur Reflexe, sekundäre Ausbildungen der Gesinnung, und welche gewissermaßen als dagegen gleichgültig zu betrachten sind. Für die moralische Beurtheilung macht es keinen Unterschied, ob der Reflex ein äußerlicher (ein irgendwie leiblich Hervortretendes) oder ein innerer (geistiger) ist: das Logische hat eine ganz andere Bildungsform als das Sittliche, und auf welche die Gegensätze des letzteren keine Anwendung leiden. Es können daher auch in keiner Art bestimmte dogmatische Auffassungen als Pflicht gefodert werden. Sie würden dies nicht können, selbst wenn wir mit ihnen das wahre Wesen des Uebersinnlichen zu erreichen im Stande wären; sie können es um so weniger, da sie (wovon sogleich noch bestimmter die Rede sein wird) sämmtlich weit dahinter zurückbleiben, und also (als Begriffe und Sätze) sämmtlich mehr oder weniger unwahr sind. Alle moralischen Vorwürfe also, die man sich selber oder Anderen wegen des Mangels gewisser dogmatischer Auffassungen macht, sind, wenn ihnen auch nicht gerade sittliche Abweichungen zum Grunde liegen (was allerdings nicht selten der Fall ist), doch Fehlgriffe und Irrthümer. Zu diesen Vorwürfen würden wir nur dann berechtigt sein, wenn der bezeichnete Mangel aus sittlich-verwerflichen Neigungen oder Gesinnungen hervorgegangen wäre: dann aber würden sie sich auf diese zu richten haben; und die Schwierigkeit der Entscheidung hierüber möchte wohl beinah überall so groß sein, daß sie Anderen gegenüber ziemlich der Unmöglichkeit gleich zu achten sein würde.

So zeigen sich demnach die beiden Ausbildungsformen des Religiösen, die logische und die ästhetische, als in gleicher Art der moralischen Beurtheilung zur Seite liegend. Wie aber nun mit den beiden Grundquellen desselben? —

Fassen wir zuerst die auf die Erkenntniß gerichteten Grundelemente der Religion ins Auge: so müssen wir Zweierlei unterscheiden, was man bei der Beantwortung dieser Frage gewöhnlich zusammengeworfen hat: die Erkenntniß der sittlichen Verhältnisse, welche (wie wir schon oben*) bemerkt) zwar nicht in allen Religionen, aber doch in den höheren, mit dem Religiösen in Verbindung gesetzt sind, und die Erkenntniß des Uebersinnlichen in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes. Die sittlichen Verhältnisse, in ihrer ganzen Ausdehnung, sind Gegenstand der inneren Erfahrung, und nachdem die Bearbeitung dieser, vermöge der in unserer Zeit eingetretenen Reform der psychologischen Methode, zu so hoher Vollkommenheit gelangt ist, in allen Punkten vollständig zu erkennen. Das Uebersinnliche aber muß unserer Erkenntniß stets unerreichbar bleiben**). Von dem Wesen Gottes als Person, oder von Gott als einem außerweltlichen (wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen, welcher eben schon unsere Unfähigkeit bezeichnet) vermögen wir nicht das Mindeste zu erkennen oder zu wissen; wir können ihm nur, anthropomorphistisch, in diesem oder jenem Verhältnisse der Steigerung, was wir in uns selber wahrgenommen, und was sich, bei tieferer Besinnung, durchgängig als in eigentlicher Bedeutung für sein Wesen unangemessen zeigt, beilegen; und wenn man diesem Unvermögen dadurch abzuhelfen gesucht, daß man Gott und Welt identificirt, und für die Grundlegung der Religion,

statt

*) Vergl. S. 379 f.

**) Man findet das hier als Behauptung Hingestellte ausführlich begründet in meinem „Systeme der Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 495—547.

statt des Schöpfers, das Universum untergeschoben hat: so werden wir auch hiedurch, selbst für die Aufgabe der Erkenntniß, nicht besser gestellt. Oder was wissen wir vom Universum: wir kurzsichtige Bewohner unseres Erdkörpers, welcher ja, schon nach Dem, was wir wirklich wissen, nur ein unbedeutendes Sandkorn im Universum ist?! — Selbst von seiner äußeren Erscheinung wissen wir bis jetzt noch, und werden wir vielleicht immer herzlich wenig wissen; noch viel weniger aber, und so, daß es beinah mit dem Nichts zusammenfällt, von seiner bewegenden, regelnden, belebenden Kraft, auf welche doch allein, wenn überhaupt auf etwas, jene Identifikation mit Gott anwendbar sein würde. Auch durch alle pantheistischen Wendungen also vermögen wir in dieser Beziehung keine günstigere Stellung zu gewinnen, bleiben wir vielmehr mit allem unseren Erkennen in dem gleichen unendlichen Abstande von Gott.

Es muß demnach zu dem Wissen der Glaube ergänzend hinzutreten, das heißt, was uns nach Erkenntnißverhältnissen an Gewißheit und Wahrheit des Vorstellens mangelt, durch Gefühle und Neigungen ergänzt werden: mögen diese nun auf allgemein-menschlichem Grunde entstanden sein, oder in Verbindung mit besonderen historischen Verhältnissen. Durch diese allein ist von jeher Gottesverehrung begründet, sind Tempel gebaut und Altäre errichtet worden, während die Spekulation, wie jedes Erkennen, in ihren Resultaten befriedigt und abgeschlossen bleibt. Zugleich aber haben wir nun in diesem ergänzend Hinzutretenden praktische Motive, und also der moralischen Beurtheilung unterliegende; ja durch sie wird gewissermaßen auch

alles Uebrige, was wir bisher zurückgewiesen: das Aesthetische, das Logische, das Spekulative, in den Bereich dieser Beurtheilung gerückt. Auf sie, als Produkte, ist dieselbe nicht anwendbar, aber wohl auf ihre praktischen Faktoren, das heißt auf die Triebe und Neigungen, welche ihnen zum Grunde liegen. Und so ist es denn augenscheinlich: die moralische Beurtheilung der religiösen Neigungen kommt durchaus auf dasjenige Verhältniß zurück, welches wir bei den früher betrachteten Klassen der allgemeineren Neigungen gefunden haben. Wir können sie nicht in ihrer unmittelbaren Erscheinung würdigen: denn diese ist eine sehr zusammengesetzte und verwickelte; und was sich äußerlich als das Gleiche darstellt, kann aus sehr verschiedenen, ja vielleicht geradezu entgegengesetzten Grundfaktoren hervorgegangen sein. Für eine klar-bestimmte Beurtheilung also müssen wir zu diesen, oder zu ihren Grundneigungen, zurückgehn; und die moralische Würdigung dieser unterliegt derselben Norm der allgemein-gültigen Werthgebung, wie die aller übrigen Neigungen. Dies wird in ein noch helleres Licht treten, wenn wir die vorzüglichsten unter den Versuchen beleuchten, welche man in neuerer Zeit gemacht hat, den Ursprung der Religion auf eine allgemeine Formel zurückzuführen.

Hieher gehört zuerst Kant's berühmte Theorie des moralischen Glaubens. Nach dieser soll der Glaube an Gott als Postulat begründet werden von dem Verlangen nach Glückseligkeit aus, welches zwar keine absolute Berechtigung habe für die menschliche Vernunft, aber doch so weit, als es dieselbe nur in genauer Angemessenheit zu der

von Jedem erworbenen Moralität fodere. In dieser Gestalt aber sei es nicht nur wohlberechtigt und für sinnlich-vernünftige Wesen nothwendig, sondern zugleich auch nothwendig, alles Dasjenige vorauszusetzen, was sich für die Befriedigung dieses Verlangens als nothwendige Bedingung ergebe. Nun aber sei nach Naturgesetzen zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit keine nothwendige Verbindung nachzuweisen, oder in irgend einer Zukunft zu erwarten. Müsse also gleichwohl eine solche angenommen werden, so bleibe hiefür nur Eine Voraussetzung: die Voraussetzung einer von der Natur unterschiedenen Ursache der gesammten Natur, welche die bezeichnete Verbindung bewirke, das heißt Gottes, als des allmächtigen Urhebers und Regierers der Welt, welcher jene Einstimmigkeit der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit bewirken werde. Und so sei denn der religiöse Glaube eben so nothwendig wie das moralische Gesetz, aus welchem er stamme: ein Postulat der reinen praktischen Vernunft, welchem sich Niemand entziehn könne, der sich über seine sittlichen Bedürfnisse zur Klarheit ausbilde.

Aber wird denn wirklich das Verlangen nach Glückseligkeit, welches bei dieser Begründung augenscheinlich nicht nur das primum movens, sondern auch bis zuletzt das einzige movens ist, des Charakters der reinen praktischen Vernunft schon dadurch theilhaftig, daß es von dieser in Zucht genommen wird? — Unstreitig in keiner Art. Es wird lediglich in dem Uebermaße, in welchem es vielleicht ausgebildet war, eingeschränkt; und selbst dies kaum, da ja zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit überhaupt kein bestimmtes Verhältniß in irgend einer Art prädeterminirt ist, und

somit schwer nachzuweisen sein möchte, welche die rechte Angemessenheit zwischen ihnen sei. Das Verlangen nach Glückseligkeit also wird durch diese Einschränkung lediglich zu einem nicht-unsittlichen, aber keineswegs dem Sittengesetze gleichgestellt; und für die moralische Beurtheilung der darauf gegründeten religiösen Neigungen wird es demnach zwar allerdings von der einen Seite auf die Beschaffenheit des Einschränkenden, aber auch von der anderen Seite nicht weniger auf die Beschaffenheit des Eingeschränkten, oder bestimmter, des nach der Einschränkung Uebriggebliebenen ankommen. Der abstrakte Ausdruck „Verlangen nach Glückseligkeit" bezeichnet ein Kollektivum, welches unzähliger verschiedener Mischungen und Gestaltungen fähig ist, und hiemit zugleich unzähliger verschiedener moralischer Werthe: so wie auch auf der anderen Seite das sittliche Gebilde, wodurch es in der bezeichneten Weise eingeschränkt wird, nicht, wie es nach der Kantischen Darstellungsweise den Anschein gewinnt, bei allen Menschen gleich, sondern nicht weniger ein unendlich Verschiedenes ist. Die aus ihrem Zusammenwirken hervorgegangenen religiösen Neigungen also werden, nach Maßgabe der moralischen Beschaffenheit dieser beiden Faktoren, ebenfalls sehr verschiedene moralische Werthe haben müssen.

Ein sehr ähnliches Ergebniß erhalten wir, wenn wir die von Schleiermacher und Anderen behauptete Begründung der Religion auf das „Abhängigkeitsgefühl" beleuchten. Wir haben hier im Grunde dasselbe Princip, nur mehr negativ und in größerer Ausdehnung gefaßt: das Letztere, indem sich ja das Abhängigkeitsgefühl auch auf

das irdische Leben bezieht, und so die Religion bei dieser Fassung zugleich mit diesem unmittelbarer und in weiterem Umfange in Verbindung gesetzt wird. Dies ist unstreitig ein Vorzug: bringt diese wissenschaftliche Begründung der religiösen Ueberzeugungen und Neigungen vollständiger in Uebereinstimmung mit ihrer wirklichen Begründung im Leben. Von einer anderen Seite betrachtet aber, zeigt sich dieser Vorzug wieder als ein Mangel, und welcher sich als solcher namentlich für Dasjenige, womit wir es jetzt zu thun haben, sehr fühlbar geltend macht. Auch die Gefühle der Abhängigkeit nämlich können auf der Grundlage der verschiedenartigsten Neigungen entstanden sein: von den niedrigsten sinnlichen des Götzendieners, welcher für die Jagd oder für die Rache an seinen Feinden Gelingen erfleht, bis zu den erhabensten und sittlich-reinsten. Schon von dieser Seite also können die Gefühle der Abhängigkeit von den verschiedensteu moralischen Werthen sein. Ueberdies aber sind ja doch dieselben stets irdischen Ursprungs und von irdischem Charakter, selbst wenn sie sich auf die höchsten Interessen, auf die moralische Vervollkommnung des Menschengeschlechtes bezögen. Sie sind also noch nicht die Religion selbst, sondern geben nur den Anstoß, die Veranlassung zu ihrem Entstehn; nicht in ihnen selber schon ist die Richtung auf das Uebersinnliche gegeben, sondern erst in denjenigen Motiven, durch welche wir uns über die Gefühle der Abhängigkeit erheben: diesen gegenüber Trost, Haltung, Stärke gewinnen.

Nehmen wir dies in der rechten Weise und seinem vollen Gewichte nach hinzu, so ist es dann allerdings richtig, daß die Religion ihre Grundlage im absoluten

Abhängigkeitsgefühle habe*). Indem der Mensch Alles, was er ist, nicht aus sich selber ist, und selbst der

*) Dies liegt dem unmittelbaren Bewußtsein so offen vor, daß es, so lange man über die Religion nachgedacht hat, mehr oder weniger erkannt worden ist, wenn man sich auch nicht gerade des oben gebrauchten, bekanntlich durch Daub und Schleiermacher eingeführten Ausdruckes bediente. Von Anderen, die hierauf bestimmter aufmerksam geworden sind, mögen hier nur zwei der ausgezeichnetsten angeführt werden, welche dieses Verhältniß in einer eigenthümlich interessanten Weise gefaßt haben. „Eine der schwersten Künste für den Menschen (bemerkt Lichtenberg in seinen „Vermischten Schriften" Theil II. S. 127 f.) ist wohl die, sich Muth zu geben. Diejenigen, denen er fehlt, finden ihn am ersten unter dem mächtigen Schutz eines, der ihn besitzt, und der uns dann helfen kann, wenn alles fehlt. Da es nun so viele Leiden in der Welt giebt, denen mit Muth entgegenzugehn, kein menschliches Wesen einem Schwachen Kraft genug geben kann, so ist die Religion vortrefflich. Sie ist eigentlich die Kunst, sich durch den Gedanken an Gott, ohne andere weitere Mittel, Trost und Muth im Leiden zu verschaffen, und Kraft demselben entgegenzuarbeiten" ꝛc. — „Daß Du mir in Deinem Briefe (schreibt Göthe an Lavater) noch einmal den inneren Zusammenhang der Religion vorlegen wolltest, war mir sehr willkommen; wir werden ja nun wohl bald einmal einander über diesen Punkt kennen und in Ruhe lassen. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem anderen Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen Anders, als tausendfache Aeußerungen dieser Heilungskraft. Mein Pflaster schlägt bei Dir nicht an, Deines nicht bei mir; in unseres Vaters Apotheke sind viele Recepte". — Uebrigens braucht wohl nach dem Vorigen kaum bemerkt zu werden, daß wir weder von der einen, noch von der anderen Auffassung das Einzelne zu unterschreiben bereit sein würden. — Genauer ausgeprägt findet man das hier Angedeutete in meinem „Systeme der Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 552 ff. und 565 ff.

ausgebildete Mensch seine Schicksale und sich selbst nur sehr unvollkommen in seiner Gewalt hat, kann er in Bezug auf sich und die Welt nur in einem über alles Irdische hinausgehenden Glauben volle Beruhigung finden. Insofern steht die Religion in entschiedenem Gegensatze mit der Behauptung des Stoicismus, daß der Weise schon lediglich durch seine Weisheit ununterbrochen im höchsten Grade glücklich (sich selbst genug, ein König ꝛc.) zu sein vermöge. Die Seelenstärke und Resignation des Stoikers ist etwas Treffliches, um sich bei Schmerzen und Verlusten, bei Entbehrungen und Fehlschlagungen wenigstens nicht unglücklich zu fühlen. Aber weiter reicht dieselbe nicht; ja, daß sie, genau genommen, noch nicht einmal so weit reiche, und was die Stoiker von dem Stets-glücklich-sein des Weisen sagen, nur als eine überspannte Idealisirung zu betrachten sei, erhellt (wenn es überhaupt noch eines Beweises dafür bedarf) am augenscheinlichsten aus den vielen, unter ihnen vorgekommenen Selbstmorden. Wer sich das Leben nimmt, ist doch unstreitig nicht glücklich, und steht den äußeren Verhältnissen, um deren willen er dies thut, nicht frei und selbstständig gegenüber. Ueberdies aber kann auch diese Beruhigung in und durch sich selbst nur dadurch erworben werden, daß man sich in sich selbst verschanzt, auf sich selbst isolirt: Alles, was Andere betrifft, als etwas betrachtet, was uns nichts angehe*). Wenn wir diese Isolation aufgeben: die Schicksale und die Unvollkommenheiten anderer Menschen mit wohlwollender Empfänglichkeit vorstellen und mitempfinden, das unendliche Elend, unter

*) Vgl. hiezu Band I. S. 394 f.

dessen Last in jedem Augenblicke Millionen seufzen und umkommen, und die unendlich viele Thorheit, Genußsucht, Haß und Bosheit, durch welche das göttliche Ebenbild im Menschen verunstaltet wird: so fällt auch jene beschränkte Beruhigung weg; und schon auf diesem Standpunkte der Betrachtung also zeigt sich die Religion als das einzige Mittel, sich vor trüber Verzweiflung oder vor gespannter Erbitterung zu bewahren, bildet sie die nothwendige Ergänzung, oder vielmehr die nothwendige Spitze und Vollendung der moralischen Weltansicht. Wer sich über sich selber und die Welt umfassender und tiefer besinnt, muß über sich selbst und die Welt hinaus zum Glauben an Gott und Unsterblichkeit erhoben werden.

Nicht nur aber (was besonders bemerkenswerth ist), daß sich in dieser Art für die Weltbetrachtung im Allgemeinen die Religion als nothwendiger Schlußstein ergiebt: auch für die moralische Betrachtung insbesondere sehn wir uns zu ihr als zu Demjenigen hingedrängt, was uns allein volle Beruhigung und Befriedigung gewähren kann. Die moralische Beurtheilung bezieht sich an und für sich rein auf das Innere, in streҗger Absonderung von allem Aeußeren. Gehn wir aber genauer auf die Entwickelungsverhältnisse des Sittlichen ein, so zeigt sich das Innere als vom Aeußeren aus gewirkt: wir können uns nicht verbergen, daß auch die moralischen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, im Ganzen betrachtet, nothwendige Produkte der Bildungsverhältnisse sind *). Und so wird denn

*) Ich habe früher gezeigt, wie hiedurch der Freiheit des Men-

also auch von hier aus, und in dem Maße, wie sich der Mensch zu höherem sittlichen Interesse und zu einem höheren Grade von allgemeinem Wohlwollen ausgebildet hat, der religiöse Glaube als nothwendiges Supplement gefodert. Freilich nicht der für das sittliche Gefühl empörende Satz, daß von Ewigkeit her Einige zur ewigen Seligkeit, und Andere zur ewigen Verdammniß prädestinirt seien, sondern im Gegentheil der Glaube an eine Wiederbringung Aller, auch der Bösesten, durch Veranstaltungen, von welchen wir freilich nichts Bestimmteres wissen, die wir aber, in Einstimmung mit den aus der Erfahrung erkannten psychischen Entwickelungsgesetzen, in mannigfacher Weise als möglich denken können*).

Im Anschließen hieran nun sind wir die moralischen Verhältnisse der religiösen Neigungen mit großer Bestimmtheit festzustellen im Stande. Der religiöse Glaube, welcher

---

schen, sobald wir nur dieselbe in der rechten Art fassen, nicht der mindeste Abbruch geschieht, und wie diese Ansicht den wohlbegründeten Anfoderungen des menschlichen Gemüthes so wenig widerspricht, daß sie vielmehr die einzige ist, welche dieselben wahrhaft zu befriedigen vermag. M. vgl. Band I., S. 507 ff. und 554 ff. Namentlich ist auch allein unter der Voraussetzung dieser Ansicht eine allgemeine Menschenliebe möglich; durch die entgegengesetzte wird unvermeidlich Verachtung und Haß gegen einen Theil des Menschengeschlechtes bedingt: wie wir denn auch in der That diese letztere Gesinnung nur zu vielfach bei Denjenigen finden, welche auf dem früher bezeichneten Standpunkte der unmittelbaren moralischen Beurtheilung, oder auf einem parallel liegenden, stehn bleiben.

*) Man vergleiche hierüber mein „System der Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 461 ff.

diesen Neigungen zum Grunde liegt, ist, wie für eine umfassendere Besinnung über die Welt und über uns selber überhaupt, so auch für eine umfassendere Besinnung über die Entwickelungsverhältnisse des Sittlichen und Unsittlichen nothwendig. Aber er ist es eben nur für Den, welcher sich in diesem Maße besinnt; und wir können uns die Sittlichkeit, wenn auch nicht im höchsten, doch in sehr hohem Grade denken ohne diese Besinnung: welche ja zunächst nicht der moralischen, sondern der intellektuellen Entwickelung angehört, indem sie sich auf Existentialverhältnisse bezieht (auf die Verhältnisse, unter welchen das Sittliche und das Unsittliche ausgebildet werden). Wir können also auch keine allgemeine Pflicht daraus machen*); und noch weniger aus der Entwickelung des religiösen Glaubens zu bestimmten Vorstellungen, Begriffen, Sätzen, oder zu bestimmten Darstellungen und Uebungen. Diese letzteren Ausbildungen hangen großentheils von Momenten ab, welche der moralischen Beurtheilung zur Seite liegen: vom Temperamente, von dem Schwunge und der Richtung der Phantasie und der intellektuellen Entwickelung, von besonderen Erfahrungen rc.: welches Alles, so weit es nicht in tiefer liegender Be-

*) Sie würde allgemein Pflicht sein, wenn alle Menschen zu dieser Besinnung gelangten, und wenn es von allen Menschen abhinge, sich in die ganz eigenthümlichen Bildungsverhältnisse zu versetzen, durch welche allein der religiöse Glaube in der erforderlichen Innigkeit begründet werden kann. Wo jene Besinnung erworben wird, und diese Bildungsverhältnisse nicht: da ist der Wunsch eines innigen religiösen Glaubens Pflicht; und die Unruhe, welche von diesem Wunsche aus entstehn möchte, kann wieder nur in einem (gewissermaßen vorläufigen) religiösen Glauben ihre volle Beruhigung finden, der

gründung mit Neigungen in Verbindung steht oder im Verfolge seiner Ausbildung tritt, als sittlich-gleichgültig zu betrachten ist. Und eben so, wie mit den Gründen der Religion, verhält es sich auf der anderen Seite mit den Wirkungen religiöser Uebungen, die sich, in Folge unzähliger Bildungsverschiedenheiten, welche an und für sich gegen das Sittliche indifferent sind, bei dem einen Menschen in dieser und bei dem anderen Menschen in jener Art, und in diesem oder in jenem Grade förderlich oder nicht förderlich erweisen werden, so daß sich also auch in dieser Beziehung keine allgemeine Pflicht aufstellen läßt.

Eins aber stellt sich allerdings in Beziehung hierauf als allgemeine Pflicht heraus: die ausgedehnteste Toleranz nämlich, oder vielmehr, in mehr positiver Gestalt, die ehrende Anerkennung des Religiösen in allen seinen Formen, soweit es sich ohne die Einmischung von Moralisch-Abweichendem gebildet hat. Diese Toleranz darf keineswegs Gleichgültigkeit gegen das Sittliche und Unsittliche sein; vielmehr ist auch hier, wie auf jedem anderen Punkte, die moralische Beurtheilung mit der vollsten Strenge durchzuführen. Aber sie soll, mit Beseitigung alles Nebenwerkes, d. h. der spekulativen, der logischen und der ästhetischen Bestandtheile *), rein auf Dasjenige gerichtet werden, was allein, vermöge seiner und ihrer Natur, Gegenstand für sie zu werden geeignet ist: auf die Grund-

---

dann allmählich zu größerer Innigkeit und Festigkeit anwachsen wird.

*) Vgl. mein „System der Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 548 ff., 559 ff. und 563 ff.

neigungen, aus welchen der religiöse Glaube und die religiösen Uebungen hervorgehn.

Die Beurtheilung dieser nun ist, nach den tieferen Aufklärungen, welche wir über die Natur und Entstehungsweise der Religion gewonnen haben, nicht schwer auszuführen. Der allgemeine Maßstab hiefür kann kein anderer sein als die allgemein-gültige Rangordnung der Neigungen, welche wir aus den tiefsten Grundverhältnissen der menschlichen Natur heraus gefunden haben; und auch in Hinsicht ihrer macht sich mit der vollsten Strenge der Satz geltend, daß der Mensch moralisch nur durch Dasjenige Werth hat, und Werth erhalten kann, was er von Seiten seiner praktischen Ausbildung innerlich ist und wird.

Dabei ist es ferner augenscheinlich, daß wir für die moralische Würdigung der religiösen Neigungen die erhebenden Gefühle, welche die Religion selbst ausmachen, nicht weniger als die herabstimmenden, in Rechnung zu bringen haben, welche dieselbe nur veranlassen; ja daß, in Folge der eben bezeichneten Verschiedenheit zwischen beiden, den ersteren hiefür ein entschiedenes Uebergewicht zukommen muß. Es läßt sich in keiner Art einsehn, wie eine Tugend oder ein moralisches Verdienst für den Menschen schon überhaupt darin liegen sollte, daß er sich abhängig, und in höherem Maße, und häufiger abhängig fühlt. Insofern haben wir ja Unvollkommenheit, Schwäche, während für die Moralität Vollkommenheit, Stärke erfodert wird.

Führen wir dies für eine speciellere Bestimmung aus:

so leuchtet es ein, daß die Furcht in keiner Art einen moralischen Werth haben kann. Ihr einen solchen zuzuschreiben, ist noch ein Ueberbleibsel der Zeit, wo man sich Gott grob-anthropomorphistisch dachte: ihn, nach der Analogie mit menschlichen Wesen, durch die Furcht, die man ihm bezeigte, für sich günstig stimmen zu können glaubte. Ganz anders schon mit der Demuth. Da wir, im Ganzen und Großen, durch und durch abhängige Wesen sind, so bildet sie die wesentlich-nothwendige Grundlage aller Religion*). Als Erniedrigung unter Gott hat sie freilich ebenfalls keinen höheren moralischen Werth: denn es kann ja doch kein Verdienst sein, sich unter Demjenigen zu denken, welcher in einem so unendlichen Abstande über uns ist, daß von gar keinem Vergleichungsverhältnisse die Rede sein kann. Ein moralischer Werth könnte hierin nur gegeben sein im Gegensatze mit Denjenigen, deren Gesichtskreis sich in keiner Art über die Vorstellung und selbstgefällige Selbstbespiegelung in ihrer eigenen eingebildeten Hoheit erhoben hätte, also im Gegensatze mit einem selbstbeschränkten, und zugleich mit seiner ganzen Schätzung auf das Irdische gerichteten thörichten Stolze; und der moralische Werth,

*) „Mir schlug im Leben nie eine Hoffnung fehl (sagt Jean Paul, Werke, Band 64, S. 265 f.), die mir nicht einige Jahre darauf im Lichte einer Besorgniß erschienen wäre. Der enge Erdensohn, der nicht den Muth hätte, das Wetter eines Sommers als Vikariatgott zu machen, erdreistet sich, das Wetter eines ganzen Menschenlebens, an dessen Leitung das Geschick einer Nachwelt hängt, entwerfen zu wollen! Er betrauert Andere, als gäb' es keine Zukunft dort, und sich, als gäb' es keine hier! Alle unsere Leidenschaften sind Ungläubige und Gottesleugner“.

welcher für die Demuth hieraus hervorginge, würde sich unstreitig nur wenig über den Nullpunkt erheben. Aber dieselbe hat einen viel höheren sittlichen Werth. Die Demuth ist nicht, wie die Furcht, etwas rein Negatives; sondern sie setzt, damit sie überhaupt entstehn könne, eine Vorstellung und ein Gefühl von dem Höheren voraus, vor welchem wir uns demüthigen. Hiemit aber ist unmittelbar zugleich eine Erhebung zu diesem gegeben: eine tiefgreifende Werthschätzung seiner unerreichbaren Hoheit, verbunden mit einem fortwährenden Anstreben, so weit es irgend die schwache Kraft vermag, sich derselben theilhaftig zu machen; und dies ist es, was der Demuth, und vor Allem der religiösen, einen bedeutenden sittlichen Werth ertheilt. Das Gleiche gilt von allen übrigen religiösen Empfindungen, oder vielmehr den ihnen zum Grunde liegenden Gesinnungen. Sie haben moralischen Werth, inwiefern durch sie unsere Seele in eine (nach der allgemein-gültigen Norm) höhere Werthschätzung und ein dieser entsprechendes Streben hineingebildet ist*).

Hiemit ist es zugleich schon ausgesprochen, daß auch in Hinsicht der erhebenden Gefühle, welche die Religion selbst ausmachen, nicht das Mehr oder Weniger und die Grade der Sicherheit und Häufigkeit, mit der die Erhebung geschieht, schon an sich und ohne Weiteres über den moralischen Werth entscheiden können, sondern daß es hiefür vor Allem auf das Was, auf die Qualität der praktischen

---

*) Man vergleiche hiemit die Erörterungen, welche ich über das Verhältniß der Religion zur Sittlichkeit in meinem „Sy-

Motive der Religion ankommen wird*). Man setze, Jemand wird niedergeschlagen dadurch, daß er Dasjenige nicht erreicht hat, worauf er leidenschaftlich gespannt war, und noch ist. Er wendet sich deshalb zu Gott mit heißem, inbrünstigem Flehen: nur von ihm hofft er Hülfe, und durch das Vertrauen darauf wird er beruhigt. Ist er deshalb schon ohne Weiteres als moralisch-gut zu betrachten? — Unstreitig keineswegs; sondern es fragt sich, von welcher Beschaffenheit Dasjenige, was er Gott nennt, und für sein Vorstellen, Fühlen, Begehren in diesem Verhältnisse hervorgebildet hat, seinen praktischen Grundlagen, d. h. den ihm zum Grunde liegenden Schätzungen und Strebungen nach ist. Wenn er während seiner religiösen Gemüthsbewegungen und Uebungen nur immer den Gegenstand seiner Leidenschaft im Auge hat, darauf allein gespannt ist, darum allein Gott bittet, und seine Ruhe in dem sicheren Vertrauen wiederfindet, denselben dennoch zu erreichen, indem ihm die Stärke seiner Leidenschaft die gewisse Befriedigung derselben vorspiegelt: so müssen wir seine Religion in eben dem Grade moralisch verwerfen, in welchen seine Leidenschaft von der moralischen Norm abweicht: mag er auch noch so sehr, nicht bloß sagen, sondern auch überzeugt sein, in Gott seine Beruhigung zu finden. Sein Gott ist

---

steme der Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 567—72 gegeben habe.

*) „Ich habe Menschen gekannt (erzählt Lichtenberg im weiteren Verfolge der S. 390 angeführten Stelle), denen ihr Glück ihr Gott war. Sie glaubten an ein Glück, und der Glaube gab ihnen Muth. Muth gab ihnen Glück und Glück Muth".

ein Götze, der seiner Leidenschaft fröhnt. Nur in dem Maße ist die Religion in diesem und in ähnlichen Verhältnissen moralisch-schätzenswerth, als sie uns von der Leidenschaft frei macht, oder als die Vorstellung von Gott, auf welche wir uns stützen, in moralisch-untadelhaften Schätzungen und Strebungen wurzelt, und uns in diesen befestigt.

Vierter Haupttheil.

Moralische Würdigung
und
Regelung der menschlichen Neigungen in subjektiver Beziehung.

Erster Abschnitt.

Bestimmtere Orientirung über die Grundverhältnisse dieses Haupttheiles.

Das Verhältniß dieses Haupttheiles zum vorigen haben wir im Allgemeinen schon früher*) angegeben. Dort hatten wir es mit der Beantwortung der Frage zu thun, wie sich die objektiven Verschiedenheiten, oder die verschiedenen Dinge und die durch diese bedingten Neigungen, zur moralischen Norm stellen. In welchem Maße (fragten wir), in welchen Verhältnissen der Ueber- und Unterordnung ist jedes Ding zu erstreben? und welche also sind in Beziehung auf dasselbe die normalen, welche die sittlich abweichenden Neigungen, Willensbestimmungen, Handlungen? Hier dagegen haben wir es mit den subjektiven Verschiedenheiten zu thun. In welchem Maße (so lautet unser Problem), und in welchen Verhältnissen begünstigen diese die Entwickelungen des moralisch Norma-

*) Vergl. S. 19 ff.

len? In welchem Maße und in welchen Verhältnissen, Dem gegenüber, die Entwickelung des Moralisch-Verwerflichen?

Es sind also zunächst nicht die Besonderheiten des Moralisch-Angemessenen und des Moralisch-Abweichenden, welche uns in diesem Haupttheile zur Betrachtung vorliegen. Diese haben wir, inwiefern sie durch eigenthümliche Formen der psychischen Bildung bedingt werden, im ersten Haupttheile behandelt; und in Beziehung auf die verschiedenen Neigungungen und deren Verhältnisse zu einander, im dritten. Was wir hier **zunächst** ins Auge zu fassen haben, sind vielmehr diejenigen Besonderheiten des Subjektiven, welche gegen das Moralische **indifferent** sind, d. h. weder entschieden mit der sittlichen Norm einstimmige Gebilde, noch entschieden von derselben abweichende, aber die **auf dem Wege liegen zu dem Einen, oder zu dem Anderen, oder auch wohl zu Beiden zugleich.** Auch durch solche Bildungsformen nämlich, welche der Ausbildung des Moralischen **voran** oder **zur Seite** gehn, kann gleichwohl, vermöge eigenthümlicher Entwickelungsverhältnisse, das Entstehn des Sittlichen oder das des Unsittlichen begünstigt werden; und es ist also von Wichtigkeit, diese Verhältnisse kennen zu lernen, damit wir dieselben im ersteren Falle, so viel an uns liegt, herbeiführen und festhalten, im zweiten vermeiden oder neutralisiren.

Man sieht leicht, daß erst durch die Hinzunahme dieser Betrachtungen unsere Wissenschaft die **rechte praktische Fruchtbarkeit** gewinnen kann. Zwar haben wir diese schon im vorigen Haupttheile dadurch zu vermitteln gesucht, daß wir unsere Vorschriften überall nicht, wie es gewöhnlich geschieht, auf die **Handlungen**, sondern auf die **Gesinnungen** und deren **innere Grundorganisationen** stellten. Aber in-

dem wir uns überwiegend daran genug sein lassen mußten, zu bestimmen, was moralisch zu billigen sei, und was zu mißbilligen, behielt unsere Wissenschaft doch darin großentheils den Charakter der bisherigen Moral, daß sie fodernd auftrat, ohne hiemit zugleich anzugeben, wie diesen Foderungen genügt, wie die als normal bezeichneten Gesinnungen wirklich in der Seele begründet werden können. Wenigstens konnte dies nur gelegentlich und im Einzelnen geschehn, ohne daß wir das uns hier und dort bruchstückartig Zuwachsende hätten zu einer Gesammtanschauung vereinigen, und in seinem eigenthümlichen genetischen Zusammenhange überblicken können. Dies ist es also, worin wir das Bisherige noch zu ergänzen haben.

Ungeachtet dieser praktischen Fruchtbarkeit nun ist gerade dieser Theil der Moral bisher nur sehr wenig und nur sehr ungenügend bearbeitet worden. Der Grund hievon lag theils in der Unvollkommenheit der bisherigen Psychologie, theils in gewissen Vorurtheilen, welche es nicht einmal dahin kommen ließen, daß man sich die Lösung der hieher gehörigen Probleme mit Ernst und Eifer auch nur einmal als Aufgabe stellte. Die in unseren Tagen eingetretene Reform der Psychologie nun hat beide Hindernisse zugleich weggeschafft: durch tiefer gehende Zergliederungen zu einer klaren und bestimmten Nachweisung der in Frage stehenden Entwickelungen in den Stand gesetzt, und zugleich jene Vorurtheile als solche aufgedeckt. Wir machen, um freien Raum zu gewinnen, den Anfang mit diesen letzteren. Die Irrthümer, welche dabei zum Grunde liegen, haben wir zwar großentheils schon früher zu beleuchten Gelegenheit gehabt; und insoweit handelt es sich hier nur um

eine Zusammenfassung aus einem veränderten Gesichtspunkte. Bei der großen Wichtigkeit aber, welche es für die Lösung unserer jetzigen Aufgabe hat, diese Vorurtheile bis zur tiefsten Wurzel auszurotten, können wir uns einer erneuten Betrachtung derselben in diesem Zusammenhange nicht entziehn: schon um die Probe anzustellen, ob wir auch Das, was in den bisherigen Behandlungen der Moral als unauflösliches Räthsel erschien, wirklich gelös't haben. Eben deshalb aber müssen wir diese Räthsel noch einmal in ihrem vollen Umfange und in ihrer ganzen Stärke ins Auge fassen.

Vorzüglich sind zwei Vorurtheile namentlich bei uns Deutschen, indem sie, von der Kantischen Philosophie aus, in den letzten funfzig Jahren eine unumschränkte Herrschaft ausgeübt haben, der vollkommneren Ausbildung der Moral nach dieser Seite hinderlich geworden: das Vorurtheil, daß der Mensch wahrhaft sittlich (eben so wie unsittlich) lediglich durch sich selber werden könne, und das Vorurtheil, daß das Gebiet des Moralischen nicht Naturgesetzen unterliege, sondern allein dem Gesetze der Freiheit, welches mit allen Naturgesetzen (mit denen der geistigen Natur eben so, wie mit denen der materiellen) im entschiedensten Gegensatze stehe. Allerdings, wäre das Erstere wahr, so würden alle Bemühungen um die Sittlichkeit anderer Menschen vergebens, alle Anstrengungen, in dieser Hinsicht auf sie einzuwirken, nichts als Luftstreiche sein; und die Richtigkeit des Letzteren vorausgesetzt, wäre die gesammte moralische Entwickelung in ein so undurchdringliches Dunkel gehüllt, daß wir in keiner Art darüber zu einer klaren und bestimmten Einsicht und zu einer sicher begründeten Wirksamkeit zu gelangen hoffen dürften. In dem einen, wie in dem anderen Falle also würde die Aufgabe

des Haupttheiles der Moral, mit welchem wir uns jetzt beschäftigen wollen, als unlösbar betrachtet werden müssen. Aber beide Annahmen sind in gleichem Maße falsch.

I. Gegen die Behauptung, daß der Mensch lediglich durch sich selber sittlich oder unsittlich werden, alle Einwirkungen Anderer ihn weder zu dem Einen noch zu dem Anderen machen können, sprechen schon die unmittelbar vorliegenden Thatsachen so entschieden, daß es kaum begreiflich ist, wie man daran hat so lange festhalten können. Dem vorurtheilsfrei Umblickenden kommen unzählige Beispiele davon entgegen, daß sittliche Reinheit und Kraft, oder auf der anderen Seite Hingegebenheit an gewisse Begierden, daß Wohlwollen oder Uebelwollen ꝛc. in Familien, ja selbst in ganzen Völkern forterben. Nicht, als wenn sie durch die Geburt übertragen würden (denn alles Angeborene, wie wir uns überzeugt haben, verhält sich noch indifferent in Bezug auf den Gegensatz zwischen dem Sittlichen und Unsittlichen), sondern durch die Erziehung, den Umgang, die Sitten, überhaupt durch das Zusammenleben, werden zunächst gewisse bewußte Entwickelungen, und dann, indem sich die Spuren von diesen im Innern der Seele ansammeln, gewisse Eigenschaften von den Aeltern auf die Kinder, von der einen Generation eines Volkes auf die andere fortgepflanzt. Dieser Entwickelungsverhältnisse, und der ihnen parallelen haben sich auch die Praxis und die mit ihr in Verbindung stehende populäre Erkenntniß seit sehr langer Zeit, ja man kann gewissermaßen sagen, so lange es überhaupt Menschen giebt, bemächtigt; und der Widerspruch dagegen von Seiten der höheren Wissenschaft bietet ein merkwürdiges Beispiel dar, wie weit sich die philosophische Spekulation, nicht nur in dem Gebiete der Metaphysik, sondern

auch in dem der praktischen Philosophie vom rechten Wege verirren, und mit dem vom gesunden Verstande allgemein Vorausgesetzten in Gegensatz treten kann. Könnte der Mensch, was er moralisch wird, lediglich durch sich selber werden; so müßten wir den so überaus preiswürdigen Enthusiasmus, welcher namentlich in der letzten Zeit für die moralische Erziehung hervorgetreten ist, für Wahnsinn, und alle die Opfer, die man dafür mit Recht gebracht hat, für thöricht erklären.

Aber sagt uns denn nicht die innerste Stimme unseres sittlichen Bewußtseins, daß die Moralität nicht durch die Erfolge der Handlungen, sondern lediglich durch Dasjenige bestimmt wird, was bei denselben aus dem Menschen selber hervorgeht? — Allerdings sagt uns dies unser sittliches Bewußtsein mit einer Entschiedenheit, welche über allen Zweifel erhaben ist. Aber man darf in dieser Beziehung nicht die Handlungen mit den Gesinnungen (Neigungen, Willensbeschaffenheiten 2c.) zusammenwerfen. Die Handlungen haben freilich nur moralischen Werth, inwiefern sie aus dem Menschen selber, als einem (innerlich) Moralischen hervorgehn (in moralischer Beziehung lediglich durch ihn gewirkt sind); so wie wir ihm auf der anderen Seite darüber nur moralisch Vorwürfe machen können, wenn sie von ihm, als einem (innerlich) Unmoralischen ausgegangen sind. Hierauf beruhn alle Zurechnung und Freiheit*). Ganz anders aber mit den Gesinnungen. Sollte auch bei diesen nur Das als moralisch gelten dürfen, was rein aus dem Menschen selber stammt, so würden wir uns in eine höchst wunderliche, auf keine Weise haltbare Stellung versetzt finden.

*) Man vergleiche hierüber Band I, S. 507 ff.

Denn nach demselben Grundsatze müßte doch dasjenige Moralische, durch welches die in Frage stehende Gesinnung gewirkt worden wäre, wenn es wahrhaft moralischen Werth haben sollte, wieder durch ein zweites Moralisches gewirkt sein, und dieses durch ein drittes, und so ins Unendliche fort. Und eben so mit dem Unmoralischen, wenn es dem Menschen wahrhaft als Schuld sollte angerechnet werden können. Auch bei diesem würden wir in derselben Art von Einem zum Anderen getrieben werden, ohne daß wir (da doch auch jedes Frühere wieder nur unter der Bedingung Schuld sein könnte, wenn es vom Menschen selbst gewirkt wäre) bei irgend einem Gliede dieser Reihe Halt zu machen berechtigt wären. Wie nun aber, wenn wir hiebei in die Zeit zurückkommen, wo überhaupt noch nichts Moralisches oder Unmoralisches im Menschen gegeben ist: sich nichts in ihm vorfindet, auf welches wir das eine oder das andere dieser Prädikate anwenden könnten? — Für diese Zeit würden doch unstreitig die moralische Schuld auf eine Nicht-Schuld, das moralische Verdienst auf ein Nicht-Verdienst zurückgeführt werden müssen, und somit das für die Begründung derselben in langer Reihe und im Widerspruche mit der Erfahrung mühsam Festgehaltene zuletzt dennoch unrettbar verloren gehn*).

*) Vgl. hiezu die parallele Betrachtung im ersten Bande, S. 522 ff. — Einer der hauptsächlichsten Gründe von der Verwirrung der Ansichten hierüber ist, wie ich ebenfalls schon bemerkt habe (vgl. oben S. 8, Anmerk.), daß man die Frage auf die Schuld des Menschen gestellt hat. Aber was man hier „den Menschen" nennt, ist nicht Ein Subjekt, welchem in moralischer Beziehung Ein Prädikat beigelegt werden könnte, sondern es umfaßt millionen Subjekte, welche (indem ja in jedem Augenblick etwas, auch im Innern des Menschen verändert wird) auch in moralischer Beziehung, wenn auch nicht gerade millionen, doch jedenfalls viele tausend verschiedene Prädi-

Im Gegensatze hiemit nun haben wir uns überzeugt, daß das Moralische und das Unmoralische in den Gesinnungen oder Neigungen durch gewisse Bildungsformen begründet werden, welche sich mit der größten Klarheit und Bestimmtheit, nicht nur wie sie als fertige vorliegen, sondern auch in allen ihren Bildungsverhältnissen darlegen lassen. Was diese Formen an sich trägt, Das sind wir berechtigt, als moralisch oder als unmoralisch zu bezeichnen, da ja diese Prädikate nur von diesen Formen abstrahirt sind. Wie diese Bildungsformen entstanden oder gewirkt worden sind: Das geht uns für die Berechtigung zu jenen Urtheilen zunächst nichts an. Genug, die inneren Grundlagen der Handlungen tragen die eigenthümlichen Formen an sich, welche mit der (allgemein-menschlich prädeterminirten) Norm einstimmig sind oder davon abweichen: und insofern nennen wir jene Handlungen, und nennen wir die Gesinnungen der Menschen moralische oder unmoralische. Das Urtheil über die letzteren ist nicht, wie das Urtheil über die ersteren, ein hypothetisches, dessen Billigung oder Mißbilligung von der Entstehungsweise des Vorliegenden abhängig wäre. Indem die Begriffe „moralisch" und „unmoralisch" Prädikate sind, nicht für äußeres Geschehn oder Thun, sondern für das Innere des Menschen, so können wir sie auch den Hand-

kate bedingen. Eine Fassung der Frage also, welche Ein Prädikat fodert, kann ihrem tiefsten Grundcharakter nach zu keiner genügenden Antwort, sondern lediglich (wie es auch die Erfahrung von Jahrtausenden fortwährend bestätigt hat) zu endlosen Streitigkeiten führen. Fassen wir dagegen, für die Bestimmung der Schuld des Menschen, jedes einzelne Subjekt für sich, in seiner vollen individuellen Bestimmtheit: so fallen alle Schwierigkeiten weg, und wir gewinnen für die gesammte moralische Entwickelung die vollste Klarheit der Anschauung.

lungen nur beilegen in Bezug auf das Innere, aus welchem sie hervorgegangen sind. Bei den Gesinnungen aber fallen alle Beziehungen weg: in ihnen haben wir die eigentlichen Subjekte für diese Prädikate, und ihnen also können und müssen wir dieselben kategorisch oder unbedingt beilegen.

II. Alle diese Verhältnisse werden in ein noch helleres Licht treten, wenn wir nun zur Betrachtung des zweiten Vorurtheiles: des eingebildeten Gegensatzes zwischen dem Naturgesetze und dem Freiheitsgesetze übergehn. Dieser von Kant behauptete Gegensatz hat vielleicht mehr, als irgend etwas Anderes, dazu beigetragen, die wissenschaftliche Erforschung des Moralischen zu lähmen: indem ja durch die gänzliche Ableugnung der Möglichkeit, die Entwickelungen des Letzteren auf bestimmte Kausalverhältnisse zurückzuführen, das Nicht-Wissen davon für alle Zukunft bestätigt, alle Bestrebungen also, darüber hinauszugehn, aus den tiefsten Grundverhältnissen heraus als vergebens dargethan zu sein schienen.

Gleichwohl ist dieser ganze Gegensatz lediglich dadurch entstanden, daß man unwissenschaftliche Auffassungen in die Wissenschaft aufgenommen hat. Das Sittliche ist nicht unserer gesammten Natur entgegengesetzt, sondern nur einiger: der unvollkommneren, die sich zuerst, der verderbten, die sich von der wahren Werthgebung abweichend entwickelt, und die beide der äußeren Natur zuliegen, und derselben gleichartiger sind. Sonst aber gehört das Sittliche eben sowohl zu unserer, d. h. zur geistigen Natur. Ja, was noch mehr ist, es spiegelt ihre tiefsten Grundverhältnisse in sich ab: giebt uns recht eigentlich ihren umfassendsten, innerlichsten, wahr-

sten Reflex*): so daß sich also in Hinsicht der Gebiete, welche sie einnehmen und beherrschen, durchaus kein Gegensatz zwischen ihnen findet. Eben so wenig aber zeigt sich ein solcher von Seiten der Begründung oder Entstehungsweise. Hier hat die Vieldeutigkeit des Wortes „Freiheit“ viel Unklarheit in die Beurtheilung gebracht. Was aber zuerst die „sittliche Freiheit“ betrifft, d. h. die Freiheit oder Unabhängigkeit des Sittlichen für die Bestimmung unserer Handlungen, oder daß diese, frei von aller Einmischung sittlich abweichender Schätzungen oder Strebungen, rein durch das Sittliche bestimmt werden: so kann es dem Tiefereingedrungenen nicht im Mindesten zweifelhaft sein, daß dieselbe, wie alles Uebrige in unserem Geiste, nach strengen Naturgesetzen sich ausbildet und ihre Wirksamkeit äußert**). Das Gleiche ergiebt sich zweitens in Hinsicht Dessen, was man der sogenannten „Freiheit der Willkühr“ zugerechnet hat. Auch da haben wir, mögen wir nun das Werden der Willkühr oder des Wollens selbst, oder mögen wir das Werden von ihnen aus in Betracht ziehn, durchgängig den strengsten Naturzusammenhang; und es zeigt sich nirgend auch nur ein einziger Punkt, an welchem sich für einen Gegensatz mit der Natur, wir wollen nicht einmal sagen, Gewißheit, sondern selbst nur Wahrscheinlichkeit gewinnen ließe, die sich nicht, bei näherer Prüfung, sogleich in Schein auflös'te***).

Die irrige Annahme, daß ein solcher Gegensatz Statt

*) Vgl. Band I., S. 89 ff., 219 ff., 228 ff. und 250 ff.

**) M. vergl. hierüber Band I., S. 562 ff.

***) Auch dies haben wir zum Gegenstande einer ausführlichen Betrachtung gemacht; vgl. Band I., S. 510—39.

finde, hat einem großen Theile nach in dem weiten Umfange ihren Grund, in welchem wir die Ausdrücke „Gesetz" und „Nothwendigkeit" anwenden. Indem man von „Naturgesetzen" und von „moralischen Gesetzen", von einer „Naturnothwendigkeit" und von einer „moralischen Nothwendigkeit" redete, und doch in sehr verschiedenen Bedeutungen: so schien mit der Zusammenfassung unter eine gemeinsame Kategorie unmittelbar auch ein Gegensatz zwischen ihnen entschieden festgestellt. Aber auch hiefür ist der Grund nur in dem Mangel an Genauigkeit und Tiefe der Auffassung zu suchen. Die Naturgesetze beziehn sich auf ein Geschehen oder Sein, das Sittengesetz auf Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten; aber das Geschehen und das Sein lassen für alle Grade von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten Raum, und die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten schließen in keiner Art ein streng bestimmtes Geschehen aus. Wir haben also keinen Gegensatz, aus dem einfachen Grunde, weil wir keinen gemeinsamen Gesichtspunkt haben, unter welchem dieser Gegensatz Statt finden könnte*). Die Nothwendigkeit des Geschehens und Seins ist eine Nothwendigkeit der Kräfte, welche dieses Geschehen und Sein her-

*) Mit seinem gewohnten Scharfsinne hat Schleiermacher, in einer vor der Akademie der Wissenschaften gelesenen Abhandlung „über den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz" (vgl. Sämmtliche Werke, zur Philosophie, Band II., S. 397—417) „die Identität des Verhaltens beider Begriffe zur vollen Anschauung zu bringen" gesucht. Aber was aus seiner Argumentation folgt, ist nur, daß diese Begriffe nicht (wie Kant will) in Hinsicht der von ihnen beherrschten Gebiete auseinanderliegen, sondern beide auf beide: auf das Gebiet der äußeren und das der geistigen Natur, anwendbar sind. In dem einen, wie in dem anderen, haben wir Verhältnisse des Ge-

vortreiben; die Nothwendigkeit der Vollkommenheit eine Nothwendigkeit des auf diese gerichteten Anstrebens, und der dasselbe begleitenden Schätzung. Allerdings findet sich bei der moralischen Norm, neben der Nothwendigkeit der Vollkommenheit, auch eine Nothwendigkeit des Geschehens und Seins: in der tieferen und allgemeineren Prädetermination nämlich, mit welcher die Bildung des Vollkommneren in den für dieselbe zusammenwirkenden Faktoren gegeben ist*). Aber insofern haben wir eben Naturgesetz und Naturnothwendigkeit. Die Natur der menschlichen Seele bringt, soweit diese Nothwendigkeit reicht, die Ausbildung des Sittlichen nothwendig mit sich. Die prädeterminirenden Faktoren verhalten sich an sich wie alle anderen Naturkräfte; und was sie zu höheren macht, in Vergleich mit denjenigen, welche die sittlichen Abweichungen bewirken, ist zunächst die höhere Vollkommenheit der Produkte, wie sie sich uns in den moralischen Gefühlen, und dann in den darauf gegründeten Urtheilen kund geben. Verfolgen wir aber diese weiter rückwärts: so kommen wir zuletzt eben darauf zurück, daß sie in den tiefsten Grundfaktoren und Entwickelungsgesetzen der menschlichen Seele begründet sind. Indem diese unser innerstes Wesen ausmachen, so haftet Alles, was aus ihnen stammt, fester

---

schehens, und Verhältnisse der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, und beide können wir in allgemeinen Gesetzen aussprechen. Dies ist aber kein Hinderniß dafür, daß die Grundlagen, und daß die Bedeutungen, in welchen in beiderlei Fällen von Gesetz gesprochen wird, in der so eben angegebenen Art wesentlich verschieden, und insoweit gegen einander inkommensurabel sind.

*) Man vergleiche hierüber Band I., S. 252 ff.

in uns, hat eine stärkere (eben weil eine tiefere) Haltung, ist uns ungleich gewisser*), als die subjektiv-zufälligen Aufbildungen, durch welche die sittlichen Abweichungen begründet werden, und die sich bei dem Einen so, und bei dem Anderen anders entwickeln, während jene Grundlagen allgemein-menschlich-gleich gegeben sind. Dies ist es auch, was der dadurch begründeten Naturnothwendigkeit einen specifischen Charakter verleiht: so daß wir in Bezug darauf sagen könnten, die moralische Nothwendigkeit sei überhaupt nichts Anderes, als die tiefste Naturnothwendigkeit des menschlichen Geistes.

Auch das Hinzukommen der aus der Vollkommenheit hervorgehenden Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit aber, so wie ihrer Prädetermination in den ursprünglichen Faktoren, begründet so wenig einen Gegensatz des Sittlichen mit der Natur, daß sich vielmehr dasselbe Verhältniß (weit entfernt, daß es, wie man meint, auf das Moralische beschränkt sein sollte) durch die gesammte übrige Naturentwickelung hindurchzieht. Wir fodern für das menschliche Gesicht gewisse bestimmte Bestandtheile, für die menschliche Gestalt ein bestimmtes Ebenmaß, für die Hand fünf Finger; wir fodern für gewisse Arten von Schmetterlingen diese oder jene Flecken auf den Flügeln, für gewisse Pflanzengattungen vier oder sechs Staubfäden, Blu-

---

*) Dies spricht sich auch in dem Worte „Gewissen" aus; und wir können uns auf diese Haltung in den tiefsten Grundlagen der menschlichen Natur namentlich gegen die moralischen Skeptiker berufen. Sie sollen es nur versuchen, von Dem loszukommen, was ihr eigenstes Wesen ist! — Alles, was, wie irrig auch, zum Gewissen wird, wird es eben dadurch, daß es irgendwie an Demjenigen Theil hat, was jene tiefsten Grundlagen repräsentirt.

menblätter rc. Wo sich diese Merkmale nicht finden: da sprechen wir von abnormen Bildungen, d. h. wir beziehn uns, neben der Nothwendigkeit des Geschehens und Seins (der Naturnothwendigkeit), der die Tendenz inwohnt zu den bezeichneten normalen Bildungen, auf eine Nothwendigkeit der Vollkommenheit, und die dafür gegebene tiefere und allgemeinere Prädetermination, welche nicht zur Ausführung gekommen ist: gerade so, wie bei dem Sittlich-Abweichenden die Nothwendigkeit der sittlichen Norm. Ja, wir bedienen uns hiefür sogar desselben Ausdruckes: sagen, „die menschliche Hand soll fünf Finger haben, hier aber finde ich sechs; diese Pflanze soll drei Blätter haben, sie hat aber vier rc.“ So geht es hinab selbst bis zu den Krystallisationen. „Aus diesen Stoffen (sagen wir) soll sich das Krystall in dieser Form bilden; aber es muß etwas Störendes dazwischen getreten sein, da sie sich nicht gebildet hat“.

Alle diese Fälle sind von dem des Moralischen nur in zwei Punkten verschieden: daß nämlich die Vollkommenheit, um welche es sich handelt, von niederer Art ist, während wir bei der sittlichen Norm die höchste, uns überhaupt bekannte Vollkommenheit haben, und daß, wegen der größeren Einfachheit der Wesen und ihrer Entwickelung, die Störungen nur von außen eintreten, während sie bei'm Sittlichen, vermöge der ungleich reicheren Natur des Menschen, in mannichfacher Art auch von innen erfolgen können. Durch das Erstere wird der moralischen Nothwendigkeit ihr specifischer Gefühl- und Strebungscharakter bestimmt, das Zweite macht es möglich, daß für das Moralisch-Abweichende, außer der unmittelbaren, auch eine mittelbare (auf ihre Gründe gehende) Zurechnung Statt finden kann.

kann*). Sonst haben wir in beiden Fällen die Verschmelzung des Anstrebens, des Zwanges, welche uns im Gegensatze gegen die vorliegende Unvollkommenheit an dem Vollkommneren festhalten lassen, mit dem aus der tieferen und allgemeineren Prädetermination hervorgehenden Anstreben und Zwange. Die Faktoren sind verschieden, aber die Schätzungs- und Entwickelungsverhältnisse, welche die Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit bedingen, sind im Allgemeinen dieselben. Daß man dies in Bezug auf das Moralische verkannt, daß man geglaubt hat, dasselbe sei den Naturgesetzen auch der geistigen Natur entzogen, ist nur aus der bisher mehr oder weniger allgemeinen Unkenntniß dieser

---

*) Vergl. Band I., S. 522 ff. — Uebrigens aber sind beide Verschiedenheiten nur relativ. Der Gefühlcharakter mancher von diesen auf Vollkommenheiten gerichteten Nothwendigkeiten, z. B. der des Aesthetisch-Schönen, des Wahren ꝛc., nähert sich dem der moralischen Nothwendigkeit sehr; und in dem Maße, wie wir sonst ein Zusammengesetztes haben, kann auch der Grund des Abnormen ein innerlicher sein (z. B. bei einer Erkrankung des menschlichen Körpers der Grund in einer bereits vorhanden gewesenen, abnormen Beschaffenheit eines anderen Theiles, und also in dem Körper, liegen). Auch begründet das Letztere für die Zurechnung des Moralischen keinen specifisch-eigenthümlichen Charakter, sondern nur die Möglichkeit einer Erweiterung derselben bei der Auffassung aus gewissen Standpunkten. — Neben diesen beiden Verschiedenheiten haben wir freilich noch die dritte, daß, wenn auch wir in den angegebenen Beziehungen das Sollen auf die ganze übrige Natur anwenden können, doch diese selbst es nicht auf sich anwenden kann. Dies aber, eine wie höchst wichtige Verschiedenheit es auch an und für sich selbst begründen mag, ist doch für die Beurtheilung des in Frage stehenden Gegensatzes nur ein Nebenverhältniß, dessen Verfolgung uns hier zu weit ablenken würde. Einiges hieher Gehörige werden wir noch im 5ten Abschnitte nachzubringen Gelegenheit haben.

Naturgesetze abzuleiten. Diese nun ist durch die in unseren Tagen eingetretene Reform der Psychologie gehoben; und so liegt uns denn Beides: die Hohheit der moralischen Norm, welche sie zum Gesetze für uns macht, und ihr eine Nothwendigkeit der Vollkommenheit verleiht, und ihre Naturnothwendigkeit, in gleicher Klarheit und Bestimmtheit vor.

Um für die allgemein-natürlichen Bildungsverhältnisse des Sittlichen die vollste Klarheit zu gewinnen, nehmen wir noch einen anderen Gesichtspunkt hinzu. Da der Mensch (wie wir uns überzeugt haben) moralisch-indifferent geboren wird, so folgt unstreitig, daß Alles, was er moralisch ist, zuletzt aus den Bildungsverhältnissen stammt. Auf der anderen Seite aber ist es eben so augenscheinlich, daß kein äußeres Geschehn den Menschen sittlich oder unsittlich machen kann. Die Verhältnisse, als solche, sind weder moralisch noch unmoralisch, können also weder das Eine noch das Andere unmittelbar in den Menschen hineingeben. Dem Reinen ist Alles rein; Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Jede, auch die sittlich gefährlichste Einwirkung kann, indem sie die Reaktion des Sittlichen hervorruft, die Befestigung und höhere Ausbildung des Guten im Menschen fördern. Wie also sollen wir nun das Vorhandensein des Sittlichen und des Unsittlichen begreifen, da dasselbe weder aus dem Ursprünglich-Inneren abgeleitet werden kann, noch auf der anderen Seite, wie es scheint, aus dem Aeußeren?

Zur Ausfüllung dieser Lücke bietet sich nun eben, der gewöhnlichen Ansicht nach, die Freiheit des Menschen dar, als ein von innen aus, oder unabhängig vom Aeußeren, Wirksames, und doch nicht (in einer bestimm-

ten Beschaffenheit) Angeborenes. Wir haben diese, bei mehrfach darauf gerichteten Untersuchungen, in dem ganzen Umfange, in welchem sie wahrhaft für das menschliche Bewußtsein begründet ist, anerkannt und festgestellt: nicht nur für die Begründung der Handlungen, sondern auch für die der Gesinnungen*). Für diese, wie für jene, ist sie in den späteren Stadien des Lebens ohne Zweifel das hauptsächlichste Bestimmende. In diesen kann keine Einwirkung gedacht werden, wie ungünstig sie auch im Allgemeinen sein mag, welche nicht durch Das, was der Mensch innerlich ist, oder durch seine Freiheit, zum Guten gewendet werden könnte, und auf der anderen keine noch so günstige, die nicht zum Bösen. Man nehme Dasjenige, welches den bestimmtesten, und daher den entschiedensten Einfluß ausübt: das Beispiel anderer Menschen, und ihr Bestreben, uns zu ihrer Gesinnung und Handlungsweise hinüberzuziehn. Das tägliche und stündliche Zusammensein mit einem moralisch schlechten Menschen wird den schon in gewissem Grade im Guten Gefestigten nur um so mehr darin festigen; so wie auf der anderen Seite der entschieden Böse durch die Anschauung der höchsten moralischen Liebenswürdigkeit vielmehr zu Erbitterung und Haß angeregt werden, und also dadurch nur um so ausgedehnter und tiefer in das Böse verstrickt werden wird.

Wie überaus bedeutend aber auch dieser Einfluß der Freiheit im Einzelnen sein mag: so ist es doch für den tiefer Eingedrungenen keinem Zweifel unterworfen, daß dieselbe im Ganzen und Großen nicht als ein dritter Faktor betrachtet werden kann neben und unabhängig von

---

*) Vgl. oben S. 10 ff. und die dort angeführten Stellen.

dem Angeborenen und den Bildungsverhältnissen, sondern vielmehr sowohl von Seiten der Art, als von Seiten der Stärke, mit welchen sie wirkt, ein Produkt aus diesen beiden ist. Der Ansicht, welche sie auch im Ganzen und Großen als einen dritten Faktor geltend machen will, liegt nur wieder der gewöhnliche Fehler zum Grunde: daß man nicht weit genug zurückgegangen ist in der psychologischen Zergliederung.

Wir haben schon bemerkt, daß die äußeren Dinge, da sie weder moralisch-gut noch moralisch-schlecht sind, auch weder das Eine noch das Andere in den Menschen hineinzugeben vermögen. Wir können der Ansicht, um deren Widerlegung es sich handelt, um uns derselben so viel als möglich mit unseren Ausdrücken zu nähern, zunächst den Satz entgegenstellen, daß der (ursprünglich weder gute noch schlechte) Mensch gut oder schlecht werde durch sein inneres Thun. Soll aber dieser Satz wahr sein, so müssen wir unter den Begriff „inneres Thun" Alles begreifen, was sich irgendwie bewußt oder erregt in ihm ausbildet: hinab bis zur leidendlichsten Empfindung. Auch in dieser (wie sich unzweifelhaft zeigen läßt) ist der Mensch keineswegs rein passiv. Damit dieselbe seine Empfindung werde, muß er den äußeren Eindruck aufnehmen, aneignen, verarbeiten; und geschieht dies nicht, bringt er diesem keine Empfänglichkeit, kein aneignendes Vermögen entgegen, so ist derselbe für ihn nicht vorhanden*). Wir sind also vollkommen berechtigt, dem Ausdrucke „inneres Thun" diese Aus-

*) In angespanntes Nachdenken versunken, sehen und hören wir oft nichts von Dem, was dicht neben uns vorgeht. Noch entschiedener zeigt sich dies bei manchen Seelenkranken, in welchen

dehnung zu geben; und dann ist es vollkommen richtig, für die Begründung der Gesinnungen eben so, wie für die der Handlungen, daß Allem, was auf den Menschen von Außen einwirkt, sein moralischer Charakter durch Dasjenige bestimmt wird, was ihm von innen entgegenkommt.

Aber damit diese Bestimmung Gewicht erhalte, muß erst das Innere selbst einen moralischen Charakter haben. Gehn wir nun zum ersten Anfange der psychischen Entwickelung zurück, so ist dieser Charakter, und also auch (wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen wollen) die Freiheit des Menschen null. Das Innere des Menschen ist freilich nicht null (keine tabula rasa): denn sonst ließe sich nicht begreifen, wie überhaupt etwas lebendig in ihm werden sollte; vielmehr ist die menschliche Seele (wie wir eben bemerkt haben) durch und durch Aktivität, und zwar vom ersten Augenblicke ihres Daseins an. Aber sie ist noch nichts in moralischer Beziehung: indem sich in ihr noch keine Bildungsformen von der Art finden, daß darauf die Prädikate des Moralischen oder des Unmoralischen Anwendung erhalten könnten. Im ersten Anfange ihres Daseins also ist die Seele in moralischer Beziehung durch und durch bestimmbar, durch und durch dem Einflusse der äußeren Einwirkungen hingegeben. Aber in jedem Augenblicke ändert sich das Verhältniß zwischen dem Aeußeren und dem Inneren: wie überhaupt, so auch in moralischer Beziehung. Indem von allen erregten Entwickelungen Spuren zurückbleiben, wird fortwährend das

---

selbst die stärksten Schmerzreizungen keine Empfindung zu erzeugen im Stande sind. Man vergl. meine „Beiträge zur Seelenkrankheitskunde", S. 63 und S. 129 ff.

Aeußerliche innerlich; und je zahlreicher sich diese Spuren ansammeln, und auch in solchen Verhältnissen zusammenbilden, die in der Richtung zum Sittlichen oder zum Unsittlichen liegen: desto mächtiger und selbstständiger, auch in moralischer Beziehung, oder desto freier wird der Mensch.

Das Anwachsen und die Ausbildung der Freiheit also erfolgen nicht, wie man es bis auf die neuesten Zeiten hin vielfach dargestellt hat, aus einem dunklen, räthselhaften Grunde heraus; vielmehr für Denjenigen, welcher mit den Hülfsmitteln der neuen Psychologie ausgerüstet ist, in allen Punkten vollkommen klar*). Jedes Spätere ist das in allen seinen Eigenthümlichkeiten vollständig aus seinen Faktoren zu konstruirende Produkt des bisher in der Seele Gebildeten und der äußeren Einwirkungen. Wie der Chemiker nicht das Mindeste geschehn läßt, ohne sich die genaueste Rechenschaft zu geben, woher die Elemente gekommen sind, in Verbindung mit welchen die beobachtete Veränderung hervorgebracht worden ist: so müssen wir auch im Gebiete des Moralischen, obgleich es sonst am weitesten von dem der chemischen Wirkungen absteht, und mit Elementen zu thun hat, die für uns nichts mit jenen gemein haben, gleichwohl uns dieselbe genaue Rechenschaft zur Aufgabe stellen; und die für die Psychologie eingetretene Reform setzt uns in den Stand, diese Rechenschaft befriedigend abzulegen.

Aber noch immer scheint das Räthsel ungelös't zu sein, daß die Lebensverhältnisse den Menschen moralisch oder un-

*) Man vergleiche das hierüber S. 4 ff. Angeführte.

moralisch machen sollen, obgleich sie doch weder das Eine noch das Andere sind. Wir können die Lösung desselben dadurch einleiten, daß wir es, durch eine nähere Bestimmung, scheinbar noch schwieriger machen. Nicht nur die Dinge sind nicht moralisch oder unmoralisch, sondern auch Das nicht, was durch sie in den menschlichen Seelen gewirkt wird. Alle praktischen Einwirkungen, mögen sie eine Form haben, welche sie wollen, sind praktisch-wahr, und ihre Produkte, nicht allein die unmittelbar für die bewußte oder erregte Entwickelung ausgebildeten, sondern auch die davon zurückbleibenden Spuren, sind moralisch-unschuldig. Man nehme einen sinnlichen Genuß, so tiefstehend man will: wenn nichts Anderes hinzukommt, ist nichts gegen ihn in moralischer Beziehung einzuwenden; und die Angelegtheit, welche er zurückläßt, so wie ihre Reproduktionen, in welcher Form sie sich auch ausbilden mögen, sind sittlich-unverwerflich. Wo durch irgend ein Aeußeres etwas Moralisch-Fehlerhaftes im Menschen erzeugt wird (wie Neid, Stolz, Unterliegen unter eine Versuchung &c.), ist dies als ein Zeichen anzusehn, daß in Beziehung darauf schon ein Moralisch-Fehlerhaftes innerlich vorhanden war; und auch hier also ist es wieder das Innere, was das Unmoralische zum Unmoralischen macht.

Aber die Lösung des Räthsels liegt nicht eben fern. Was eine einzelne Einwirkung nicht vermag, Das vermögen Reihen von gleichstimmigen Eindrücken. Jede einzelne Lustempfindung ist moralisch gleichgültig; aber kehrt dieselbe unverhältnißmäßig häufig wieder, so entsteht, vermöge der davon zurückbleibenden Spuren, eine praktisch-unwahre Auffassung: es wird Niederes zu hoch geschätzt oder der Mensch in die Gewalt desselben gegeben

durch Begründung einer überstarken Begierde. Jede einzelne Trübung ist an sich und in ihren Wirkungen unbedenklich; aber werden Trübungen vielfach in gewissen Verhältnissen erzeugt, so kann der Mensch dadurch, in dieser oder in jener Ausdehnung, zum Bösen verstimmt werden.

Allerdings gilt es auch in dieser Beziehung, was wir oben im Allgemeinen angeführt haben: daß dem Reinen Alles rein ist, und daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Es kann keine noch so lange und noch so ungünstige Reihe von Erfolgen geben, für welche sich nicht eine Gesinnung denken ließe, die ihre nachtheiligen Einflüsse neutralisirte, und für die Fortbildung der Gesinnung entschieden zum Guten wendete. Aber damit dies geschehn könne, muß dieselbe früher in einer Beschaffenheit und mit einer Stärke begründet sein, welche sie zu dieser Wirksamkeit befähigen; und so kommen wir zuletzt doch immer wieder auf die Begründungsverhältnisse zurück. Durch diese wird, wie alles Uebrige im Gebiete des Moralischen, so auch die Freiheit, welche die Eindrücke neutralisirt und sich gemäß stimmt, ihren qualitativen wie ihren quantitativen Verhältnissen nach, gebildet; und die Grundformen hiefür nachzuweisen, ist eben die Aufgabe dieses Haupttheiles.

Freilich wird es nicht an Solchen fehlen, welche aus unrichtigen und beschränkten, namentlich praktischen Gesichtspunkten, an dieser durchgängigen strengen Kausalbestimmtheit Anstoß nehmen werden. Aber bei einer Sache, die, wie die vorliegende, Gegenstand der Erfahrung, und einer für den tiefer Forschenden so unzweifelhaften Erfahrung ist, kommt unseren Wünschen keine Entscheidungskraft zu.

Gesetzt also, diese strenge Kausalbestimmtheit wäre wirklich ungünstig für die Ausbildung zur moralischen Vollkommenheit: so müßten wir uns doch, da es nun einmal so ist, in dieselbe finden. Wie Gott die Welt geordnet hat, so müssen wir sie nehmen; an die Stelle davon eine andere setzen wollen, die man selber erträumt hat, und für seine Einbildung hartnäckig festhält, ist eben so thöricht als lächerlich. Vielmehr würden wir diese ungünstigen Verhältnisse als eine Uebungsschule zu betrachten haben für unsere Beharrlichkeit oder Resignation, wie für unsere Erkenntnißbildung.

Genauer betrachtet aber zeigt sich auch gerade das Gegentheil: die bezeichneten Verhältnisse sind überaus günstig für die Ausbildung zur moralischen Vollkommenheit. Indem die Entwickelung dieser durchgängig strengen Kausalverhältnissen unterliegt: so ist sie, sobald wir dieselben mit der erfoderlichen Genauigkeit und Tiefe erkannt haben, hiemit zugleich in unsere Gewalt gegeben. In dieser Hinsicht also haben wir für die Forschung und die praktische Anwendung ein unendlich reiches und fruchtbares Feld vor uns, auf welchem Hunderte und Tausende ihre Arbeit finden können, und dessen sorgsamer Anbau unaussprechlichen Segen mit sich zu führen verspricht.

Eine solche Bearbeitung der moralischen Kunstlehre aber hat man sich bisher noch kaum zur Aufgabe gesetzt. Nur hier und dort im praktischen Leben stoßen wir auf Bruchstücke derselben: mehr nach Art der Haus-, oder auch der sympathetischen Mittel; und mögen diese gleich, wie bei den leiblichen Krankheiten, im Einzelnen manches Gute und Brauchbare darbieten, so enthalten sie doch auf der anderen Seite so vieles höchst Verkehrte und Verderbliche, daß man in Zweifel sein könnte, ob es nicht besser wäre, wenn man sich

in dieser Art damit lieber gar nicht eingelassen hätte. Aber bis jetzt freilich war die Kenntniß der Entwickelungsgesetze des Moralischen viel zu unvollkommen, als daß sich darauf eine auch nur einigermaßen sichere Kunstlehre hätte bauen lassen; und erst die in unseren Tagen für die Psychologie eingetretene Reform hat uns in den Stand gesetzt, uns der Lösung dieser Aufgabe mit Gelingen zu unterziehn*).

Aus diesen Erörterungen ergiebt sich zugleich, wie wir die Untersuchungen des gegenwärtigen Haupttheiles gegen das Objektive zu stellen haben.

---

*) Nur zu wahr ist leider noch immer, was Bonstetten klagt: „Quand je pense à tous ces hommes, qui se mêlent de la conduite du genre humain, je crois voir d'ignorans villageois régler l'horloge de leur village. Chacun y met la main, l'un pour la faire avancer, l'autre pour la retarder, sans aucun égard à sa construction". „La psychologie (bemerkt derselbe richtig) est à la morale ce que les mathématiques et le calcul sont aux sciences physiques; l'une et l'autre de ces sciences précisent les faits, et donnent par-là même les moyens d'énoncer les rapports pour en faire des principes.... Étendez les principes de la connoissance intime de notre être, et vous verrez des conséquences innombrables en sortir, de manière que tout ce qu'on avoit vu et senti jusqu'alors, disparoîtroit à nos yeux comme un nuage, pour faire place à un monde nouveau. Mais tant que les principes demeureront inconnus, toute connoissance demeurera stérilement concentrée dans l'alchimie rationelle, dans la quelle on végète encore". (Études de l'homme ou recherches sur les facultés de sentir et de penser, T. I.) — Durch die bezeichnete Reform der Psychologie nun sind diese Principien aufgefunden, und ist somit die von ihm verkündete neue Epoche wirklich eingetreten.

Wir haben die Scheidung des dritten und des vierten Haupttheiles auf den Gegensatz des Objektiven und des Subjektiven begründet. Aber schon im vorigen Haupttheile konnten wir diesen Gegensatz nicht streng durchführen. Das Moralische und das Unmoralische sind ja doch Eigenschaften des Subjektiven, der menschlichen Seelen; die Norm für jenes eine innerlich prädeterminirte. Alles Aeußere also hat eine moralische Bedeutung nur vermöge seines Verhältnisses zum Inneren; und so mußten wir uns denn für die Betrachtung und Würdigung der objektiven Verschiedenheiten gleichwohl durchgängig an das Subjektive, oder an die Charaktere und Bildungsverhältnisse der menschlichen Neigungen anschließen.

Jetzt nun zeigt sich Dasselbe von der anderen Seite; wir können für die Betrachtung der subjektiven Verschiedenheiten eben so wenig des Objektiven entbehren. Außer den angeborenen Grundbeschaffenheiten (welche überdies an und für sich genommen moralisch-indifferent sind) stammen ja alle subjektiven Verschiedenheiten ursprüglich aus dem Objektiven: müssen also aus diesem erklärt und von diesem aus geregelt werden. Wir müssen uns also auch hier auf das Objektive und die dafür möglichen Verschiedenheiten beziehn. Aber haben wir dort das Zusammen derselben in der praktischen Weltansicht in Betracht gezogen: so müssen wir sie hier in Hinsicht ihrer Wirkungen auf die Bildung der menschlichen Seelen würdigen. Nicht inwiefern sie Gegenstände der Schätzung und des Strebens sind, kommen sie zur Beurtheilung, sondern inwiefern dadurch gewisse psychische Entwickelungen erzeugt werden, welche für die moralische Bildung günstig oder ungünstig weiter wirken können.

Hieraus aber erhellt unmittelbar, daß wir die Einflüsse des Objektiven nicht etwa nur gelegentlich und obenhin, sondern von den ersten Entwickelungen der menschlichen Seele an und mit der größten Genauigkeit in unsere Untersuchung hineinzuziehn und zu konstruiren haben. Alle späteren Entwickelungen sind auf die elementarischen gebaut, deren Spuren als Grundlagen oder Kräfte in sie eingehn, und in den weiter vorliegenden (wie die der ausgebildeten Seele beinah durchgängig sind) unendlich zahlreich verschmolzen und auf einander gebildet sind. Wir werden also auch die späteren und die spätesten nur unklar und unbestimmt auffassen können, wenn wir sie nicht durch jene elementarischen hindurch, in ihrer tiefsten Grundorganisation betrachten. Durch diese Verfahrungsweise haben wir schon im vorigen Haupttheile einen so bedeutenden Vorzug vor der bisherigen Moral gewonnen: indem es uns vermöge dessen möglich wurde, die moralische Beurtheilung zum ersten Male durchgängig auf die Gesinnungen und (um mich dieses Ausdrucks zu bedienen) auf die innersten Fibern derselben zu stellen*). In diesem

*) Dies ist besonders auch dadurch möglich geworden, daß wir alle Formen der Neigungen genetisch zurückverfolgt haben bis zu ihrem ersten Ursprunge. Die Neigungen, wie sie in den Gesinnungen der ausgebildeten Seele vorliegen, sind sehr zusammengesetzte Produkte, und können daher, wenn wir uns auf ihre unmittelbare Auffassung beschränken, nicht anders als unklar vorgestellt werden. Stellen wir sie aber durch die einzelnen Spuren, welche in ihnen auf- und in-einander gebildet sind, oder vielmehr durch die einzelnen erregten Entwickelungen vor, von denen diese zurück geblieben sind: so werden sie uns in eine lange Reihe auseinandergerückt; und die Wirkung für unser Vorstellen also ist ganz dieselbe wie bei einem Vergrößerungsglase. — Der Mangel einer solchen vergrößerten Anschauung der Gesinnungen ist es vorzüglich ge-

Haupttheile aber wird sich diese Betrachtungsweise in noch höherem Maße nöthig und für die Erwerbung einer klaren und bestimmten Einsicht förderlich zeigen.

Eben so aber auch in praktischer Beziehung. Vermöge der hohen Kräftigkeit der Urvermögen erhalten sich die Spuren der psychischen Gebilde, von den am meisten elementarischen an, mit großer Bestimmtheit in ihrer ursprünglichen Gestalt, und in ihren ursprünglichen Verhältnissen; und diese bleiben, bis zu den ausgedehntesten und höchsten hin, immer Dasjenige, was die Einwirkungen aufnimmt, und ihnen Folge giebt. Auch die Kunstlehre also muß, wenn sie sicher gehn will, Alles gleichsam durch jene elementarischen Entwickelungen hindurch sehn und beurtheilen.

Die Eintheilung für die Untersuchungen dieses Haupttheiles ergiebt sich hienach sehr leicht und einfach. Wir haben zuerst die Verschiedenheiten des Angeborenen, darauf die der elementarischen Gebilde, dann die der Kombinationsverhältnisse in Betracht zu ziehn. Hiedurch werden wir dann zuletzt in den Stand gesetzt werden, das Zusammenwirken des Aeußeren und des Inneren für die moralische Fortbildung in allen Punkten in ein helles Licht zu setzen.

---

wesen, welcher immer wieder in die äußerliche (auf die Handlungen und deren Folgen gerichtete) Beurtheilung hat zurückfallen lassen; und so ist denn jetzt endlich solchen Rückfällen wirksam vorgebeugt.

Zweiter Abschnitt.

Von dem Einflusse der angeborenen Individualität.

Unter diese Kategorie fallen die Verschiedenheiten erstens der Temperamente, zweitens der beiden Geschlechter, drittens der Volkscharaktere: jedoch alle drei nur so weit, als sie nicht erst durch die Bildungsverhältnisse entstanden, sondern in den ursprünglichen psychischen Grundbeschaffenheiten begründet sind. In der bisherigen Psychologie hat man fast ohne Ausnahme in diesen, wie in allen anderen Punkten, sehr Vieles voreilig als angeboren gesetzt; und wir werden also diese Annahmen sorgfältig sichten, und Manches, was man in dieser Art aufgeführt, für den folgenden Abschnitt in Anspruch nehmen müssen.

Wirklich angeboren (wie wir schon aus früheren Betrachtungen wissen) sind nur gewisse Grade der Reizempfänglichkeit, der Kräftigkeit und der Lebendigkeit an den Urvermögen der verschiedenen Grundsysteme. Durch den Grad der Reizempfänglichkeit werden die Zartheit, die Feinheit, die Fülle der Erregung und Reizerfüllung, durch

den Grad der Kräftigkeit die Festigkeit der Aneignung, so wie die Daüer und Vollkommenheit des inneren Beharrens, durch den Grad der Lebendigkeit der schnellere oder langsamere Rhythmus der Entwickelung bestimmt. Diese drei Grundeigenschaften können in jedem Grade zusammen, und bei demselben Menschen in jedem Grundsysteme des menschlichen Seins verschieden gegeben sein*) Dessenungeachtet findet sich allerdings zwischen ihnen ein gewisser relativer Gegensatz. Durch eine größere Reizempfänglichkeit, indem sie vielfachere, mannigfaltigere, höher gesteigerte Erregungen wahrscheinlich macht, wird ein gewisses Uebergewicht des Aeußeren, durch eine größere Kräftigkeit der Urvermögen eine vielfachere und vollkommnere Ausbildung, und also ein gewisses Uebergewicht des Inneren bedingt. Während ferner die höhere Kräftigkeit eine größere Festigkeit der psychischen Gebilde mit sich führt, veranlaßt ein höherer Grad der Lebendigkeit eine schnellere, und deshalb weniger feste oder losere Bildung. Man sieht leicht, daß diese beiden Gegensätze zum Theil zusammenfallen. Denn indem sich das Festere auch in vollkommeneren Spuren erhält, muß ja dadurch die Stärke des Inneren vermehrt, und da sich das weniger Feste unvollkommener erhält, hiedurch der Macht des Aeußeren ein gewisser Vorschub geleistet werden. Aber zum Theil fallen auch diese Gegensätze nicht zusammen. Es kann viel Lebendigkeit und Beweglichkeit gegeben sein bei einer gewissen Trockenheit der Entwickelung und bei Mangel an Empfänglichkeit; so wie auf der anderen Seite viel Empfänglichkeit, Erregbarkeit, Fülle der Bildung, ohne daß doch dieselbe mit besonderer Schnelligkeit erfolgte.

*) Vergl. meine „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 97 ff.

Da das Angeborene an und für sich gegen den Gegensatz zwischen dem Moralischen und dem Unmoralischen gleichgültig ist, so muß sich auch im Allgemeinen Dasjenige, was von ihm aus gewirkt wird, gegen diesen Gegensatz indifferent verhalten. Es werden also dadurch in keinem Falle, weder das Moralische noch das Unmoralische, sondern nur verschiedene Formen oder Arten des Einen oder des Anderen begünstigt. Selbst diese aber zeigen sich keineswegs schon dadurch allein und mit Nothwendigkeit bedingt, sondern nur in Verbindung mit den der Beschaffenheit der Uranlagen angemessenen Einwirkungen; und geschehn diese im entgegengesetzten Charakter, so wird auch die Ausbildung diesen entgegengesetzten Charakter annehmen können. So fördert die höhere Reizempfänglichkeit (wie wir oben bemerkt) im Allgemeinen die Mannigfaltigkeit der Ausbildung; aber leiden die Bildungsverhältnisse durchgehends an Einförmigkeit, so wird auch die Bildung selbst einförmig werden; und wenn bei höherer Kräftigkeit der Urvermögen überwiegend reizmangelnde oder überreizende Eindrücke gegeben sind, so werden die Produkte derselben, weit entfernt, sich durch höhere Kräftigkeit auszuzeichnen, vielmehr den Charakter der Schwäche und Mißgestimmtheit an sich tragen müssen. Dagegen bei geringer Reizempfänglichkeit durch viele und starke Eindrücke doch ein gewisser höherer Grad von Mannigfaltigkeit der Bildung, bei geringerer Kräftigkeit durch strenge Angemessenheit der Eindrücke doch ein gewisser Grad von Stärke derselben erzielt werden kann.

Wie haben wir uns nun demgemäß für die moralische Ausbildung gegen diese angeborenen Grundeigenschaften zu stellen? — Die allgemeinsten Regeln dafür haben wir schon früher

früher kennen gelernt. Durch jede der drei Grundeigenschaften wird an und für sich eine Vollkommenheit begründet; und je vollkommener alle drei, desto vollkommener wird auch die praktische Weltauffassung vollzogen, desto vollkommener die innere moralische Bildung werden können. Wie im Anfange, so ist auch in jedem Punkte der Bildung nur in dem harmonischen Zusammen der drei Grundeigenschaften die wahre Vollkommenheit gegeben. Nur in dem Maße, wie die Vermögen befriedigt und kräftig ausgebildet sind, haben wir kräftige praktische Auffassungen; nur in dem Maße, wie die Empfänglichkeit bewahrt wird, kann die Ausbildung fortschreiten; und je größer die Lebendigkeit, um desto mehr kann in derselben Zeit erworben, verarbeitet, rückgewirkt werden. Wir werden demnach im Allgemeinen alle drei in dem *vollen* Maße, wie sie gegeben sind, zu benutzen, und durch angemessene Einwirkungen zu begünstigen haben, und nur so vermöge ihrer das *Höchste* erreichen können, was auf dem Grunde der vorhandenen Anlagen möglich ist. Aber allerdings kann auch, wie anfänglich, so in jedem folgenden Punkte der Bildung, die eine zu groß für die andere sein, und begünstigen die Einwirkungen dieses Uebermaß, so werden Unvollkommenheiten und Auswüchse von mancherlei Art eintreten. In dieser Beziehung also werden wir die Entwickelung sorgsam zu bewahren, und das Nachtheilige durch anderweitige Einwirkungen zu neutralisiren haben.

Wir müssen dies nun in der Anwendung auf das Einzelne durchführen. Hiebei werden wir uns am zweckmäßigsten an die verschiedenen *Bildungsmomente* anschließen. Die praktische Ausbildung wird, wie die theoretische, zunächst durch gewisse *Reizerfüllungen* eingeleitet, welche

für die Urvermögen eintreten*). Von den Produkten derselben bleiben Spuren zurück, welche den Charakter der elementarischen Bildung bedingen, und reproducirt und weiter verarbeitet werden können. Diese Verarbeitung geschieht in jedem Falle durch Zusammenbildung; und diese kann Zusammenbildung von gleichartigen und von ungleichartigen Elementen sein. Hienach ergeben sich drei Bildungsmomente, welche wir einzeln in Betracht zu ziehen haben.

I. Einfluß des Angeborenen auf die Reizerfüllung und die elementarische praktische Bildung.

Wo sich die Reizempfänglichkeit in höherem Maße findet, werden nicht nur mehr Reizungen eintreten, sondern auch vollere. Es werden also leichter Lustempfindungen erzeugt werden, wo der mit geringerer Reizempfänglichkeit Ausgestattete nur im gewöhnlichen Mittelmaße (zu Wahrnehmungen oder zu gewöhnlichen Empfindungen) erregt wird. Die Lustempfindungen aber sind die Grundgebilde sowohl für die Lustvorstellungen als für die Begehrungen; und so werden sich denn diese beiden Formen des Praktischen bei dieser Anlage in größerer Ausdehnung ausbilden können. Auf der anderen Seite aber können eben deshalb auch leichter Zustände der Unbefriedigung (der Unlust) oder der Ueberreizung (des Schmerzes) entstehn; und wie also Naturen dieser Art leichter über das Mittelmaß erhoben werden, so sind sie auch auf der

*) M. vgl. hierüber Band I., S. 107 ff.

anderen Seite leichter verstimmbar. Wir haben daher mehr Abstufungen in diesen und den dazwischen liegenden Verhältnissen; und ist dabei eine angemessene Kräftigkeit gegeben, so daß die Spuren in höherer Vollkommenheit aufbehalten werden, so entsteht ein größerer Reichthum, so wie eine höhere Erregbarkeit der Empfindungen und Gefühle, und, wo die Bildungsverhältnisse diese Richtung nehmen, des Gemüthes. Daß auch für die spätere Entwickelung eine leichtere Erregung von außen, und also mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ein Uebergewicht nach dieser Seite hin bedingt werde, haben wir schon früher bemerkt.

Die Vorschriften für diese Eigenthümlichkeit sind nicht schwer festzustellen. Wir wissen, daß die Bildung in der durch die Uranlage bezeichneten Richtung fortzuführen ist; denn in dieser liegen ja die ihr eigenthümlichen Tugenden. Wir werden also für einen angemessenen Reichthum von Erregungen Sorge zu tragen haben, damit eine reiche praktische Empfänglichkeit, und, anderen Menschen gegenüber, warme Theilnahme, leicht erregbares Mitleid, Zartheit des Gefühles und des Taktes begründet werden. Aber wir müssen auf der anderen Seite Naturen dieser Art von Anfang an vor Ueberreizungen und vor einem zu vielfachen Gereiztwerden behüten. Sonst werden sich Veränderlichkeit der Stimmungen und Launen, Weichlichkeit, Furchtsamkeit, oder wo die Erregungen überwiegend den Lustcharakter an sich tragen, Neigung zu Vergnügungen und Vergnügungssucht ausbilden. Zugleich haben wir für die spätere Zeit innerliche Amulete gegen nachtheilige Einwirkungen, welche in diesen Richtungen liegen, zu begründen: kräftige Gebilde von höherer Art, welche denselben das Gegengewicht zu halten im Stande sind.

In manchen dieser Beziehungen bietet die Anlage, in welcher die Kräftigkeit überwiegt, das gerade Gegentheil dar. Da nicht so leicht Ueberreizungen eintreten, finden sich bei derselben meistentheils Furchtlosigkeit und Unerschrockenheit. Indem die Reize kräftiger gefaßt und festgehalten werden, bleiben von den Entwickelungen vollkommenere Spuren und für eine längere Zeit zurück, und vermöge des Hinzufließens derselben bildet sich das Innere zu größerer Stärke aus. Daher auch im Allgemeinen das Uebergewicht der inneren Thätigkeit über die Empfänglichkeit für das Aeußere. Die Reproduktionen erfolgen vorherrschend im Verhältniß des Erfülltseins, also der Lustvorstellung oder Erwartung, mit geringer Ausbildung des Begehrens. Wird aber dessenungeachtet durch die Bildungsverhältnisse eine vielfache Erzeugung von Begierden vermittelt; so erhalten sich auch von diesen vollkommenere Spuren, und es bilden sich Neigungen von größerer Stärke, oder Leidenschaften. Eben so von Seiten der Unlustempfindungen; so daß also, wenn diese zahlreicher durch die Bildungsverhältnisse bedingt werden, ausgedehntere und bleibendere Mißstimmungen entstehn.

Unter günstigeren Verhältnissen wird bei dieser Anlage die moralische Bildung mehr Selbstständigkeit, Gleichmäßigkeit, Haltung gewinnen; unter ungünstigeren entstehn, jenachdem sie nach dieser oder nach jener Seite hin liegen, zwei entgegengesetzte Gefahren: die des Uebermuthes, der Selbstüberhebung, und die verdrießlicher Selbstquälerei. Aber die praktische Weltauffassung soll sich in allen Punkten der Wirklichkeit entsprechend ausbilden. Vermöge dieser ergiebt es sich auf der einen Seite, daß wir nicht unabhängige, sondern bedürftige Wesen sind, daß nicht schon die angeborne Kräf-

tigkeit, sondern erst die angemessen ausgebildete, wahre Kraft ist. Eine länger andauernde Gunst der Schicksale kann uns dies vergessen machen, und die Einbildung hervorrufen, daß uns Dasjenige ursprünglich und untrennbar gehöre, was doch erst in Folge freundlicher Bildungsverhältnisse erworben ist. Dieser Selbstüberhebung also sollen wir entgegenarbeiten: für das Erworbene dankbar sein, und den Verlust desselben in dem Maße fürchten, wie es die Natur der menschlichen Verhältnisse mit sich bringt. Auf der anderen Seite aber dürfen wir uns auch nicht durch länger dauernde unfreundliche Verhältnisse bleibend niederdrücken, und für das Günstigere, was uns die Folgezeit entgegenbringt, unempfänglich machen lassen. In jenem Falle also gilt es, das Gefühl der Ueberkraft zu dem rechten Maße herabzustimmen, in diesem, der Seele eine kräftige Elasticität zu erhalten, oder die verlorene wiederzuverschaffen. Wir werden, was für das Eine und für das Andere ersprießlich ist, später genauer zu bestimmen Gelegenheit haben.

Wie schon bemerkt, steht die Anlage, in welcher die Lebendigkeit überwiegt, hiemit ebenfalls in einer Art von Antagonismus. Da die elementarischen Processe schneller, und bei sehr großem Uebergewichte der Lebendigkeit, flüchtig erfolgen, so müssen die Produkte derselben der rechten Festigkeit der Bildung entbehren, und daher auch weniger vollkommen beharren. Daher denn die Gebilde auch weniger Stärke (Vielfachheit der in ihnen verschmolzenen Elemente), vielmehr einen leichteren Charakter haben werden. Aber auch Unlust, Schmerz, Ueberdruß verlieren sich leichter wieder: um so mehr, da sie ja schon vermöge ihrer Reizungsverhältnisse eine gewisse Schwäche an sich tragen. Daher bei diesem Temperamente (welches der Hauptsache nach

mit denjenigen zusammenfällt, welches man gewöhnlich das sanguinische nennt) im Allgemeinen ein Ueberwiegen der Heiterkeit und kürzere und leichtere Mißstimmungen gefunden werden. Da ferner die Schnelligkeit der Entwickelung die Reizungsverhältnisse weniger bestimmt hervortreten läßt, so bildet sich weniger Gemüthlichkeit aus: die vorzüglichste Verschiedenheit dieser Naturen von den durch das Uebergewicht der Reizempfänglichkeit ausgezeichneten, welche sonst mit jenen (wie wir gesehn) in nicht wenigen Punkten zusammentreffen. Durch die in Folge der raschen Aneignung gegebene größere Beweglichkeit der aufgenommenen Reize wird viel unwillkührliche Fort- und Rückwirkung bedingt, aber auch auf der anderen Seite die Ausbildung der willkührlichen begünstigt, indem dadurch für die Lustgebilde die Reproduktion in der Form der Begehrungen wahrscheinlich gemacht wird.

Die Schnelligkeit der Entwickelung ist unstreitig an und für sich etwas Gutes. Es können in derselben Zeit mehr Empfindungen erworben, und es kann (wie wir sogleich hinzufügen wollen) mehr verarbeitet und gehandelt werden; und wir werden also auch diese Uranlage durch angemessene Einwirkungen zu begünstigen haben. Aber wird derselben zu viel Vorschub gethan, so artet sie zur Flüchtigkeit aus. Die Bildung erhält den Charakter der Unstätigkeit, der Oberflächlichkeit; es entstehn Unbeständigkeit, Leichtsinn, Unbesonnenheit; und die Ausgleichung nach außen hin wächs't zu einem solchen Uebergewichte an, daß über allen Aeußerungen und allem äußeren Thun die innere Bildung zu keiner Gründlichkeit und Koncentration gelangen kann. Dem werden wir also für die praktische und moralische Entwickelung, eben so

wie für die theoretische, sorgsam entgegenzuarbeiten haben, indem wir den Einwirkungen mehr Stätigkeit geben, und ein folgerechtes Ineinandergreifen für dieselben vermitteln.

II. Einfluß auf die Zusammenbildung des Verschiedenartigen.

Die elementarischen Angelegtheiten, auch für das Praktische, können (wie wir schon bemerkt haben) in zwiefacher Weise zusammengebildet werden: durch Aneinanderreihung der ungleichartigen und durch Verschmelzung der gleichartigen. Fassen wir zunächst das erste dieser Verhältnisse ins Auge, so ist es augenscheinlich: indem eine höhere Reizempfänglichkeit, sowohl in qualitativer als in quantitativer Beziehung, eine größere Anzahl und Mannigfaltigkeit von elementarischen Erregungen begünstigt: so ist mehr vorhanden, was im Verhältniß der Aneinanderreihung des Ungleichartigen verbunden werden kann. Ueberdies wird durch die größere Fülle von Reizen, welche aufgenommen werden, die Weite der Reproduktion begünstigt; und indem hiedurch die Verknüpfungsverhältnisse unter den psychischen Gebilden vermehrt werden, entstehn mannigfache Vorbildungen, namentlich auch für die Aufnahme fremder Gemüthsbewegungen, Interessen &c. Aber ist nicht ein gleicher Grad von Kräftigkeit gegeben, so werden sich die meisten Kombinationen, welche in dieser Art erworben sind, wieder auflösen; und die Interessen werden sich mehr einzeln erhalten, oder doch nur in weniger ausgedehnten Gruppen und Reihen verbunden werden. Und dies ist es denn vorzüglich, was, außer dem schon früher Bezeichneten, der Hingegebenheit an

das Aeußere, und der Leichtigkeit, sich durch dieses stimmen und umstimmen zu lassen, in dieser Richtung als die vorzüglichste Gefahr für die praktische Bildung zu betrachten sein möchte: daß sie nämlich zerstreut und zerstückelt werde, zu wenig inneren Zusammenhang und Einheit gewinne. Dem also würden wir vorzüglich entgegenzuarbeiten haben.

Vermöge der höheren Kräftigkeit gewinnt (wie schon früher auseinandergesetzt worden ist) das Innere ein gewisses Uebergewicht. Indem dasselbe im Allgemeinen den äußeren Eindrücken an Stärke überlegen ist, wird die Erregung von ihm festgehalten, und zu ihm hinübergezogen; und so wird denn, auch unabhängig von dem Grade der ursprünglichen Reizempfänglichkeit, bei dieser Anlage eine Tendenz gegeben sein zu einer gewissen Isolirung auf sich selbst und einer weniger mannigfachen Ausbildung. Wie förderlich also auch in mannigfachen Beziehungen diese Grundanlage für die moralische Ausbildung, und namentlich gerade dadurch sein mag, daß sie die Richtung auf die innere Aus- und Durch-bildung begünstigt: so sind doch damit die Gefahren einer gewissen Unempfänglichkeit und Unbeweglichkeit, der Entfremdung von dem Aeußeren, ja der Selbstbeschränktheit verbunden; daher wir auch diese moralischen Abweichungen im Allgemeinen häufiger bei kräftigeren Naturen, z. B. bei dem männlichen Geschlechte häufiger als bei dem weiblichen finden.

Wo jedoch mit der Kräftigkeit zugleich eine hohe Reizempfänglichkeit gegeben ist, und durch vielfache Erregungen begünstigt wird, da werden sich die vielen Interessen, deren Erzeugung durch die beiden letzteren bedingt ist, in größerer Ausdehnung zusammenbilden und in dieser Zusammenbildung erhalten. So entstehn umfassendere

Interessen, und zwar in zwiefacher Form: in der Gruppenform des Zusammen und in der Reihenform des Nacheinander oder der zeitlichen Entwickelung. Der ersteren gehören die Interessen für größere Gemeinschaften an, so wie die für die allgemeine Fortbildung des menschlichen Geschlechtes: in Bezug auf Wohlergehn, Erkenntniß und Wissenschaft, Kunst, Moralität und Religion; der zweiten die Interessen, welche auf eine ferne Zukunft gehen. Die letztern werden begründet durch das vollkommenere Festhalten der Vorstellungsreihen von einer ausgedehnteren Vergangenheit: welche dann vermöge sich anschließender Strebungen oder in der vorbildenden Phantasie auf die Zukunft übertragen werden. Während also bei geringerer Kräftigkeit durch ausgedehnte Reizempfänglichkeit ein Uebergewicht der Interessen für das Einzelne und eine gewisse Neigung, den Augenblick zu genießen, und für das zunächst Vorliegende thätig zu sein, begründet werden, haben wir auch in diesen Beziehungen hier das gerade Gegentheil: die Richtung auf das Umfassendere, Fernerliegende, Allgemeine. Diese Richtung also werden wir bei dieser Anlage zu pflegen haben, damit jene Isolirung und Selbstbeschränkung vermieden werde. Wer viel zu umfassen vermag, der soll auch viel umfassen: mit seinem Interesse und seinem Thun, wie mit seiner Erkenntniß.

Indem durch die höhere Lebendigkeit eine raschere Entwickelung, und also mehr Kombinationen bedingt sind, so muß durch diese Grundanlage die Bildungsform, mit welcher wir es jetzt zu thun haben, ganz besonders begünstigt werden. Es werden mehr Reihengebilde erzeugt, und mehr Vorbildungen für alles Dasjenige, was auf dieser Kombinationsform beruht. Daher besonders der praktische

Takt in grösserer Ausdehnung und Vollkommenheit ausgebildet zu werden pflegt: sowohl für die Beurtheilung der gegebenen Verhältnisse, als für die Rückwirkung auf dieselben. So werden Lebensklugheit, Lebensgewandtheit, Gefälligkeit begründet, und in Verbindung mit dem Uebergewichte der heiteren Lebensansichten und Erwartungen, welches wir früher als diesem Temperamente eigenthümlich abgeleitet haben, Unternehmungsgeist und Entschlossenheit: woran sich denn, da dergleichen auf die Welt wirkt, und bei der Welt gilt, leicht Selbstzufriedenheit, und nicht selten auch Eitelkeit und Einbildung anschliessen. Die Kehrseite bildet, neben dem so eben Erwähnten, das leichte Entstehn der schon früher bezeichneten Mängel: der Flüchtigkeit, der Unbesonnenheit, der zu raschen Beweglichkeit und der Geneigtheit zu handeln, ohne dass man sich dazu angemessen durch Nachdenken vorbereitet hat.

III. Einfluss auf die Zusammenbildung und Verschmelzung des Gleichartigen.

Noch ist uns die zweite Kombinationsform übrig: welche durch die Anziehung nach dem Verhältnisse der Gleichartigkeit begründet wird. In Bezug auf das Elementarische wird diese im Allgemeinen durch eine ausgezeichnete Reizempfänglichkeit weniger begünstigt werden. Die reichere Mannigfaltigkeit der Bildung stellt sich gleichsam zwischen die Anziehung des Gleichartigen; und es sind überdies, in Folge eben dieser Mannigfaltigkeit, weniger vollkommen gleichartige Spuren vorhanden. Im Allgemeinen also wird von vorn herein für die psychische Entwickelung we-

niger Stärke, weniger Innigkeit erworben werden. Dafür aber werden durch eben diese Mannigfaltigkeit der Bildung für den weiteren Verfolg mannigfachere Anziehungen möglich: namentlich im Verhältniß zu anderen Menschen, und in Bezug auf Dasjenige, was bei dieser Anlage am meisten ausgebildet wird: in Bezug auf Genüsse, leichtere Vorstellungskombinationen, Gefühle und gesellschaftlichen Verkehr. Die Neigungen zur Geselligkeit und zu gesellschaftlichen Freuden, so wie zur Bonhomie, bilden sich in größerer Ausdehnung aus. Zu fürchten ist nur, daß dabei die Selbstständigkeit verloren gehe: der Mensch sich haltungslos durch Andere und durch die Verhältnisse bestimmen lasse, welche ihm der Augenblick, die Gelegenheit entgegenbringen.

Bei dem Uebergewichte der Kräftigkeit haben wir auch hier fast durchgehends das Gegentheil. Da die Richtung auf das Aeußere überhaupt zurücktritt, so ist für die innere Entwickelung, und namentlich für diese Hauptform derselben, ein größerer Spielraum gegeben; und da sich die Spuren vollkommener erhalten, so wird für theoretische und für praktische Gebilde eine größere Vielfachheit des Gleichen gegeben, und hiedurch eine größere Stärke bedingt sein. Es werden demnach geistigere Interessen erzeugt; die Reflexion überhaupt, und namentlich auch die Selbstreflexion, bildet sich in höherem Maße aus; die Gefühle entwickeln sich zu größerer Innigkeit, die Neigungen zu größerer Stärke. Indem ferner zu diesen praktischen Gebilden die entsprechenden Begriffe hinzutreten, werden dieselben zu praktischen Sätzen und Grundsätzen erhoben*); und auch das Moralische tritt in bestimmteren Reflexionen hervor.

*) M. vgl. hierüber Band I., S. 341,ff.

Daneben findet sich freilich die Gefahr, daß über allen diesen Reflexionen die Frische der Empfindung verloren gehe. Ueberdies wird durch die größere Innerlichkeit und Isolirtheit der Bildung ein höherer Grad von Eigenthümlichkeit für dieselbe bedingt; und sowohl hiedurch (indem sich weniger leicht andere in derselben Art Gebildete finden), als durch die größere Vielfachheit, in welcher gleichartige Spuren zusammengebildet sind, und (man erlaube mir diesen Ausdruck) die hiedurch begründete größere Schwere der psychischen Gebilde, werden die Anziehungen im Verhältniß zu anderen Menschen beschränkt und erschwert werden. Der sinnlichen Erregungen (Genüsse, Anschauungen ꝛc.) so wie derjenigen, welche diesen zunächst liegen, sind Alle fähig; und für diese also ist eine sehr weit reichende, sehr leicht anzuknüpfende Gemeinschaft gegeben; für das höhere Geistige und innerlich Eigenthümlichere nur eine geringe. Um so mehr also müssen wir sowohl diese, als die Erzeugung frischer Empfindungen, durch günstige äußere Bildungsfaktoren zu befördern suchen.

Die Bildung auf der Grundlage überwiegender Lebendigkeit hat auch hier viel Aehnliches mit der bei überwiegender Reizempfänglichkeit. Die Stärke, welche von der Vielfachheit des gleichartigen Elementarischen abhängig ist, wird auch hier im Allgemeinen weniger bedeutend sein, da ja die elementarischen Gebilde mit geringerer Festigkeit erzeugt werden. Für die Anziehung im Verhältniß zu anderen Menschen aber ist hier eben deshalb noch weniger ein Hinderniß von Seiten der Gewichtigkeit der Bildung zu erwarten; und sie wird daher, wo Einstimmiges entgegenkommt, mit großer Schnelligkeit erfolgen, namentlich auch zum Behuf der Verbindung zu gemeinsamen Unternehmungen. Aber

wie für alles Andere, was auf der Grundlage großer Lebendigkeit gebildet wird, ist auch hier, wo nicht eine gleich große Kräftigkeit derselben das Gleichgewicht hält, eine eben so leichte Wiederauflösung zu fürchten; daher die Veränderlichkeit und Unbeständigkeit, jenachdem die Sympathie und der Nachahmungstrieb von dieser oder von jener Seite her in Anspruch genommen werden*). Diesen also werden wir in der früher schon bezeichneten Weise vorbeugend und mäßigend entgegenzuwirken haben.

Dies wäre es, was sich über die Einflüsse des Angeborenen auf die moralische Ausbildung feststellen lassen möchte. Wir haben dieselben nur in den äußersten Umrissen und gleichsam aus dem Groben konstruiren können, da sie, der Natur der menschlichen Bildungsverhältnisse nach, eine sehr große Weite haben: ihre volle Wirksamkeit (wie bemerkt) nur bei begünstigenden Einwirkungen äußern, durch entgegengesetzte aber in jedem Grade neutralisirt werden können. Von jeder Entwickelung (haben wir gesehn) bleibt eine Spur im Inneren der Seele zurück, welche, wie die Entwickelung selbst, ihren Charakter durch die Beschaffenheit der Urvermögen und die der Einwirkungen zusammen erhält; da aber diese Spur zugleich Kraft ist, so tritt vermöge dessen jeder folgenden Einwirkung ein neues, eigenthüm-

---

*) „Im Jahre 1789 hat man die Revolution dadurch bewirkt, daß man Eilboten aussandte, die von einem Dorfe zum anderen ausriefen: „Bewaffnet euch, denn das benachbarte Dorf hat sich bewaffnet“. So stand Alles gegen Alle, und eigentlich gegen Niemand auf“ (Frau von Staël).

lich modificirtes Inneres entgegen; und so müßten wir denn, um für die Konstruktion volle Genauigkeit zu gewinnen, dieselbe bei jedem einzelnen Punkte der Entwickelung von neuem, und mit dem individuellsten Anschließen an die gegebenen Faktoren vollziehn. Bei der Anwendung im Einzelnen muß es nun auch allerdings wirklich in dieser Art geschehn; und nur wo es in dieser Art geschieht, können wir des günstigen Erfolges bei den von uns angewandten Maßregeln sicher sein. Aber hier, wo wir es mit einer allgemeinen Uebersicht zu thun haben, mußten wir uns an mehr summarischen Konstruktionen und an der Angabe der Art und Weise, wie dieselben im Einzelnen genauer auszubilden sind, genügen lassen.

Die hauptsächlichste Aufgabe ist, in jedem Augenblicke eine für die moralische Bildung förderliche Harmonie zu gewinnen zwischen den Uranlagen, den Bildungsverhältnissen und den Lebensaufgaben. Die letzten gehören zwar ebenfalls gewissermaßen den Bildungsverhältnissen an, aber doch nur mehr vermittelt, durch eine Art von Rückwirkung: indem sie ja zunächst und unmittelbar die Aktivität des Menschen seiner bisherigen Bildung gemäß in Anspruch nehmen. Zu Bildungsverhältnissen oder Bildungsmomenten werden sie dann nur dadurch, daß sie, wenn sie mit dem bereits Gebildeten zusammentreffen, eine einstimmige Fortbildung desselben vermitteln, wenn das Gegentheil, zu neuen Anstrengungen aufrufen, oder auch wohl gefährliche Reibungen veranlassen können. Das Wünschenswertheste also ist ein harmonisches Zusammenwirken, ein gegenseitig förderliches Ineinandergreifen zwischen diesen Dreien, aber ohne daß hiedurch nach irgend einer Seite hin ein

Uebermaß erzeugt werde, welches eine Abweichung vom Normalen herbeiführte.

Sind die Bildungsverhältnisse nicht in Einstimmung mit den angeborenen Anlagen, so kann weder das durch diese letzteren Prädeterminirte, noch das durch jene Geforderte gebildet werden, und in beiden Beziehungen also muß die Bildung eine unbefriedigende werden. Wird dieselbe überstrengt, so entsteht eine Karrikatur; und auch moralische Abweichungen werden nicht ausbleiben können. Man nehme die Eigenthümlichkeiten der beiden Geschlechter. Dieselben unterscheiden sich dadurch, daß von den drei Grundbeschaffenheiten beim männlichen Geschlechte im Allgemeinen die Kräftigkeit, beim weiblichen die Lebendigkeit und die Reizempfänglichkeit überwiegen*). In Folge Dessen ist dieses Letztere besonders für die Ausbildung des Gemüthlichen, so wie derjenigen Interessen, Fertigkeiten, Thätigkeiten bestimmt, welche sich auf kleinere gesellschaftliche Kreise beziehn. Für die strenge Wissenschaft, für die höhere Kunst, für weitergreifende Interessen, für öffentliche Geschäfte sind die Frauen nicht gemacht; nicht gemacht, dem Sturm der Partheiwuth entgegenzutreten, und der allgemeinen Unehre zum Trotz einen großen Zweck standhaft durchzuführen. Mit einer zarteren Empfänglichkeit und Verletzlichkeit ausgestattet, finden sie ihre rechte Stelle als Priesterinnen am stillen Altare der Hausgöttinnen: diese fromm und sorgsam pflegend, und durch sie vor unsanfteren Berührungen und Verletzungen geschirmt. Ihnen gehören die süßen Kleinigkeiten des Lebens; und das Wohl des Geliebten, des Gatten, der Kinder liegt ihren

*) Vergl. hiezu oben S. 60 f. und 205 f.

Gedanken und ihrer Thätigkeit näher, als das Wohl des Staates.

Man setze nun, man wolle ihnen eine Dem entgegengesetzte Bildung ertheilen, sie z. B. zu Gelehrten machen. Unstreitig wird es dafür auf allen Seiten fehlen, da, der tiefsten Uranlage nach, die höhere geistige Kräftigkeit mangelt, welche doch allein zu einem umfassenderen Wissen und zu einer höheren intellektuellen Durcharbeitung fähig machen kann. Dies nun könnte uns in moralischer Beziehung allenfalls gleichgültig sein. Aber dabei wird es nicht bleiben. Es werden Versuche eintreten, die vorhandenen Lükken durch einen künstlich erzeugten Schein zu verbergen. Dem eigenen Bewußtsein gegenüber wird sich leicht Einbildung entwickeln, im Verhältniß zu Anderen Anmaßung und dreistes, wo nicht gar freches Aburtheilen über Dasjenige, wofür doch die erfoderlichen Grundlagen mangeln. Oder da eine gelehrte Frau, wenn auch nicht ihrem inneren Werthe und ihren Leistungen nach, doch in Vergleich mit anderen und in ihrem Kreise immer eine ausgezeichnete Erscheinung ist, so wird es, wenn sie sich jener Verstöße zu enthalten, ihre Kenntnisse und Ansprüche bescheidener, vorsichtiger, mit einer gewissen Anmuth an den Mann zu bringen weiß, an Schmeicheleien nicht fehlen, und so Eitelkeit, und wo etwa später den heißen Wünschen dieser nicht gewillfahrt wird, Mißstimmungen von mancherlei Art entstehn. Oder man setze den Fall, ein Mädchen solle für eine größere Geschäftsthätigkeit erzogen werden. In Folge der geringeren Kräftigkeit der Urvermögen, werden wir im Allgemeinen nicht im Stande sein, den umfassenden Blick zu erzeugen, welcher verwickelte und schwierige Verhältnisse in Einer Gesammtanschauung zu überblicken und festzuhalten und mit Sicherheit

heit zu würdigen im Stande ist. Indem sie bald diese, bald jene Seite der Sache, bald diese, bald jene Reihe von möglichen Folgen auffaßt, wird sie unentschlossen von Einem zum Anderen schwanken. Es wird ihr überdies mehr oder weniger an der Furchtlosigkeit, Unerschrockenheit, Standhaftigkeit fehlen, welche auch unter schwer drohenden, unheilschwangeren Verhältnissen das erhabene Ziel unverrückt im Auge behalten, und so zuletzt dennoch erreichen lassen. Es werden also, wo sich dergleichen Verhältnisse öfter wiederholen, schwächliche Nachgiebigkeit und Furchtsamkeit entstehn; oder der Mangel an Kraft durch List ausgefüllt werden, welche dem moralischen Charakter mannigfach Verderben droht*). Und auf der anderen Seite werden die eigenthümlichen weiblichen Tugenden unter diesen Bildungsverhältnissen unausgebildet bleiben, und so der Unwahrscheinlichkeit des erstrebten Gewinnes die Gewißheit eines sehr beklagenswerthen Verlustes zur Seite stehn.

Man nehme im Gegentheil einen von Natur kräftigen Knaben, welcher rein unter Frauen und den ihrer Bildung angemessenen Verhältnissen erzogen wird. Die eigenthümlichen männlichen Tugenden: Kraft, Furchtlosigkeit, Unerschrockenheit, Beharrlichkeit, ein viel umfassender und klarer Blick rc. können sich unter dem Einflusse der ganz auf der anderen Seite liegenden Bildungsmomente nicht aus-

*) So selbst bei der Königinn Elisabeth, deren Charakter sonst, vermöge ihrer ursprünglichen Anlage, wie des Einflusses ihrer Stellung, so sehr zu dem männlichen hinneigte. Sie konnte beinah nichts thun, ohne irgendwie Verstellung einzumischen: wie sie denn auch in anderen Beziehungen, trotz aller Bemühungen, durchgängig männlich zu erscheinen, die weiblichen Schwächen nicht verleugnen konnte.

bilden. Statt der weitgreifenden, zu hohen Zielpunkten anstrebenden Kraft wird vielleicht unbeugsamer Eigenwille in kleinen Verhältnissen, statt des beharrlichen, stätigen Fortwirkens ein indolentes Festhalten an dem Gewohnten entstehn. Aber eben so wenig werden die weiblichen Tugenden gewonnen werden. Hiezu mangelt es überall an der zarten Erregbarkeit und Beweglichkeit, an der schnellen Rückwirkung, an der Schmiegsamkeit und dem elastischen Nachgeben. Er wird das Kleine wie ein Großes behandeln, auf das Unbedeutende pedantisch Gewicht legen; von Demjenigen, was für Frauen die Sache eines Augenblickes, das Werk eines leicht darüber hinweggleitenden Taktes und schnell sich anschließender Rückwirkung ist, in endlosem Hin- und Herüberlegen nicht loskommen können.

Eben so im Verhältniß der Völker zu einander. Den Franzosen sind die deutsche Empfindsamkeit und das deutsche philosophische Denken eben so wenig zum Guten gediehen, als uns das pikante Witzeln und die litterarische Leichtfertigkeit, Kühnheit, oder auch wohl Frechheit der Franzosen; und die Anstrengungen, sich das der tiefsten Uranlage nach Fremde zu eigen zu machen, haben bei Beiden, neben den karikaturartigen, zugleich mancherlei moralische Verzerrungen herbeigeführt.

Die moralische Gefahr in diesen beiden Verhältnissen ist um so größer, da doch die entgegengesetzten Einwirkungen beinah nie mit der rechten Stätigkeit und Konsequenz durchgeführt werden können. Wo dies geschieht, wird schon von dem Elementarischen aus Alles nach der Seite der Bildungsverhältnisse hin gelenkt, und so, ungeachtet des Gegensatzes, in dieser oder in jener Art eine gewisse (wenn auch minder vollkommene) Harmonie der Bildung erreicht

werden können. So, wenn bei dem weiblichen Geschlechte die Uranlagen zufällig nach der Seite des männlichen, oder bei diesem letzteren nach der Seite des ersteren hinüberliegen, die Erziehung aber dennoch in Angemessenheit zu dem Geschlechte erfolgt. Wir werden freilich dort keine vollkommene Weiblichkeit, hier keinen vollkommen männlichen Geist und Sinn erreichen können; aber dennoch wird das Erreichte im Allgemeinen erfreuend und befriedigend sein können. Ganz anders bei dem bezeichneten Widerstreite gegen die mit dem Geschlechts- oder dem Volkscharakter einstimmigen Anlagen. Die Bildungsverhältnisse haben sich einmal, vermöge des Zusammenwirkens unzähliger früherer Generationen, in so großer Ausdehnung und so entschieden dem Grundcharakter der Völker und Geschlechter gemäß eingerichtet, daß, wenn wir nicht den Zögling gänzlich aus denselben herausreißen (ihn unter ein anderes Volk versetzen, oder dem Mädchen Knabenkleider anziehn 2c.) wollen, auch die größten Anstrengungen nicht im Stande sein möchten, die Bildungsmomente durchgängig in dem entgegengesetzten Charakter wirken zu lassen. Es wird also ein Hin- und Herzerren entstehen, bei welchem Verrenkungen in irgend einer Art kaum ausbleiben können.

Sind die Bildungsverhältnisse mit den Uranlagen einstimmig, aber die Lebensaufgaben von entgegengesetztem Charakter, so tritt die Kollision später ein, und wird daher, wenn die Bildung anders bis dahin erfreulich vorgeschritten ist, im Allgemeinen weniger moralisch gefährlich sein. Der Mensch kann sich mehr selber helfen, und hat dem ungünstig Gegenüberstehenden ausgedehntere und kräftigere psychische Gebilde entgegenzustemmen. Dessenungeachtet aber drohen auch hier nicht selten gefährliche Erschütterungen und Ver-

letzungen. Ein Mädchen ist durch ihre Natur und ihre Bildung recht eigentlich zur Hausfrau und Mutter gemacht, und ein ungünstiges Geschick läßt sie nicht dazu gelangen; ein junger Mann hat sich mit Anstrengung und Begeisterung für einen edlen Lebensberuf vorbereitet, und der Weg zu demselben wird ihm in irgend einer Art versperrt; oder er tritt wirklich in denselben ein, aber auf jedem Schritte stößt er auf Hindernisse: auf unüberwindliche Vorurtheile, auf Trägheit und Indolenz, auf Mißwollen und Bosheit. In allen diesen Fällen bleiben die schönsten und mächtigsten Triebe, die innigste Sehnsucht unbefriedigt; und dafür wird von den in dieser Art Benachtheiligten eine Thätigkeit, eine Sorge verlangt, welche in keiner Art in ihnen vorgebildet oder ihrer Natur genehm, ja vielleicht mit dieser im schärfsten Widerspruche sind. Da werden dann Stützen, Beschwichtigungen, Surrogate von mancherlei Art eintreten müssen, damit nicht die moralische Haltung verloren gehe, nicht Mißstimmung und Erbitterung eintrete. Aber hier sind es eigentlich schon Bildungsverhältnisse, welche mit einander in Kollision treten; und so führt uns denn diese Betrachtung unmittelbar zu dem folgenden Abschnitte hinüber.

Dritter Abschnitt.

Von den Verschiedenheiten der elementarischen Gebilde.

Wir haben uns schon mehrfach überzeugt, daß alle elementarischen Entwickelungen an sich moralisch-gleichgültig sind. Ihre moralische Bedeutung erhalten sie in der Gegenwart durch Das, was sie innerlich vorfinden, und für die Zukunft durch das von ihnen aus mit Wahrscheinlichkeit für die Fortentwickelung Bedingte.

Was das Erste betrifft, so haben wir zu den früher darüber angestellten Betrachtungen nur wenig hinzuzufügen. Die Bestimmungen ergeben sich sehr einfach aus den allgemeinen Grundformen des Sittlichen*). Es giebt nichts Einzelnes, was wir als unbedingt nachtheilig oder verderblich bezeichnen könnten, was nicht vielmehr für gewisse Individualitäten moralisch-heilsam wirkte. Derselbe Genuß,

*) Vgl. Band I., besonders S. 219 ff. und 250 ff.

der den einen Menschen in seiner Genußliebe verstärkt, oder tiefer in die Fesseln der Begierde schlägt, kann für den Anderen eine wohlthätige Erholung, ja nothwendig sein, damit er nicht in gewissen Gedankenmassen verknöchere, und für alles Andere unempfänglich werde. Durch dasselbe Glück kann der Eine getröstet, milder gemacht, aus einem Zustande der Verzweiflung und Verstocktheit in den gerührter Dankbarkeit gegen Gott versetzt werden, und der Andere übermüthig und gottesvergessen; durch dieselben unglücklichen Schicksale der Eine kräftig aufgeregt und gespannt zu neuen Anstrengungen, neuer erfinderischer Thätigkeit, höherer Stählung des Charakters, der Andere niedergeschlagen und gelähmt; durch dieselben traurigen Erfahrungen an anderen Menschen der Eine zu größerer Selbstständigkeit und zu höherem Vertrauen auf Gott emporgehoben, und der Andere erbittert rc. Jede praktische Auffassung enthält an sich, und in ihrer elementarischen Ausbildung, eine praktisch-wahre Abspiegelung der Welt; zu einer fehlerhaften kann sie nur dadurch werden, daß zu ihr Innerliches von einer bestimmten Beschaffenheit hinzukommt, und sie mit diesem zusammengebildet wird. Selbst anhaltendere Einwirkungen wirken nicht nachtheilig, wenn ihnen das Innere das angemessene Gegengewicht giebt, z. B. Derjenige, welchem sich viele sinnliche Genüsse darbieten, irgendwie geistig oder gemüthlich koncentrirt ist; bei dem in irgend einer Art plötzlich Unglücklich-Gewordenen Hoffnungen oder Vertrauen zu Gott in der erfoderlichen Stärke gegeben sind; der Verkannte, Verachtete ein edles Selbstbewußtsein, der vielfach Gepriesene eine bescheidene Vorstellung von sich selbst und bereitwillige Anerkennung des Verdienstes Anderer rc. hinzubringt; oder wenn auch nur etwas Mora-

lisch-Indifferentes das Wurzeln und den Wachsthum des Moralisch-Gefährlichen hindert, z. B. das Anwachsen des Geschlechtstriebes durch mathematische Studien, oder die Melancholie über den Verlust eines innig geliebten Wesens durch die anspannende Sorge für andere Personen, oder für ein Amt rc. gehemmt wird.

Dies führt uns unmittelbar zu dem Zweiten hinüber, welches uns längere Zeit hindurch beschäftigen muß. Wir können dabei den allgemeinen Satz an die Spitze stellen, daß Jedes für die Fortwirkung nur insofern moralisch von Bedeutung ist, als es die Tendenz hat, entweder in irgend einer Art höhere Werthe für die Schätzung oder das Begehren hervorzubilden oder in den früher erörterten fünf Formen Abweichungen zu begründen. Was in keiner Art eine Tendenz zu dem einen oder dem anderen hat, ist als moralisch gleichgültig anzusehn; wo sich eine solche herausstellt, da müssen wir dieselbe so klar und bestimmt, als irgend möglich, konstruiren, und dieser Konstruktion gemäß die Begünstigungen, oder die Vorkehrungen und Gegenwirkungen eintreten lassen. Für Beides aber, für die Konstruktion und für die sich daran anschließende Praxis, haben wir auf der einen Seite erstens die den äußeren Einwirkungen entgegenkommenden gleichartigen Angelegtheiten (welche damit unmittelbar zu Einer praktischen Auffassung verschmelzen), zweitens die denselben gleichgestimmten (und ihnen, vermöge dessen, Haltung gewährenden) und drittens die von ihnen verschiedenartigen (welche ihnen, im Verhältnisse des Daneben oder auch des entschiedenen Gegensatzes, die Fortwirkung streitig machen oder beschränken), in Rechnung zu stellen, auf der anderen Seite

die mit Wahrscheinlichkeit zu erwartenden späteren Einwirkungen.

Fangen wir nun vom Allgemeinsten an, so stoßen wir sogleich auf zwei, noch immer sehr weit verbreitete Vorurtheile.

Das erste ist die Ableitung des Theoretischen und des Praktischen im Menschen aus verschiedenen angeborenen Vermögen. Die auf Jenes sich beziehenden Entwickelungen sollen aus dem Vorstellungs- oder Erkenntnißvermögen, die auf Dieses sich beziehenden aus dem Begehrungs- oder Willensvermögen stammen. Zwischen beide wird dann meistentheils noch ein Gefühlvermögen eingeschoben: welches bei dem einen wie bei dem anderen zu Hülfe gerufen wird, wo man mit den als ihnen eigenthümlich bezeichneten Charakteren nicht auskommen kann, oder auch wohl, um zwischen denselben eine Vermittelung zu gewinnen.

Das zweite Vorurtheil liegt gewissermaßen in der entgegengesetzten Richtung, findet sich aber in der bisherigen psychologischen Grundlegung der Moral, die sich eben nicht besonders durch Zusammenhang auszeichnete, meistentheils mit jenem zusammen. Wollte man das Theoretische und das Praktische in Hinsicht ihres Ursprunges gänzlich auseinandergehalten wissen, so finden wir dieselben in den Erklärungen über ihre Wirksamkeit fortwährend ineinandergemischt. Das Begehrungsvermögen wird als das Vermögen bezeichnet, „durch Vorstellungen Ursache von Handlungen zu werden". Die Begierden und Abneigungen sollen von unseren Meinungen über das Gute und Böse in den Gegenständen derselben herrühren; der Wille (heißt es) könne nicht anders als durch Vorstel-

lungen gereizt und bestimmt werden. Ein Beweggrund sei folglich eine den menschlichen Willen in Thätigkeit sezzende Vorstellung. Indem man es nun aber auf der anderen Seite doch nicht in Abrede stellen kann, daß sich die meisten Vorstellungen gegen das Begehren und Widerstreben gleichgültig verhalten, so muß man das in dieser Art Auseinanderliegende wieder irgendwie näher rücken. Da werden dann eben die Gefühle hinzugezogen, welche ebenfalls Vorstellungen sein sollen, aber solche, deren Verhältniß zu unserem Zustande, oder zu unserer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit wir gewahr werden; und so sollen denn die Vorstellungen dadurch zu Beweggründen werden, und mit dem Willen in Berührung kommen, daß sie sich in Gefühle verwandeln.

Alle diese Ansichten nun haben wir schon früher als falsch erkannt, und indem wir die richtigen an ihre Stelle gesetzt, in das bisherige Dunkel Licht, in die Verwirrung Ordnung gebracht*). In den ursprünglichen oder angeborenen Anlagen (zeigte sich uns) sind Theoretisches und Praktisches nicht von einander geschieden. Jedes Urvermögen der menschlichen Seele kann sowohl zu dem Einen als zu dem Anderen werden; und wird hiezu nach Maßgabe der Bildungsverhältnisse, welche dafür eintreten. Die Charaktere aber, welche, ihnen von diesen aufgedruckt, sie zu dem Einen oder zu dem Anderen machen, liegen weiter auseinander, als in den angeführten Sätzen angenommen wurde, ja stehn gewissermaßen in direktem Gegensatze. Vorstellungen entstehn, inwieweit die aufgenommenen Reize zu bleibendem Besitze angeeignet, oder die Urvermögen dauernd

*) Man vergleiche Band I, S. 109 — 29.

damit erfüllt werden; Begehrungen, inwieweit die Reize wieder entschwinden, die Urvermögen wieder frei oder unerfüllt werden. An dieses letztere Verhältniß ist überhaupt alles Streben geknüpft, von dem am meisten unbewußten und unbestimmten Aufstreben bis zu dem entschiedensten Wollen; und obgleich sich also bei diesem, so wie überhaupt bei allen bestimmten Strebungen, stets zugleich Vorstellen findet, indem der Reiz nur zum Theil wieder entschwunden, dem anderen Theile nach bei dem Vermögen fixirt ist: so ist doch das Vorstellen als solches durchaus unpraktisch. Das von dem ihm angemessenen Reize erfüllte Vermögen ist vollkommen in sich befriedigt: strebt nicht über sich hinaus, und kann also auch nicht Ursache von Handlungen werden. Das Wollen, wie wir gesehn haben*), entsteht aus der Verbindung eines Begehrens mit einer Vorstellungsreihe, in welcher das Begehrte mit Ueberzeugung als von unserem Thun aus verwirklicht vorgestellt wird. Aber nur vermöge des ersten Bestandtheils (des in ihm enthaltenen Strebens oder freien Urvermögens) wird das Wollen zur Ursache der Handlungen; der zweite übt darauf nur einen sekundären Einfluß aus, indem er den vom Wollen ausgehenden Entwickelungen größere Festigkeit, Ungestörtheit, Schwung verleiht. Und eben so wenig können jemals die Meinungen Grundlagen von Begierden und Abneigungen werden. Die Meinungen, als solche oder als Urtheile, sind ebenfalls durchaus unpraktischer Natur. Wo sie sich auf Praktisches beziehn, können sie freilich in ihren Subjekten nicht nur Schätzungen, sondern auch Strebungen aller Art (Begehrungen, Wollungen rc.) enthalten;

*) Vergl. Band I., S. 128 f.

denn aber sind doch unstreitig diese eher für Ursachen, als für Wirkungen der Meinungen zu halten, oder beide können auch als parallele Produkte aus derselben Grundwurzel entstehn. Mit Gefühlen endlich stehn die Begierden und Abneigungen allerdings vielfach in Verbindung: denn da die Gefühle nichts anderes sind, als das unmittelbare Bewußtsein von den Bildungsverschiedenheiten der neben oder nach einander gegebenen Entwickelungen des menschlichen Seins*), so kann Alles zum Gefühle werden; und die Entwickelung von Strebungen aus ihnen wird insbesondere dadurch begünstigt, daß gerade über das Mittelmaß hinausgehende Reizquanta (namentlich Lustreize), und welche als solche besonders hervortretende Gefühle begründen, von den Urvermögen nur unvollkommen gehalten werden können, und diese letzteren so auch leichter und in höherem Maße wieder frei, und also (dem früher Erörterten gemäß) zu Begehrungen werden müssen. Indem aber doch dieses Letztere keinesweges bei allen Gefühlen eintritt, und überhaupt der Gefühlcharakter, wenn er auch in den bezeichneten Fällen damit in einer gewissen Verbindung steht, doch ihm stets zur Seite liegt: so dürfen wir keinesweges (wie es in den angeführten Sätzen geschieht) die Gefühlbeschaffenheit im Allgemeinen und wesentlich als begründendes Moment für die Ausbildung des Wollens aufführen.

Stellen wir nun die Vorstellungsform zu den übrigen Formen der psychischen Entwickelung in ihr rechtes Verhältniß: so ist es augenscheinlich, daß sie an und für sich als durchaus moralisch-indifferent anzusehn ist. Durch

---

*) Vgl. meine „Psychologischen Skizzen“, Band I., S. 19 ff. und 222 ff.

unrichtige Bildungen in derselben können Irrthümer und Vorurtheile mannigfacher Art entstehn, und eine zu vielfache Ansammlung in ihr, nach Maßgabe der Verhältnisse, zur pedantischen Beschränktheit oder zu fixen Ideen führen; aber da in den Vorstellungen, als solchen, weder Schätzungen noch Strebungen gegeben sind: so können auch durch alle Abnormität ihrer Bildung keine moralische Abweichungen entstehn*). Um es mit Einem Worte auszudrukken: von einer moralischen Bedeutung kann bei Vorstellungsentwickelungen nur insoweit die Rede sein, als dieselben die Entwickelung praktischer Gebilde bedingen oder erleichtern. Hiefür nun zeigen sich im Allgemeinen zwei Hauptformen: sie können der häufigeren Reproduktion praktischer Gebilde Vorschub leisten oder Hindernisse entgegenstellen, und sie können eine vielfachere Erzeugung derselben vermitteln.

Unter der ersten Hauptform stellen sich eine große Anzahl von untergeordneten Verhältnissen heraus. Ein praktisches Gebilde kann in Folge davon öfter zum Bewußtsein geweckt werden, und im Bewußtsein einen stärkeren Halt gewinnen, daß es mit einem Vorstellungsgebilde von bedeutender Stärke (Vielfachheit der Spuren) in Ver-

*) Es ist von Wichtigkeit, auch in dieser Beziehung die Gränzlinie zwischen den Seelenkrankheiten und den ihnen verwandten Entwickelungen auf der einen Seite und den sittlichen Abweichungen auf der anderen mit voller Schärfe zu ziehn: wodurch es freilich nicht ausgeschlossen wird, daß manche psychische Gebilde beiden Formen zugleich angehören können. So z. B. nicht selten Adelstolz, Geldstolz rc. Wir haben in diesen zugleich eine zu hohe Schätzung und ein mit zu großer Stärke und Weckungsmacht ausgebildetes Vorstellen.

bindung steht. So wird z. B. das Streben, einem Fehler entgegenzuarbeiten, dadurch bedeutend gefördert werden, daß ein Freund um diesen Fehler und dieses Streben weiß; das Streben zur Erwerbung einer Vollkommenheit einen höheren Schwung durch das Bewußtsein erhalten, daß wir von einem Nebenbuhler beobachtet werden 2c. Sind es hier individuelle Vorstellungen, welche den praktischen Gebilden Unterstützung gewähren, so zeigt die Ausbildung von Schätzungen und Strebungen zu praktischen Grundsätzen*), in welchem Maße dies auch abstrakte Vorstellungen vermögen. Zunächst ist diese Ausbildung nur theoretisch von Wichtigkeit: indem dadurch eine größere Klarheit, Bestimmtheit, Zusammenfassung für Dasjenige gewonnen wird, was bisher derselben entbehrte. Die Strebungsmacht wird dadurch nicht vermehrt, und also an sich und unmittelbar auch nicht ihr positiver Einfluß auf das Handeln gesteigert; aber es wird ihnen eine größere Fixirung gegeben, und eine häufigere Erweckung zum Bewußtsein vermittelt; auch Dem, was damit in Gegensatz steht, wirksamer entgegengearbeitet. Die Begriffe, durch deren Hinzukommen die Ausbildung zu Grundsätzen geschieht, schließen jedenfalls eine große Anzahl von elementarischen Spuren in sich**); und die Erweckung zum Bewußtsein wird großentheils durch die Maßverhältnisse dieser Anzahl bestimmt, gleichviel von welcher Beschaffenheit die Spuren sonst sein mögen: ob ein Hinaus-

---

*) Man vergl. hiezu meine „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 230 ff.; auch den ersten Band des vorliegenden Buches, S. 342 und 348 ff.

**) Vergl. hierüber meine „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 158 ff., so wie über das zunächst Folgende ebendas., Band I., S. 429 ff.

streben über sich, oder in sich befriedigte Entwickelungen zu erzeugen geeignet. Aehnlich bei der Fixirung der Neigungen durch die Ausbildung eines bestimmten Bewußtseins davon. Die hinzukommenden Begriffe sind anderer Art (haben nicht, wie im vorigen Verhältnisse, Objektives, sondern Subjektives, oder psychische Formen, zu ihrem Inhalte); sonst aber ist das Verhältniß dasselbe: die Ausbildung zum Bewußtsein wird häufiger eingeleitet, und dem ausgebildeten Bewußtsein eine größere Haltung gegeben.

Diesen positiven Einflüssen gegenüber stehn die negativen. Vorstellungsgebilde aller Art können praktischen Gebilden das Bewußtsein versperren oder beschränken, wenn jene aus einer größeren Anzahl von elementarischen Spuren bestehn, als diese, oder sonst in Hinsicht der Erweckungsverhältnisse günstig gestellt sind. Dies wird besonders entschieden geschehn, wenn sie ihrem Inhalte nach direkt mit den praktischen im Gegensatz stehn. Praktische Grundsätze, auch wenn sich der praktische (der Strebungs-) Charakter in ihnen beinah ganz verloren hat, oder kaum je vorhanden gewesen ist, wenn sie also keinerlei positiven Einfluß auf das Handeln äußern können, werden doch, sobald sie nur sonst mit einer großen Anzahl von Spuren begründet sind, sich negativ sehr mächtig erweisen, und selbst Angelegtheiten für Begierden und Wollungen von großer Strebungshöhe vom Bewußtsein, und somit von der Wirksamkeit zurückhalten können. Außerdem aber kann dies auch geschehn, ohne daß sich bestimmte Gegensätze zwischen ihnen finden: rein im Verhältniß zur Bewußtseinsentwickelung im Allgemeinen. Diese kann in jedem Augenblicke nur einen gewissen Umfang haben; und so lange also dieser von Vorstel-

lungsentwickelungen eingenommen ist (Jemand z. B. in wissenschaftliche Untersuchungen versenkt, die ihn ganz auf sich koncentriren), so lange werden auch noch so stark begründete Begierden zum Schweigen gebracht sein.

Nun wird zwar durch alle Reproduktionen und deren unmittelbare Folgen (die Verstärkungen, welche durch bleibende Anziehung von Bewußtseinselementen auch für die inneren Angelegtheiten erfolgen) der moralische Charakter des Menschen zunächst nicht verändert. Welchen Grad von Bewußtseinsnähe auch dadurch eine Schätzung oder Strebung erhalten mag: diese Verstärkung hat nur einen allgemeineren Charakter. Der Schätzungs- und Strebungs-charakter bleibt derselbe; und nur dieser bestimmt ja den moralischen Werth. Aber mittelbar können diese Verstärkung und diese Bewußtseinsnähe auch moralisch von großer Bedeutung werden. Indem nämlich die Strebung öfter bewußt wird, länger im Bewußtsein verharrt, kräftiger anderen Entwickelungen widersteht, kann sie auch vielfacher und entschiedener zur Wirksamkeit gelangen, und können im Verfolge derselben in dieser oder jener Art einstimmige praktische Gebilde erzeugt werden, welche sie auch in den Verhältnissen verstärken, welche für den moralischen Werth entscheidend sind. Man setze, die Begierde nach Ehre, oder die nach Gewinn habe zunächst in den bezeichneten allgemeineren Verhältnissen eine größere Stärke gewonnen. Hierdurch ist ihr moralischer Charakter noch kein anderer geworden. Aber indem in Folge dessen der Mensch aufmerksamer wird auf Alles, was ihm Ehre oder Gewinn verschaffen kann, und häufiger mit seinem Bewußtsein dazu zurückkehrt, so wird auch das Begehren öfter Gelegenheit erhalten, sich wirksam zu erweisen, und in größerer Unge-

stärkheit wirksam zu erweisen; und mögen nun die darauf gerichteten Anstrengungen mit Gelingen gekrönt werden, oder das Gegentheil: es werden jedenfalls auch neue praktische Gebilde entstehn, welche den moralischen Charakter des Menschen in dieser oder in jener Richtung weiter ausbilden oder verändern.

Dies führt uns zur zweiten der vorher bezeichneten Grundformen hinüber, in denen die Vorstellungsentwickelung auf die moralische Entwickelung Einfluß auszuüben im Stande ist. Sie kann die vielfachere Erzeugung gewisser praktischer Gebilde vermitteln. Außer dem eben erläuterten Verhältnisse (bei welchem sich diese Form mit der vorigen verbunden zeigt) gehört hieher namentlich die Ausbildung solcher Vorstellungsreihen, durch welche die Mittel zur Erreichung gewisser Zwecke erkannt werden. In dem Maße, wie diese erworben werden, wird auch die Erreichung der Zwecke durch unser Handeln erleichtert; und die Erinnerung hieran setzt uns in den Stand, wenn dasselbe Begehren oder ein ähnliches später entsteht, mit Ueberzeugung ein gleiches Gelingen zu erwarten, und so das Begehren zum Wollen auszubilden. Das bisher unsichere (haltungslose) Streben also wird sicher gestellt und befestigt, und schon dies ist für die praktische Entwickelung von der höchsten Bedeutung. Außerdem aber werden durch das Gelingen des Handelns Genüsse, Befriedigungen der einen oder der anderen Art gewonnnen, und durch die von diesen zurückbleibenden Spuren die moralische Beschaffenheit der Seele in der einen oder der anderen Art modificirt.

Nach diesen Erläuterungen über die specielleren Verhältnisse zwischen den Vorstellungs- und den praktischen Entwickelungen können wir über die allgemeineren Verhält-

hältnisse zwischen beiden, oder über die moralischen Einflüsse, welche jene mehr im Ganzen und Großen ausüben, schneller hinweggehn. Da jedes Urvermögen (wie wir bemerkt) sowohl zu einem Vorstellungs- als zum praktischen Elemente gebildet werden kann: so wird (wenn wir das Ganze der psychischen Entwickelung in Betracht ziehn), wie weit die Ausbildung in der einen Form geschieht, so weit die in der anderen beschränkt werden. Wie viele Urvermögen zu Vorstellungen verarbeitet werden, so viele werden eben nicht zu Schätzungen und Strebungen verarbeitet, und umgekehrt. Daher auch nur die wenigsten Menschen in beiderlei Beziehungen gleich ausgezeichnet sind, obgleich Dem an und für sich durchaus kein Hinderniß im Wege steht. Man nehme etwa ununterbrochene Akten- oder Gelehrten-beschäftigungen. Indem die Urvermögen so unablässig durch Vorstellungsentwickelungen in Anspruch genommen werden, daß für Lust- und Unlustempfindungen kaum noch Raum bleibt, und in den Vorstellungen die Reize in dem Grade von den Urvermögen gehalten sind, daß sie nicht leicht wieder entschwinden können: so werden wenige oder gar keine Begehrungen und Affekte erzeugt, welche die Grundlage zu einer bedeutenden praktischen Ausbildung werden könnten. Die psychische Entwickelung also wird überwiegend gehalten, gemessen, trokken sein, und da eben deshalb die Vorstellung von uns selbst nicht besonders geeignet sein wird, gegen die Vorstellungen von anderen Menschen überzufließen, und mit denselben zu verschmelzen, eine gewisse Kälte und Abgeschlossenheit erhalten. Kurz, die vorherrschend in der Vorstellungsform erfolgende Ausbildung hat einen (um mich dieses Ausdrucks zu bedienen) moralisch-neutralen Charakter; und wenn sie sich in dieser Beziehung mehrfach als Vorkeh-

rungs- und als **Heilmittel** für sittliche Abweichungen darbietet; so können wir doch von ihr auf der anderen Seite keine bedeutende **positive** Förderung der moralischen Ausbildung hoffen. Dies gilt von allen Klassen von Vorstellungsentwickelungen bis zu den höchsten hin. Alles **Lehren** z. B. (dies können wir nicht genug wiederholen), mit wie großer Vollkommenheit des Vorstellens und Denkens es auch ausgeführt werden mag, hilft für die **moralische** Bildung **unmittelbar** nichts*). Für diese kommt es lediglich auf **Schätzungen** und **Triebe** an; und diese also müssen wir, wo es sich um die Begründung oder die Vervollkommnung des Moralischen handelt, in den der Norm gemäßen Verhältnissen zu erzeugen suchen.

Gehn wir nun zunächst zu denjenigen praktischen Gebilden über, welche irgendwie eine **Steigerung** in sich tragen (mag nun dieselbe eine mehr **vorübergehende**, oder eine **bleibendere**, eine auf **Aeußeres** sich beziehende oder eine **innere** sein): so finden wir in den hievon ausgehenden Einflüssen einen durchgehends von denen der Vorstellungsform verschiedenen Charakter. Die unmittelbarsten Wirkungen solcher Steigerungsgebilde haben wir schon im vorigen Haupttheile**) anzugeben Gelegenheit gehabt. So weit darin bewegliche Elemente gegeben sind, werden diese,

*) Vgl. die Erläuterungen, welche ich hierüber in meiner „Erziehungs- und Unterrichtslehre", Band I., S. 270 ff. gegeben habe.

**) Man vergleiche S. 116 f. und 129 ff.

nach dem Gesetze der allgemeinen Ausgleichung, auf die damit irgendwie in Verbindung stehenden psychischen Gebilde übertragen, also gesteigertes Leben, Erregung, Fülle der Entwickelung ausgebreitet. Ueberdies aber werden, im Verhältniß der Gleichartigkeit, andere Steigerungsgebilde, die sich im Inneren der Seele angelegt vorfinden, hinzugeweckt. Man denke etwa an die belebenden, kräftigenden, schwungverleihenden Wirkungen, welche von der Freude, der Hoffnung, dem wohlbegründeten Bewußtsein des eigenen Werthes ausgehn.

Eben so haben wir auch schon gesehn*), welche Formen die Steigerungsgebilde, und namentlich die am meisten elementarischen unter denselben, die Lustempfindungen, im Verfolg der psychischen Entwickelung annehmen. Diese Verwandlungen nun sind für die tiefere Einsicht in die moralische Bildung, so wie für ein fruchtbares Eingreifen in dieselbe von hoher Wichtigkeit. Die Steigerungsgebilde lassen ziemlich vollkommene Spuren zurück; und für diese ist eine zwiefache Reproduktion möglich. Sie können reproducirt werden als Vorstellungen mit voller Befriedigung. So bei den Lusterinnerungen (von sinnlichen Genüssen, Lob 2c.), so wie bei den Vorstellungen, in welchen die vergangene Steigerung noch als gegenwärtig gedacht wird (bei dem Bewußtsein von eigener Schönheit, Gewandtheit, Reichthum, erworbenen Kenntnissen, moralischen Vollkommenheiten 2c.) Die Spuren der Steigerungsgebilde können aber auch reproducirt werden als Begehrungen; und diese Begehrungen entweder rein innerlich bleiben (bloße Wünsche: wo sie sich denn, wenn ihnen nicht etwa

---

*) Vgl. Band I., S. 113 ff.

ungesucht von andersher eine Befriedigung kommt, oder wohl gar die Unmöglichkeit dieser Befriedigung sich herausstellt, in Unlust verwandeln werden) oder in Handeln ausgehn.

Im Allgemeinen nun ist gegen alle diese Entwickelungen moralisch nichts einzuwenden. Die Reproduktionen in der Form von Steigerungsgebilden wirken in ähnlicher Weise steigernd fort, wie die ursprünglichen Gebilde; und eben so sind das Begehren und das Handeln an und für sich etwas Gutes. An Beide kann sich überdies vieles andere Gute anschließen: das Handeln zur Erwerbung neuer Steigerungen führen; das Bewußtsein von Vorzügen ein edles Selbstgefühl begründen, welches zugleich zur Selbstbeherrschung, zur Vermeidung alles Unwürdigen fähig macht, und dabei doch vielleicht mit Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit verbunden ist. Auf der anderen Seite aber ist freilich nicht zu leugnen, daß in beiden Richtungen für die Moralität mancherlei Gefahren eintreten können. Hat das Handeln einen ungünstigen Ausgang, so werden dadurch Unlustgebilde erzeugt, deren in manchen Beziehungen bedenkliche Fortwirkungen wir später in Betracht ziehn werden. Wird dasselbe mit Gelingen gekrönt: so entstehn (durch das Eintreten der erstrebten Befriedigung) neue gleichartige Steigerungsgebilde, und durch die von diesen zurückbleibenden Spuren Neigungen, die zwar ebenfalls an und für sich sittlich unverwerflich sind, aber für welche, im weiteren Erfolge, ein zu starkes Anwachsen eintreten kann: so daß sie, in der einen oder in der anderen Weise, zu sittlich abweichenden Gebilden werden. Uebrigens können sich die Reproduktionen von Steigerungsgebilden, vermöge dieser ihrer Steigerung, vor anderen Entwickelungen vordrängen, und denselben hinderlich werden. Wie mächtig z. B. kann übermäßiges Lob, welches

einem Kinde unverständig ertheilt worden ist, immer wieder von neuem sein Bewußtsein in Anspruch nehmen, und in alle anderen Vorstellungsentwickelungen, die wir von ihm verlangen, beschränkend und störend eingreifen!

Ist eine solche Lustvorstellung einmal zum entschieden Mächtigsten in der Seele geworden, so schließen sich vorzugsweise ihr die freien Urvermögen an, und werden von ihr aus in den mannigfachsten Formen für ihre Verstärkung und Erweiterung verwandt. Ein junges Mädchen hat durch ihre Schönheit und Anmuth die Bewunderung auf sich gezogen. Anfangs begnügt sie sich vielleicht mit dem angenehmen Gefühle und der wohlthuenden Erinnerung daran. Aber wiederholt sich dies öfter, und verstattet sie diesen Gefühlen und Erinnerungen unvorsichtig freien Spielraum: so wird ihr Bewußtsein hievon immer mehr und mehr in Beschlag genommen. Ihre Phantasie nimmt einen höheren Schwung: sie will die Uebrigen hinter sich lassen, will mehr bewundert sein, als jede andere, will erobern. Oder ihre Gedanken versteigen sich auch nicht so weit; aber sie will wenigstens die einmal erworbene Bewunderung unvermindert bewahren; und so ist sie denn genöthigt, fortwährend Sorgfalt anzuwenden, daß ihre Schönheit erhalten, und durch ihren Anzug, ihre Manieren ꝛc. in das hellste Licht gesetzt werde. Wie wenig kann da noch an Höheres gedacht werden! Die Vorbereitungen, welche diese Sorge in Anspruch nimmt, der Wunsch, oder auch zu anderen Zeiten die Furcht, bemerkt zu werden, die Zweifel, die Hoffnungen, die kleinen inneren Kämpfe, Alles trägt dazu bei, daß sich ihre Gedanken auf sie selber richten; jeder unbedeutende Vorfall gewinnt in ihren Augen Bedeutung; und durch die sich hieran anschließenden Spannungen, Erschütterungen, Eifersüchte-

leien, den Aerger in Folge von Fehlschlagungen, ist moralischen Abweichungen aller Art Thür und Thor geöffnet.

Hiezu kommen dann die Fortwirkungen im Verhältniß der Gleichartigkeit. So erzeugt das Bewußtsein von Schönheit, von Reichthum ꝛc. leicht unbegründete Ansprüche auf allgemeine Bewunderung, allgemeine Aufmerksamkeit, freiwillige oder gezwungene Unterordnung der Umgebungen; verleitet das Gefühl, sich in Diesem oder Jenem vor Anderen auszuzeichnen, nicht selten zur Anmaßung, auch über Dasjenige zu urtheilen, wovon man nichts versteht. Glück macht leicht gebieterisch ꝛc. Diese Fortwirkungen können die mannigfachsten Formen annehmen nach Verschiedenheit der sonstigen moralischen und intellektuellen Bildung, der Temperamente und Gemüthsstimmungen, der äußeren Verhältnisse ꝛc. Man denke etwa an die Phantasien, Anderen recht viel Gutes zu thun, aus Ruhmsucht und großmüthiger Rache; oder an den hypochondrischen Dünkel, von Allen bemerkt zu werden; oder an das Gefühl der Wichtigkeit bei Denen, welche in einem gewissen beschränkten Kreise die Ersten sind, oder um gewisser Hülfsleistungen, Bedürfnisse ꝛc. willen, die sie allein zu befriedigen im Stande sind, allgemein gesucht werden.

Die Vorkehrungs- und Heilmittel für alle diese Verhältnisse ergeben sich im Allgemeinen sehr leicht aus der Natur der Sache selber. Es kommt darauf an, das übermäßige Anwachsen und die nachtheiligen Fortwirkungen abzuschneiden. Wiederholt sich die Steigerung häufig ohne unser Zuthun, so müssen wir uns zurückziehn, die Gelegenheiten dazu vermeiden. Wenn durch unser Zuthun, und so, daß uns dieses sehr leicht wird, und wir uns nicht genug Widerstandskraft zutrauen, dasselbe unmittelbar zu unterdrücken:

so müssen wir es uns erschweren, theils durch Versperrung der Reproduktion als Begehren, theils durch Vermittelung von Schwierigkeiten für die Ausführung. Um die Reproduktion, sei es nun in der Form von Begehrungen, oder in der von Lustvorstellungen, dem moralischen Interesse gemäß zu regeln, ist vorzüglich zweierlei dienlich und nothwendig: daß man nämlich den moralisch gefährlichen Steigerungsgebilden andere von gleicher oder höherer Stärke und Bewegkraft an die Seite stelle, und daß man die überspannte Steigerung durch angemessene Herabstimmung auf das rechte Maß zurückbringe. Nichts thut der Begründung moralischer Abweichungen mehr Vorschub, als eine sonst leere Seele und müßige Einsamkeit: wie denn die Selbstschätzung nirgend tiefer wurzelt, und eine größere Höhe und Ausbreitung gewinnt, als bei zurückgezogen lebenden, auf Eines gerichteten Menschen. Also für das junge Mädchen in dem vorher angeführten Beispiele veranstalte man ernste und schwierige Studien, oder unschuldige Zerstreuungen, äußere Thätigkeiten mancherlei Art, besonders an denen zugleich ihr Herz Theil nehmen kann, so daß ihr keine Zeit bleibt für ein ungestörtes, einsames Träumen; bei dem jungen Manne, der, mit ausgezeichneten Talenten und anderen Vorzügen ausgestattet, der Gefahr einer zu häufigen Reproduktion der darauf sich beziehenden Steigerungsgebilde unterliegt, begründe man daneben, in der erforderlichen Anzahl, andere Gebilde von gleicher oder von höherer Steigerung: Kenntniß der Vorzüge Anderer, Ideale der Wissenschaft, der Kunst, der moralischen Anschauung, überhaupt höhere Normen. Dabei mache man Beide wiederholt, aber wohlwollend und ohne daß sie dadurch verletzt werden und zu widerstrebenden Gemüthsbewegungen oder zu

Bitterkeit verstimmt werden könnten, auf die neben ihren Vorzügen gegebenen Unvollkommenheiten, auf das Viele, was ihnen noch zu thun übrig bleibt, um ihren Vorzügen die volle Höhe, welcher die menschliche Natur fähig ist, und die erforderliche Haltung zu geben, und wo es sich um Sinnliches oder sonst Aeußeres handelt, auf die Nichtigkeit und Vergänglichkeit desselben aufmerksam, so wie auf die vielfachen Erfahrungen, wie wenig so oft die Zukunft den selbst im Allgemeinen wohl begründeten Erwartungen entspricht. In dieser Art wird man die allzugroße Schwungkraft der Steigerungsgebilde mäßigen, und indem man ihnen zugleich andere von gleicher oder höherer Weckungsmacht an die Seite setzt, die Ausbildung des sittlich Abweichenden wirksam verhüten.

Aber wir haben bis jetzt nur die nächsten Wirkungen der Steigerungsgebilde in Betracht gezogen. Gehn wir zu den weiter vorliegenden über, und lassen wir dabei fürerst noch diejenigen Entwickelungen zur Seite liegen, welche aus dem Zusammentreffen mit Gebilden von entgegengesetztem Charakter (mit Unlustgebilden rc.) hervorgehn: so zeigen sich moralische Folgen von eben so zweifelhaftem Charakter. Wir haben auf der einen Seite günstige Wirkungen der mannigfachsten Art. Wo die Steigerungen von Anderen ausgegangen sind (diese uns damit haben Vergnügen machen, Wohlthaten erzeigen, in mannigfacher Art fördern wollen), wird sich der Mensch, wo er ein unverderbtes Gemüth hinzubringt, mächtig zu ihnen hingezogen, sich ihnen in Dankbarkeit, und vermöge dessen oft auch in Hochachtung, in Liebe, in Freundschaft verbunden fühlen. Aber auch unabhängig von Anderen entstandene Steigerungen üben, wo ihnen bei diesen gleiche Steigerungen entgegenkommen,

eine nicht unbedeutende Anziehungskraft aus. Der in ihnen gegebene überfließende Reiz führt, wo das Ueberfließen von beiden Vorstellungen in gleicher Weise erfolgt, eine Verschmelzung herbei, welche jeden Grad von Stärke erhalten kann. So findet sich bei Landedelleuten niederen Ranges, bei denen noch kein Luxus eingerissen ist, und die sich Dasjenige, was sie zu einem fröhlichen Lebensgenusse brauchen, so leicht im Ueberfluß verschaffen können, meistentheils eine gutherzige gemüthliche Geselligkeit; der Umgang zwischen Soldaten, welche auf keine höhere Ehre Anspruch machen, als die ihnen, dem Einen wie dem Anderen, von selber wird, pflegt den Charakter wohlwollend vertraulicher Hingebung an sich zu tragen; so wie überhaupt gegen Gleichgesinnte und Verbündete eine joviale Gutmüthigkeit entsteht. Bei ungebildeten Menschen werden Streitigkeiten, gegenseitige Verstimmungen aller Art meistentheils am wirksamsten durch gemeinsame sinnliche Genüsse ausgeglichen; ja durch diese können selbst, wenn sie häufiger wiederkehren, Feindschaften in Freundschaften verwandelt werden. Bei Gebildeteren treten zuweilen ähnliche Wirkungen ein, wenn ihnen zugleich, und in gleicher Weise, Ehre zu Theil wird, oder wenn sie eine Veränderung ihrer Lage zu einer gemeinsamen gelingenden Thätigkeit verbindet.

Zwischen diesen beiden Verhältnissen in der Mitte liegt das der Anerkennung, und besonders der wohlwollenden Anerkennung unserer Vorzüge durch Andere. Die Steigerung ist ohne sie entstanden, an sich und für unser Vorstellen und Empfinden; aber dadurch, daß sie von Anderen anerkannt wird, wird sie für uns bestätigt und fixirt. Je mehr daher ein Vorzug von der Art ist, daß sich diese Anerkennung erwarten läßt, und je mehr diese wirklich er-

folgt: um desto wahrscheinlicher werden wir dadurch mit Anderen in wohlwollende Verbindung gebracht werden. Es wird also darauf ankommen, mit welchem Grade der Vollkommenheit sich diese in die Steigerung hineinversetzen können und wollen: ob dieselbe von der Art ist, daß dies leichter oder schwerer geschehn kann, und in welchem Maße es vorbereitet ist durch vorangegangene Bestrebungen.

Hiezu kommen auch hier die weiteren Fortwirkungen im Verhältniß der Gleichartigkeit: sowohl in uns selber als auf Andere; so wie die von diesen ausgehenden gleichartigen Rückwirkungen. Wer fröhlich gestimmt ist, ist auch geneigt, sich des Fröhlichen zu erinnern; selbst das Verdrießliche nimmt er leichter, ja nicht selten gerechten Tadel ohne Empfindlichkeit auf; und indem ihn seine Stimmung treibt, Andere von der günstigsten Seite zu fassen, auf ihre Vollkommenheiten mehr, als auf ihre Unvollkommenheiten, seine Aufmerksamkeit zu wenden: so wird er auch leichter mit Demjenigen, was sie empfinden, wohlwollend sympathisiren, und zu ihrer Förderung, zu ihrem Vergnügen beizutragen willig sein. Aber Heiterkeit, muntere Laune, Freundlichkeit stimmen auch Andere heiter und freundlich; Theilnahme und Wohlwollen rufen auch von ihrer Seite Theilnahme und Wohlwollen hervor. Sind also nur die Grundbedingungen vorhanden, so wird die Anziehungskraft, und in Folge dessen die wohlwollende Verbindung immer mehr und mehr an Ausdehnung und Innigkeit zunehmen.

Endlich können Steigerungen selbst da moralisch wohlthätig wirken, wo ihnen das Gegentheil, wo ihnen Herabgestimmtheit irgend einer Art: Mangel, Unvollkommenheiten, Elend, entgegenkommen. Verlegenheiten, Armuth, Kränklichkeit, Unwissenheit, selbst moralische Fehler Anderer werden

für uns die Grundlagen von Liebe zu ihnen, wenn wir die Mittel besitzen, ihnen wohlzuthun, uns gegen sie gefällig zu erweisen, sie zu belehren und zu bessern. Wer zugleich bescheiden ist und wohlwollend, wird durch Glück und Lob vielmehr demüthig werden. Indem er sich an seine, wie er sich bewußt ist, zum Theil vergebenen Bestrebungen erinnert, die Vorzüge sich zu erwerben, deren voller Erwerb ihn erst dieses Glückes und Lobes würdig gemacht haben würde, und zugleich daran, wie viele Würdigere eine solche Aufmunterung und Belohnung entbehren müssen: so wird dadurch sein Selbstbewußtsein eher herabgestimmt, und das Gefühl einer edlen Scham, so wie das Bestreben in ihm ausgebildet, Andere durch Mittheilung des ihm gewordenen Ueberflusses und durch bereitwillige Anerkennung ihrer Vorzüge gleichsam dafür zu entschädigen.

Alle diese Wirkungen nun sind unstreitig im Allgemeinen erfreulich. Die Verschmelzung der Vorstellung von uns selbst mit den Vorstellungen von anderen Menschen, in der einen wie in der anderen Form, ist eine moralisch günstige Erweiterung der praktischen Weltauffassung; und die einzige Gefahr, die sich hieran anschließen könnte, daß wir uns nämlich schwächlich und rücksichtslos Anderen hingeben, und darüber die selbstständige Schätzung höherer Interessen einbüßen, und in Hinsicht der standhaften Durchführung dieser die Gewalt über uns verlieren könnten, liegt so fern, daß sie uns fürerst noch nicht bedenklich machen kann.

Neben diesen günstigen Wirkungen zeigen sich jedoch von vorn herein auch ungünstige von mancherlei Art möglich. Den Stolzen oder Eingebildeten wird die Förderung durch Andere von diesen vielmehr entfernen, ja sie ihm ge=

radezu verhaßt machen*). Noch entschiedener ist der moralisch-nachtheilige Erfolg, wenn, bei einem gewissen Grade von Selbstbeschränktheit, Jemand, die Seele angefüllt von dem Bewußtsein der eigenen Gesteigertheit, mit Anderen zusammentrifft, welche in eben Demjenigen, worauf sich diese Gesteigertheit bezieht, bedeutend tiefer stehn. Er wird sich über sie erheben, verächtlich auf sie hinabblicken; und so statt jener erweiternden Verschmelzung vielmehr eine Beschränkung der praktischen Weltauffassung und eine stärkere Isolirung auf das eigne Selbst, oder doch auf den kleinen Kreis entstehn, der noch außerdem an dieser Gesteigertheit Theil hat.

Aber in diesen Fällen ist schon Sittlich-Abweichendes begründet, welches nur gleichartig erweitert wird; und nicht eigentlich mit solchen Verhältnissen haben wir es hier zu thun, sondern mit denen, bei welchen diese Abweichungen erst, vom Sittlich-Indifferenten aus, begründet werden. Hiefür nun macht sich vorzüglich eine Verschiedenheit der Steigerungen geltend. Wo diese von der Art sind, daß sie ohne große Anstrengung, und ohne daß dazu besonders günstige Verhältnisse nothwendig wären, von Mehreren zugleich erlangt werden können, und vielleicht überdies hiezu ein gemeinsames Wirken erfodert wird: da werden durch sie, wenn noch keine sittlichen Abweichungen vorhanden sind, eher wohlwollende Verschmelzungen vermittelt werden. So in den früher**) angeführten Verhältnissen;

*) Vgl. hiezu oben S. 230 f. u. 299 f.

**) S. 253 ff. — Die Bewohner der neu urbar gemachten Wälder in Nordamerika (backwoodsmen) zeichnen sich (erzählt James Hall in seinen Sketches of history, life and manners in the West, Philad. 1835) durch Wohlwollen und Gastfreundschaft aus. Gemeinsamen Gefahren und Mühen ausgesetzt, fühlen

besonders aber da, wo ein solches Zusammen nicht bloß durch äußere, doch immer mehr oder weniger zufällige Verhältnisse bedingt ist, sondern mit Nothwendigkeit durch die Natur der Steigerung selbst. So namentlich bei allem höheren Geistigen. Wenn ich eine wissenschaftliche Entdeckung mache, so wird durch diese von mir gewonnene Steigerung an und für sich Niemand etwas entzogen; vielmehr, indem ich die Entdeckung öffentlich mache, werden Alle, welche sich die Mühe geben, dieselbe nachzukonstruiren, einer gleichen Steigerung theilhaftig; und in dem Maße also, wie in einem gewissen Kreise ein reges und reines wissenschaftliches Interesse verbreitet ist, werden die Glieder desselben immer inniger an einander gekettet werden. Dagegen inwieweit die Steigerungen von der Art sind, daß ihre Erwerbung durch den Einen die Erwerbung durch den Anderen ausschließt oder beschränkt: insoweit werden sie mit überwiegender Wahrscheinlichkeit die Menschen von einander entfernen und iso-

---

sie sich durch die engsten Bande geselligen Verkehrs mit einander verbunden. Da sie gewohnt sind, sich zur gegenseitiger Vertheidigung zu bewaffnen, sich gegenseitig in ihrer Arbeit zu helfen, sich beizustehen in der wohlwollenden Pflege der Kranken und dem traurigen Amte, die Todten zu begraben, so werden die besten Regungen des Herzens in beständiger Uebung erhalten; und es giebt keine Menschenklasse im Lande, welche dem Rufe der Freundschaft, oder den Anfoderungen gegenseitiger Hülfleistung mit so liebevoller Schnelligkeit und mit einer so bereitwilligen Aufopferung persönlicher Bequemlichkeit Folge leistete. Hiezu kommt dann noch das S. 473 erwähnte Verhältniß: die Fülle von Produkten, welche ihnen der fruchtbare Boden giebt, so wie der Ueberfluß an Milch, Butter, Fischen, Honig, für welche sich in der Nähe kein Markt findet, so daß die Gutsbesitzer allgemein die wohlwollende Gewohnheit in sich ausgebildet haben, sie in Ueberfluß auf ihrem Tische auszubreiten, und dem hungrigen Reisenden, dem dürftigen Nachbar unentgeltlich zu geben.

liren. Dies findet nicht bloß auf sinnliche Genüsse, auf Gelderwerb rc., sondern auch auf edlere Güter seine Anwendung. Man nehme das dem eben angeführten unmittelbar zunächst liegende Verhältniß: daß nämlich die durch gelingende wissenschaftliche Forschungen gewonnenen Steigerungen subjektiv reflektirt werden. Sobald dies geschieht, sobald sie auf die Vorstellung des eigenen Selbst, und Dem gegenüber auf die Vorstellungen von anderen Forschern, als Eigenschaften bezogen werden, wird auch für die moralische Entwickelung eine andere Richtung eröffnet. Die Interessen treten mit einander in Gegensatz: was dem Einen zuwächst, wird dem Anderen entzogen; und die Eifersucht mit ihrem zahlreichen und verderblichen Gefolge von Intriguen, Verkleinerungen, Verläumdungen rc. gewinnt freien Raum.

Eben so groß ist die Gefahr des Eintretens sittlicher Abweichungen, wenn Andere die Anerkennung der von Jemand gewonnenen Steigerung verweigern, und dieselbe doch von der Art ist, daß sie erst vermöge dieser Anerkennung vollen Genuß gewähren würde. In diesem Falle haben wir ja ebenfalls das Verhältniß der Ausschließung und Beschränkung; und indem die Nicht-Anerkennung von jener Seite her wahrscheinlich auch eine Nicht-Anerkennung von dieser zur Folge haben wird, so läßt sich erwarten, daß die Spaltung immer größer werde. Besonders gefährlich ist es in dieser Beziehung, wenn die Steigerung keine wirkliche, sondern nur eine eingebildete ist. An und für sich freilich kommt es für das Moralische auf die Vorstellungswahrheit nicht an. Jemand könnte, ohne daß seiner Sittlichkeit Eintrag geschähe, rein in einer erdichteten Welt leben (wie ein von fixen Ideen Eingenommener, ein Wahn-

sinniger ꝛc.); nur müßte diese Welt entschieden gegen die wirkliche isolirt, und dabei in der Art ausgebildet sein, daß dadurch kein übermäßiges Anwachsen der auf ihn selbst sich beziehenden praktischen Gebilde bedingt wäre. Das Moralisch-Nachtheilige solcher Einbildungen beruht also nur darin, daß doch das Wirkliche immer mehr oder weniger auf die Einbildungen hinüberwirken, und mit diesen kollidiren wird. Um also dieselben aufrechtzuerhalten gegen die Weigerungen Anderer, sie anzuerkennen, welche überdies früher oder später eine gewisse Unsicherheit für die Einbildung herbeiführen, und darin einen Verbündeten finden werden, wird der Eingebildete Anderen Unrecht thun müssen, ja vielleicht die in dieser Art für ihn entstehenden Trübungen mit der Vorstellung derselben im Eigenschaftsverhältniß verschmelzen; und so wird eine Mißstimmung in ihm begründet werden, welche in alle Formen des bösen Willens eingehn kann. Dagegen das richtig gebildete Bewußtsein von wahren Vorzügen ein in sich sicheres ist. Durch die Auffassung des Wirklichen begründet und, wo es nöthig ist, immer wieder von Neuem gefestigt, bedarf es keiner Künste, um sich aufrecht zu erhalten. Selbst wenn Andere die Anerkennung verweigern, wird durch die Vorstellung von dieser Verweigerung, indem sie in unserem eigenen Bewußtsein keinen Halt gewinnt, keine tiefer greifende Trübung gewirkt werden; und es wird uns eher möglich werden, dieselbe rein objektiv, oder als ein Faktum wie alle anderen, aufzufassen und zu bewahren.

Wir werden die wichtigen Kombinationsverhältnisse, auf welche wir hier nur hindeuten konnten, im folgenden Abschnitte genauer zu erörtern Gelegenheit haben. Hier haben wir es zunächst nur mit den moralischen Fortwirkungen zu

thun, welche durch die Beschaffenheit der elementarischen Gebilde bedingt werden. Diesen gegenüber nun ergeben sich die Heil- und Vorkehrungsmittel sehr einfach aus der Natur der Sache selber. Wo schon von früher her moralische Abweichungen vorhanden sind, müssen wir das Heilverfahren unmittelbar auf diese richten. Alle Neutralisirung der Fortwirkungen würde ja, indem sie den eigentlichen Sitz des Uebels unberührt ließe, nur als Palliativkur gelten können. Wo dagegen der Mensch noch frei ist von moralischen Abweichungen, kommt es nur darauf an, diejenigen Fortwirkungen zu hindern, welche dahin führen könnten. Also vor Allem hindere man, in den früher bezeichneten Weisen, das Anwachsen der auf niedere Steigerungen sich beziehenden Schätzungen und Strebungen. Wo die Vorzüge äußerlicher und vergänglicher Art sind, mache man auf ihren geringen Werth und ihre Unsicherheit aufmerksam; wo sie mehr innerlich sind, bringe man die Vorstellung davon auf das rechte Maß zurück. Außerdem aber suche man der praktischen Entwickelung entschieden die Richtung auf Dasjenige zu geben, was keine Rivalität bedingt, und, indem es Alle, welche dafür Empfänglichkeit hinzubringen, einer gleichen Steigerung theilhaftig macht, seiner Natur nach die Tendenz hat, durch Verschmelzung der Vorstellung von uns selbst mit denen von anderen Menschen den Horizont unserer praktischen Weltauffassung auszudehnen. Der Isolation durch Selbsterhebung über Andere endlich können wir theils negativ entgegenarbeiten, indem wir die Vergleichung mit ihnen abschneiden, und dem Vorstellen und Streben eine andere Richtung ertheilen; theils (und meistentheils viel wirksamer und wohlthätiger) positiv, indem wir die Steigerung für sie fruchtbar machen, und so die Schranken,

ken, die uns in dieser Hinsicht über sie erhoben und von ihnen trennten, gänzlich hinwegräumen. Der mit ausgezeichneten Talenten Ausgestattete also wende diese in so großer Ausdehnung und so hingebend als möglich zum Frommen Anderer an; der Reiche theile ihnen von seinem Reichthume, der Kluge und Erfahrene seinen Rath mit, ohne sich dabei über sie zu erheben oder sie zu drücken; der mit einem kräftigen Charakter Ausgestattete stelle sich ihnen in Bedrängnissen haltend und stützend zur Seite ꝛc. Indem wir so Andere an unserem Gesteigertsein Antheil nehmen lassen, wird unser Bewußtsein davon mit der Vorstellung von ihnen in eine so innige Verbindung gesetzt werden, daß ein beschränkendes Isoliren und Nähren desselben unmöglich gemacht wird; und zugleich werden (wenigstens so viel an uns ist) die Anderen abgehalten werden, von ihrer Seite her, durch Neid und Verdruß darüber, eine solche Beschränkung einzuleiten. Dies Letzte führt uns zu einer neuen Reihe von Betrachtungen.

Den **Steigerungsgebilden** gegenüber stehn die **Herabstimmungs-** oder **Trübungsgebilde**. Zwar unmittelbar und rein findet sich dieser Charakter nur bei den Unlustempfindungen*). Aber mehr vermittelt erstreckt sich das Gebiet der Herabstimmungen oder Trübungen viel weiter. Der Ueberreiz des Schmerzes kann nicht vom Vermögen gehalten werden, und so bleiben denn, nach augenblicklicher Ueberspannung, Schwächegebilde zurück, deren Bildungsform

---

*) Man vergleiche hiezu und zum Folgenden Band I., S. 109 ff.

der der Unlust sehr nahe kommt; und ähnlich findet sich bei dem Ueberdrusse an dem zu stark belasteten Vermögen Schwäche und Mangel an Elasticität. Ja auch Strebungen und Widerstrebungen, wenn sie in ihrer Wirksamkeit gehemmt werden, nehmen bei einiger Dauer den Charakter der Unlust an. Alle diese Formen also können wir in Eine Betrachtung zusammenfassen.

Die Herabstimmungs- und Trübungsgebilde nun zeigen sich beinah in allen Stücken den Steigerungsgebilden entgegengesetzt. Zuerst: vermöge der allgemeinen Ausgleichung wirken sie auf das mit ihnen in Verbindung Stehende schwächend und lähmend ein, und im Verhältniß der Gleichartigkeit erweitern sie sich durch Erweckung und Anziehung von anderen Trübungsgebilden. Diese Erfolge aber liegen unserer jetzigen Betrachtung zur Seite. Wo sie eine sehr große Ausdehnung erhalten, entstehn Melancholie, und im weiteren Verfolge vielleicht Blödsinn*), also Seelenkrankheiten, welche wir auch hier scharf und streng mit den sittlichen Abweichungen auseinanderhalten müssen, wenn sie gleich allerdings mannigfach ineinandergreifen können. Bei einer Melancholie, welche in der ganzen Welt nichts als Elend sieht und erwartet, können doch vielleicht die Schätzung und das Streben des Menschen fehlerlos sein. Verhielte es sich wirklich so, wie es ihm seine gestörte Einbildung oder seine gestörten Weckungsverhältnisse vorspiegeln, so würde er mit seiner Kümmerniß Recht haben; und seine praktische Weltauffassung kann vielleicht die richtige sein, wie falsch auch seine theoretische ist. Dieses Verhältniß

---

*) Man vergleiche hierüber meine „Beiträge zur Seelenkrankheitskunde", S. 102 ff., 205 ff. und 358 ff.

bleibt sich selbst da gleich, wo sittliche Gebilde in diese Mißstimmung mit hineingezogen werden, z. B. Jemand, in Folge seiner trüben Stimmung, sich eine Schuld einbildet, wo ihm keine zuzurechnen ist.

Wie verderblich aber auch diese Lähmung und Schwächung wirken mögen, wo sie sich in so großer Stärke ausbilden, so ist es doch nicht zu leugnen, daß sie, mäßig ausgebildet, gerade in moralischer Beziehung unter manchen Umständen sehr wohlthätig werden können: indem sie das Anwachsen von Neigungen, welche sich schon dem Uebermaße nähern, oder dasselbe bereits erreicht haben, hemmen, und die von diesen erworbene gefährliche Schwungkraft herabstimmen. In dieser Art können Leiden als eine moralische Arzenei, als eine Läuterung der Seele wirken. In einer noch weit größeren Anzahl von Fällen werden wir uns ihrer wohlthätigen Wirksamkeit kaum bewußt. Hätten wir gewisse Steigerungen, die wir wünschten, wirklich gewonnen; so würden wir uns, indem sie kein angemessenes Gegengewicht gefunden hätten, zu sehr in sie hineingelebt: sie würden uns Bedürfniß geworden sein, und uns immer mehr in ihre Fesseln verstrickt haben. Nun ist uns das Gewünschte nicht zu Theil geworden: und so sind wir von diesen Banden frei geblieben, und haben die Fähigkeit erworben, uns, über die niederen Gründe, welche jene Güter beherrschen, hinaus, in höhere Regionen zu erheben. Jemand, der sich um Ehre und um eine vortheilhafte Stellung in der Welt bemühte, erhält diese nicht: und er widmet sich nun, ohne sich weiter um jene niederen Güter zu kümmern, nur um so ungestörter und angespannter der Wissenschaft, oder der Hinwegräumung tief gewurzelter Vorurtheile, Mißbräuche, Verderbnisse. Unter-

nehmungen, welche, da die Interessen so Vieler bei ihrer Erhaltung betheiligt sind, eben nur durch Denjenigen möglich sind, welcher durch lange Entbehrungen eine edle Unabhängigkeit der Seele, eine erhabene Gleichgültigkeit gegen die Interessen erworben hat, welche die meisten Menschen selbst von Bestrebungen, die sie als im höchsten Maße wünschenswerth, ja nothwendig, eingesehen und sich vorgesetzt haben, immer wieder von Neuem ablenken, und in ihre Netze verstricken. Ein Anderer, dessen Gedanken und Sorgen ganz auf seine Geliebte koncentrirt waren, hat das Unglück, dieselbe zu verlieren; aber dies wird ihm Veranlassung, irgend einen auf das Wohl der Menschheit Bezug habenden Zweck ins Auge zu fassen, und in diesem ein höheres Leben zu gewinnen.

Aber freilich sehn wir aus derselben Wurzel auch sittliche Abweichungen aller Art hervorwachsen: von trägem Nichtsthun und niederer Genußliebe bis zur schwärzesten Bosheit. Man nehme das zuletzt angeführte Verhältniß: den Verlust eines Wesens, an welchem die ganze Liebe des Menschen hängt. So lange dieses lebte, fand er in dessen Besitze stets neue Anregungen zur Thätigkeit, und in dem Gelingen dieser einen unerschöpflichen Quell wohlthuender und wohlwollender Empfindungen, welche ihn zugleich gegen alle anderen Menschen wohlmeinend und wohlwollend stimmten. Nun ist dies Alles plötzlich hinweggenommen, und weder äußerlich noch innerlich etwas für ihn vorhanden, was diese Lücke ausfüllen könnte. So wird er sich denn vielleicht niederen Genüssen und Ausschweifungen hingeben, um den stets nagenden Schmerz zu übertäuben, wird sich von allen anderen Menschen zurückziehn, deren Glück demselben immer neue Schärfe verleiht. So lange er glücklich

war, gab es ihm keinen Anstoß, daß die Anderen nicht in einem Maße an diesem Glücke Theil nahmen, welches seinen eigenen Empfindungen nahe gekommen wäre; jetzt, da er sein Glück verloren hat, fühlt er sich verstimmt, gelähmt, erbittert, wenn diese Theilnahme hinter seinen Foderungen zurückbleibt. Oder man nehme hinzu, daß sein Verlust durch die Schuld Anderer herbeigeführt worden ist: durch ihre Nachlässigkeit, ihre Lieblosigkeit, vielleicht selbst durch ihre Bosheit, so wird er Menschenfeind und selbst in jedem Grade böse werden können.

So in allen anderen Verhältnissen. Kommt dem Unglücklichen wohlwollende Liebe entgegen: so kann, bei der größeren Empfänglichkeit, welche das Unglück dafür zu erzeugen pflegt, sein Verlust für ihn Ursache eines ohne allen Vergleich werthvolleren moralischen Gewinnes werden*). Stößt er aber, wohin er sich auch wenden mag, auf Theilnahmlosigkeit, auf ablehnende Kälte und Härte: so wird ein sehr hoher Grad von Seelenstärke, oder von tiefer und klarer Einsicht in die menschlichen Verhältnisse, oder von Wohlwollen und religiöser Resignation dazu gehören, um nicht in seinem innersten Gemüthe verwundet oder verstimmt zu werden. Oder man nehme anhaltenden Widerspruch, Neid, Verläumdung. Allerdings kann der Unwille, welcher dadurch

---

*) Nur in diesem Verhältnisse kann die Herabstimmung für uns eine Verschmelzung der Vorstellung von uns selbst mit denen von anderen Menschen herbeiführen. Bei der Unlust ist ja kein überfließender Reiz gegeben, wie bei der Lust (vergl. S. 473), und so wird denn, wo andere, in gleicher Art Unglückliche vorhanden sind, höchstens eine Erweckung und Fixirung im Verhältniß der Gleichartigkeit eintreten können, aber die Vorstellungen werden neben einander bleiben.

aufgeregt wird, dem durch und durch edel gebildeten Menschen einen Schwung zum Höheren geben, in Folge dessen moralische Kräfte in ihm geweckt werden von einer Macht und Energie, deren er sich selber kaum fähig geglaubt hätte, ihm eine Hoheit der Seele zu eigen machen, die ihn für immer über Verletzungen dieser Art erhebt. Aber der ungleich gewöhnlichere Erfolg ist doch, daß er dadurch niedergeschlagen und gelähmt, oder, bei größerer Kräftigkeit des Charakters, zu gleichen Feindseligkeiten veranlaßt und erbittert wird.

Aus allem diesen nun ergiebt sich zunächst als die allgemeinste Verschiedenheit zwischen den Herabstimmungen und den Steigerungen, daß jene ein weit unbestimmteres moralisches Verhältniß darbieten: indem es nicht sowohl auf die Art und den Grad der Herabstimmungsgebilde selbst, als auf die Beschaffenheit Desjenigen ankommt, was in ihrem Gefolge erregt und ausgebildet wird. Der Grund hievon läßt sich leicht angeben. Die Steigerungsgebilde sind, sowohl bei ihrer ersten Erzeugung, als in ihren Reproduktionen, die stärksten unter den psychischen Gebilden; und so werden sie denn das Heft an sich behalten, und die folgenden Entwickelungen von ihnen aus und ihnen gemäß bestimmt werden. Die Herabstimmungsgebilde dagegen sind die schwächsten von allen; so lange sie also für sich bleiben, ist ihre Macht sehr gering, nicht selten so gut wie null. Es ist demnach nicht zu fürchten, daß sie, den Steigerungsgebilden gleich, aus sich selber zu einem moralisch-abweichenden Uebergewichte gelangten, sondern nur, daß durch den freien Raum, welcher durch die von ihnen ausgehende Lähmung erzeugt wird, anderen stärkeren Gebilden Gelegenheit gegeben werde, ein solches Uebergewicht zu gewinnen. Man nehme die

moralischen Wirkungen der Armuth. Daß der Arme aller Mittel zur geistigen Bildung, zu höherem Lebensgenusse, ja vielleicht selbst zu einem mäßigen Wohlsein beraubt ist: Das ist allerdings in mannigfachen Beziehungen sehr zu beklagen; aber es ist noch nicht das schlimmste Uebel im Gefolge der Armuth. Selbst die geistige Lähmung, welche ihm so leicht jede Erhebung zu einer befriedigenden Lage und zu einer erfreulichen Bildung versperrt, können wir noch nicht als solches geltend machen. Vielmehr haben wir das schlimmste Uebel darin zu suchen, daß so leicht, in Folge dieser Lähmung, niedere Schätzungen und Triebe zu übermäßiger Stärke anwachsen: Neigungen zum Müßiggange, zu Unmäßigkeit und zu thierischem Vegetationsleben, zum Trunke, zu werthlosen Vergnügungen aller Art, zu ungerechten Angriffen auf fremdes Eigenthum entstehn. Indem nichts Höheres vorhanden ist, welches eine kräftigere Haltungs- und Triebkraft entwickelte: so kann das Niedere ungestört zu bedeutender Höhe anwachsen. Finden sich solche Haltungs- und Triebkräfte in ihm: läßt er sich durch seine Armuth nicht niederschlagen, sondern nur zu desto größerer Anstrengung aller Kräfte erwecken, um in sich Fähigkeiten des Geistes und Körpers auszubilden, durch die er sich und Anderen nützlich werden kann; hört er nicht auf, sich selbst zu achten, und im unerschütterlichen Vertrauen auf Gottes Güte, für die Verbesserung seiner Verhältnisse durch Fleiß, Mäßigkeit, Sparsamkeit und Dienstfertigkeit thätig zu sein: so können ihm seine gedrückten Verhältnisse zu einer Schule für alle moralischen Vollkommenheiten werden.

Will man das Verhältniß noch reiner haben, so vergleiche man Den, dessen Unternehmungen durch Gelingen gekrönt worden sind, mit einem Anderen, welchen ein be-

ständiges Mißlingen des vielleicht eben so thätig und einsichtig Unternommenen muthlos gemacht hat. Diese Muthlosigkeit ist noch nicht selber ein Moralisch-Abweichendes, selbst wenn sie bis nah an die Gränze der Seelenkrankheit ginge; aber auf dem leeren Raume, welcher dadurch entsteht, wird leicht Unkraut aller Art wuchern können. Oder man betrachte die so häufige Erfahrung, daß Diejenigen, welche eine gefahrvolle Lebensart führen, die ihnen in jedem Augenblicke den Tod bringen kann, sich so häufig den wildesten Ausschweifungen hingeben, nicht selten bis zu einem wahrhaft viehischen Wesen. Dies wird allerdings in den meisten Fällen zum Theil aus einer tiefer begründeten Rohheit abzuleiten sein, welche als die gemeinsame Ursache jener viehischen Ausschweifungen und der Wahl dieser Lebensart anzusehen ist. Zum Theil aber haben dieselben auch in dieser letzteren ihren Grund. Durch die Vorstellung des fortwährend drohenden Todes werden alle Interessen, welche auf eine spätere Zukunft gehn, niedergeschlagen; und da diese für die meisten Menschen die mächtigsten Zügel sind gegen die auf sinnliche Genüsse gehenden Begierden, so ist es begreiflich, wie sie dazu kommen, sich diesen ohne Haltung hinzugeben.

Dieses Verhältniß ist es denn auch, welches besonders den plötzlichen Wechsel einer erfreulichen, oder doch befriedigenden Lebenslage mit einer unerfreulichen und unbefriedigenden für die Mehrzahl der Menschen in so hohem Grade moralisch-gefährlich macht. So lange ihr Leben in derselben Art fortgeht, bewahrt sie ein glückliches Gleichgewicht unter ihren Neigungen vor bedeutenden Abweichungen von der sittlichen Norm. Durch die gewaltsame Erschütterung aber,

die jener Wechsel mit sich führt, wird das Gleichgewicht gestört; und in dem heftigen Zusammenstoßen, welches die plötzlich entstehende Leere herbeiführt, können leicht ihre bisherigen Stützen zerschellen, wenn sie nicht einen hohen Grad von Festigkeit haben. Für solche Verhältnisse also sind dem Menschen **Grundsätze** nöthig, deren eigenthümliche Bildungsform sie besonders geeignet macht, solchem Zusammenstoßen zu widerstehn*).

In vielen Fällen freilich wird die psychische Fortwirkung von Herabstimmungen aus, gleich von Anfang her dadurch eine größere Bestimmtheit erhalten, daß sie nicht für sich bleiben, sondern **gleichartige Steigerungsgebilde hinzu- und mit ihnen in Ausgleichungsverhältnisse treten****). Der in seinen Rechten Verletzte, der in seinen Erwartungen von Genuß, Ehre, Gewinn Gestörte bricht in Zorn und Widerstreben aus, oder wo ihm die Kraft und die Mittel dazu mangeln, in mehr oder weniger offen geäußerten oder verkränkten Aerger. Furcht und Neid gehn in Widerwillen und Haß, Unterdrückung durch willkührliche Gewalt in offenen Widerstand oder in hinterlistig lauernde Feindseligkeit über. Ueberdies können sich ungünstige Vergleichungsverhältnisse einmischen, welche, vermöge ihres Grundcharakters, die Beschränkung der praktischen Weltauffassung noch mehr steigern und fixiren***); und die im Zusammen-

*) M. vergl. hierüber Band I., S. 351 ff.

**) Man findet die Natur dieser Ausgleichungsverhältnisse ausführlich erläutert in meinen „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 221 ff.; „Lehrbuch der Psychologie", S. 137 ff. und 183.

***) Vergl. hiezu oben S. 300 ff.

wirken aller dieser Elemente gebildeten mehr aktiven (unruhig aufstrebenden) Trübungsgebilde können in mannigfachen Richtungen gleichartig fortwirken: so daß Alles, was sich weiter darbietet, aus dieser Stimmung heraus beurtheilt und gedeutet wird, und vermöge dessen die Erbitterung ins Unendliche hin wächs't. Auch hier jedoch findet keineswegs ein unwiderstehlicher Zwang in der Richtung zum Sittlich-Abweichenden Statt. Ungeachtet aller dazu einladenden Umstände, kann die gefährliche Vergleichung abgewiesen, können die vorliegenden Verhältnisse rein objektiv, und selbst entschiedene Bosheit der uns Gegenüberstehenden mit einem Wohlwollen gefaßt werden, welches dieselben so viel als möglich zu entschuldigen, und auch Denjenigen, welche nicht zu entschuldigen sind, noch Gutes zu erweisen bereit ist.

Wir haben also bei den Fortwirkungen dieser Art, wenn auch in psychologischer und in gegenständlicher Beziehung einen bestimmteren Charakter, doch in moralischer einen eben so unbestimmten. Wie in den früher betrachteten Fällen, wird es auch hier darauf ankommen: theils was später äußerlich hinzukommt, theils aber, und vorzüglich, was bereits in dem Inneren des Menschen moralisch gebildet ist. Das Erstere ist nicht in unserer Gewalt; wir wissen nicht, ob es einen moralisch-günstigen oder einen moralisch-ungünstigen Charakter an sich tragen wird; und so müssen wir also mit allen Kräften darauf hinarbeiten, unser Inneres so zu stimmen, daß auch durch das Ungünstigere, und durch das Ungünstigste, seine Fortbildung nicht von der sittlich-normalen Richtung abgewandt werde.

Die Vorschriften hiefür fallen im Allgemeinen mit de-

nen zusammen, welche wir im dritten Hauptheile*) in Beziehung auf die Trübungsgebilde aufgestellt haben. Indem diese unmittelbar mit dem Wohlsein im Gegensatz stehn, muß das Interesse des letzteren hier noch entschiedener, als schon im Allgemeinen, mit dem moralischen Interesse übereinstimmen. Man sorge also für einen kräftigen Halt, und für einen moralisch-edlen Halt, damit die Trübung nicht weiter um sich greifen könne. So lange sich ein solcher noch nicht im Menschen selber findet, muß ihm derselbe von Anderen (von seinen Aeltern, Erziehern rc.) dargeboten werden, oder muß er sich, wenn er bereits aus dem Verhältnisse der Bevormundung herausgetreten ist, um die Gewährung eines solchen durch Andere bemühen. Dabei aber muß es sich Jeder zur Aufgabe stellen, einen solchen als bleibenden inneren Besitz zu erwerben. Aber auch an dem allgemeinen Erwerbe ist es noch nicht genug, sondern es muß für das Moralisch-Höhere, welches uns in dieser Art Haltung gewähren soll, eine Association von so großer Festigkeit begründet werden, daß wir auf sein Hinzutreten mit Gewißheit rechnen können, und nach allen Seiten hin, wo eine solche Haltung nöthig werden dürfte. Die moralisch-günstige Fortwirkung wird überdies für viele Fälle nur dann vollkommen sicher gestellt werden können, und in allen Fällen reiner erfolgen, wenn das Ungünstige sogleich im ersten Augenblick unterdrückt oder beschränkt wird; und um diesen Zweck zu erreichen, müssen wir Demjenigen, von welchem die Unterdrückung oder Beschränkung ausgehn soll, eine Art von Allgegenwart zu geben suchen. Dabei wird es nicht selten nöthig sein, zu den tieferen Grundlagen zu-

*) Vgl. S. 104 ff.

rückzugehn: zu einer durchgreifenden Regelung der Werthschätzungs- und Strebungs-angelegtheiten. Von großem Gewichte für die Erhaltung der sittlichen Reinheit sind endlich die Kombinationsverhältnisse, deren genauere Betrachtung den Gegenstand des folgenden Abschnittes bildet. Hiezu wenden wir uns jetzt.

Vierter Abschnitt.

Von dem Einflusse der Kombinationsverhältnisse.

Auch die Verschiedenheiten der elementarischen Bildung, wenn sie gleich schon bestimmtere Beziehungen zur moralischen Entwickelung darbieten, als die angeborenen, haben sich doch als an und für sich und unmittelbar gegen dieselbe neutral gezeigt. So bleiben uns denn für die unmittelbare Begründung des Gegensatzes zwischen dem Sittlich-Normalen und dem Sittlich-Abweichenden nur die Kombinationsverhältnisse übrig. In welcher Art diese Begründung geschieht, haben wir im Allgemeinen schon kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Vor Allem sind hiefür die Verhältnisse der Vielfachheit von Bedeutung, in welchen die Schätzungs- und Strebungsangelegtheiten der verschiedenen Güter und Uebel erzeugt werden. Inwieweit dieselben mit der, in den tiefsten Grundverhältnissen des menschlichen Seins prädeterminirten, und eben deshalb allgemein-gültigen Norm einstimmig sind, insoweit

haben wir eine sittliche, inwieweit sie von derselben abweichen, eine unsittliche Ausbildung.

Eine genauere Betrachtung lehrt jedoch, daß diese quantitativen Verhältnisse, wie große Wichtigkeit sie auch haben mögen, doch keineswegs schon für sich allein entscheidend sind. Es kommt außerdem auf mancherlei qualitative, und namentlich auf die Verknüpfungsverhältnisse an, in welche die Schätzungs- und Strebungsangelegtheiten gesetzt worden sind. Nach Maßgabe dieser kann bei der gleichen Vielfachheit gewisser elementarischer Gebilde gleichwohl die Moralität sehr verschieden sein. Man setze, eine gewisse Lustempfindung sei tausendmal erzeugt worden: so wird es unstreitig einen sehr großen Unterschied machen, ob die Spuren (in dieser oder jener Bildungsform) sämmtlich mit der Vorstellung von uns selber im Gruppenverhältnisse verbunden sind, oder unter die Vorstellungen vieler anderer Menschen vertheilt. In dem letzteren Falle würden wir ein ausgedehntes theilnehmendes Wohlwollen, in dem ersteren die ausgemachteste Selbstbeschränktheit haben.

Verfolgen wir dies noch einen Schritt weiter zurück, so ist es augenscheinlich: alle Steigerungen und Herabstimmungen, so wie die meisten der darauf gerichteten Strebungen, werden ursprünglich in eigenen Zuständen erzeugt. Was wir in die Seele anderer Menschen hinein (oder für diese) empfinden oder begehren sollen: Das muß erst in Bezug auf uns selber empfunden oder begehrt worden sein, wenigstens dem Elementarischen nach. Diese Empfindungen und Begehrungen aber sind anfangs für die Uebertragung auf Andere beweglich gegeben; und nur wenn sie wiederholt in Bezug auf uns selbst reproducirt werden, fixiren sie sich in diesem Associationsverhältnisse in der Art,

daß die Uebertragung auf Andere nicht mehr geschehn kann. So wenn Jemand lediglich unter solchen Personen aufwächs't, welche ihm zu dienen bestimmt sind, und denen er niemals Dienste zu leisten Gelegenheit hat. Indem er nie dazu kommt, Interessen von ihnen nachzuempfinden und zu erstreben, dagegen sie sich fortwährend von seinen Interessen erfüllt darstellen, müssen diese immer entschiedener mit der Vorstellung des eigenen Selbst zusammenwachsen.

Ein anderes einleuchtendes Beispiel, wie viel auf die Verknüpfungsverhältnisse ankommt, giebt uns die Natur des Bösen im engeren Sinne dieses Wortes. Wir haben*) als das eigenthümlich Charakteristische für dasselbe die Umkehrung der Empfindungen erkannt, oder daß bei der Schadenfreude, der Bosheit, der Grausamkeit, der Tücke &c. Herabstimmungen mit dem Gefühle der Steigerung empfunden, und demgemäß erstrebt, bei dem Neide, der Mißgunst &c. Steigerungen mit dem Gefühle der Herabgestimmtheit (Unlust oder Schmerz) empfunden werden, und ihnen widerstrebt wird. Hiezu aber wird nicht bloß Selbstbeschränktheit erfodert (damit die Vorstellungen der fremden Empfindungen, Zustände, Eigenschaften &c. zu bloßen Gefühlgrundlagen herabsinken, dieselben nicht selbstständig oder in sich gefühlt werden), nicht bloß eine Haltung für das Vergleichungsverhältniß (ohne diese würden die eigenen Empfindungen, Zustände, Eigenschaften &c. für sich allein gefühlt werden, und also ebenfalls keine Umkehrung eintreten), sondern auch eine Lähmung der Reaktion gegen das Trübende**), oder, um es sogleich bestimm-

---

*) Vgl. Band I., S. 276 ff. und 293 ff.

**) Das Wesentliche ist eigentlich nur die Umkehrung der

ter zu bezeichnen: daß eine subjektiv begründete Verstimmung auf die Vorstellungen von anderen Menschen übertragen, oder denselben untergelegt wird. Durch das Letztere unterscheidet sich das Empfinden und Streben des Bösen von Demjenigen, welches dem Gefühl und Erstreben des Rechtes zum Grunde liegt. Der Richter, welcher den Verbrecher zur Strafe verurtheilt, so wie Derjenige, welcher sich durch diesen Urtheilsspruch befriedigt findet, oder danach verlangt, sind nicht böse, obgleich auch sie das Jenem auferlegte Uebel als etwas Gutes empfinden und begehren. Was bei ihnen die Reaktion, welche sich sonst gegen die Vorstellung des Uebels geltend macht, neutralisirt und in das Gegentheil verwandelt, ist in dem Verbrecher selber oder objektiv begründet. Das Böse findet nur da Statt, wo das diese Reaktion Neutralisirende ursprünglich subjektiv (in eigenen Zuständen) begründet ist, und dessenungeachtet dieselbe Umkehrung der Empfindungen und Strebungen hervorbringt. Eine in der Vorstellung und Empfindung unserer selbst entstandene Verstimmung muß gegen den Anderen gerichtet, d. h. auf den Anderen übertragen oder an die Gruppe geheftet werden, die sich auf ihn bezieht, und für diese zur regelnden gemacht*).

Für

Empfindung und der hiemit gegebene moralische Gegensatz gegen Andere; die Selbstbeschränktheit und die Haltung für das Vergleichungsverhältniß sind lediglich die Grundbedingungen ihres Entstehens, die Lähmung und überhaupt die Fernhaltung einer Reaktion dagegen (vgl. Band I., S. 277 f.) lediglich die Bedingungen für das Beharren bei der entstandenen Umkehrung.

*) Zum Entstehn dieser Verstimmung kann allerdings die Vorstellung

Für die Begründung des Bösen sind demnach zwei Associationsverhältnisse wesentlich: die Association der Trübung mit der Vorstellung von uns selbst, und die mit der Vorstellung des Anderen. Die Grundbedingung für die bezeichnete Umkehrung ist (wie wir uns überzeugt haben) die Selbstbeschränktheit; aber diese kann in jedem Grade vorhanden sein, bis zur völligen Ungeneigtheit und Unfähigkeit, auch nur einen Augenblick bei den Interessen des Anderen zu verweilen, ohne daß der Mensch böse ist. Aber auch, wo eine der bezeichneten beiden Verbindungen gegeben ist, haben wir das Böse noch nicht, sobald die andere fehlt. Man setze, Jemand hat etwas gesagt, was als eine tief verletzende Anspielung auf einen Anderen betrachtet werden könnte. Dieser wird auch wirklich dadurch tief verletzt; eine Reaktion entwickelt sich, und ist im Begriff hervorzubrechen; aber indem er zu dem Anderen hinblickt, sieht er in dessen Gesichte auch nicht die entfernteste Ahnung, daß derselbe ihm habe wehe thun können. Jener hat seine Worte ausgesprochen, ohne deren Bedeutung für Diesen zu kennen; und durch die Ueberzeugung hievon wird der Zorn desselben sogleich ent-

---

stellung des Anderen Veranlassung geben, und also die Veranlassung eine objektive sein (wie bei der Verstimmung des Kranken, indem er, selbst schwach und von Schmerzen gequält, Andere um sich sieht, die sich des Wohlseins und Lebensgenusses erfreuen); aber die Verstimmung muß dabei aus dem Persönlichen hervorgehn, oder doch wenigstens ein „Mehr" des Persönlichen (des Subjektiven) im Vergleich mit Demjenigen vorhanden sein, was in dem Anderen als Eigenschaft gegeben, oder objektiv begründet ist. — Die Uebertragung geschieht in der Weise, wie jede Verbindung erzeugt wird: durch wiederholtes Zusammen, sobald dieses ohne Reaktion erfolgt. Indem mit der Vorstellung des Anderen die subjektive Verstimmung häufig zusammen gebildet wird, hängt sich diese an jene an.

waffnet. Die Verstimmung dauert vielleicht noch lange Zeit in gleicher Stärke fort im Associationsverhältnisse mit der Vorstellung von ihm selber; sie ruft vielleicht sogar in diesem Verhältnisse starke Reaktionen hervor, z. B. einen starken Unwillen des Menschen gegen sich, daß er sich des Fehlers schuldig gemacht hat, dessen Erinnerung ihm so peinlich ist; aber indem die Association mit der Vorstellung vom Anderen für sie abgeschnitten ist, so kann sie sich nicht zum bösen Willen ausbilden. Eben so, wenn dieser allerdings einen Vorwurf gegen uns beabsichtigt hat, und vielleicht einen tief und schmerzlich eingreifenden; aber sich uns die Ueberzeugung aufdringt, daß er hiemit unser höheres Beste bezweckt, aus dem reinsten Wohlwollen gegen uns gehandelt habe. Indem sich die Vorstellung hievon zwischen die Vorstellung des Sprechenden und unsere Trübung stellt, und also die Verbindung zwischen diesen beiden und die Uebertragung der letzteren auf die erstere nicht zu Stande kommen können, so können wir ihm auch nicht böse darüber werden. Auf der anderen Seite kann diese Association vorhanden sein, und entschieden vorhanden sein, und das Böse ebenfalls nicht entstehn, weil sich die Verbindung mit der Vorstellung von uns selber nicht ausbildet. Jemand wird nicht böse auf einen Anderen, wenn er denselben zu tief unter sich hält, als daß er sich durch ihn verletzt fühlen könnte (z. B. nicht auf einen Straßenbuben, welcher ihn verspottet); und eben so nicht, wenn er Mitleid mit ihm empfindet wegen seiner Bosheit. In dem einen wie in dem anderen Falle wird die (hier von dem Anderen beabsichtigte) Verletzung nicht mit der Vorstellung von uns selbst in Verbindung gesetzt; und wird auch eine Reaktion dadurch hervorgerufen, so erfolgt doch dieselbe rein auf objektiver

Grundlage. — In dem Maße also, wie wir die bezeichneten Associationen verhindern können, werden wir auch die Ausbildung des Bösen verhindern *).

Von eben so großer, ja noch größerer Wichtigkeit, als diese Verbindungen zwischen praktischen Gebilden und Vorstellungen, sind für die moralische Fortwirkung die Verbindungen mehrerer praktischer Gebilde unter sich. Man nehme, Jemand kann sich die Gunst eines Oberen erwerben durch Theilnahme an seinen Ausschweifungen. Er ist vorher Ausschweifungen der vorkommenden Art nicht entschieden abgeneigt gewesen, aber noch weniger besonders dazu geneigt; jedenfalls hat er zu einem fleißigen und ordentlichen Leben eine eben so starke Neigung gehabt. Hätte er also einen Oberen erhalten, welcher hierin mit ihm übereingestimmt, und darauf ein Gewicht gelegt hätte: so würde er sich leicht in eine fortwährende regelmäßige Thätigkeit hineingelebt haben, und diese ihm allmählich zur inneren Nothwendigkeit geworden sein. Jetzt tritt das Gegentheil ein: rein in Folge davon, daß mit seinem Verlangen, sich die Gunst seines Oberen zu erwerben, nicht die auf Fleiß und Ordnung, sondern die auf sinnliche Vergnügungen gerichteten Motive associirt worden sind. Für sich allein würden die letzteren in keiner Weise die Stärke gehabt haben, welche dazu nöthig gewesen wäre, sie zu herrschenden zu machen; vermöge dieser Association aber werden sie dazu gemacht, eben so wie sie bei der entgegengesetzten Association vielleicht zuletzt zu null herabgesunken wären.

Oder Jemand kommt in Verbindung mit Solchen, welche gewohnt sind, sich leichtsinnig, oder auch mit klarer Reflexion,

---

*) Man vergleiche hiezu auch oben S. 318 f.

über gewisse moralische Normen hinwegzusetzen. Er selber hat diese Normen bisher als heilig betrachtet, obgleich es freilich auf der anderen Seite auch nicht an Trieben und Begierden in ihm gefehlt hat, die ihn von Zeit zu Zeit in die Versuchung führten, davon abzuweichen. Wäre er in Umgebungen gekommen, welche das Gewicht derselben verstärkt hätten, so würde es zu einem entschieden überwiegenden geworden sein. Aber mit dem Verlangen nach dem Beifalle seiner Umgebungen werden nun nicht die diesen Normen zugehörigen Motive, sondern die ihnen entgegengesetzten in Associationsverhältnisse gesetzt. Die Schranken, innerhalb deren er sich bisher gehalten hat, sieht er täglich übersteigen, hört er stündlich verlachen; und so wird er denn immer mehr und mehr von dieser verderblichen Association überwältigt.

Allerdings nun werden diese Verknüpfungsverhältnisse ursprünglich von dem Objektiv-Gegebenen aus bestimmt. Demjenigen, welcher, in einen liebevollen Familienkreis hineingeboren, von allen Seiten vielfach wohlwollend gefördert wird, werden sich die auf diese Förderungen sich beziehenden Vorstellungen und Empfindungen mit den Vorstellungsangelegtheiten von anderen Menschen associiren; bei einem unter kalten und gehässigen Umgebungen Lebenden die entgegengesetzten Associationen vielleicht so tief Wurzel schlagen, daß sie sein ganzes Leben hindurch nicht wieder vertilgt werden können. Wer vielfach veranlaßt wird (z. B. durch einen unverständigen Lehrer), sich eifersüchtig mit Anderen zu vergleichen, wird leicht die Neigung hiezu als bleibenden Charakterzug in sich ausbilden. Wenn Jemand von früh auf überwiegend mit Menschen zu thun hat, welche sich nicht scheuen, sich durch die schamlosesten Schmeicheleien zu ernie-

zeigen, wird er schwerlich eine hohe Achtung vor dem Menschen in sich ausbilden.

Genau genommen findet jedoch ein solches rein objektives Bestimmtwerden der Associationen kaum in irgend einem Zeitpunkte des menschlichen Lebens Statt. Den allerersten ausgenommen, trifft das Objektive stets schon gewisse Vorbildungen im Menschen an, und die Ausbildung der Verknüpfungsverhältnisse ist das Produkt aus beiden zusammengenommen. Wie unendlich viele verschiedene Arten z. B. giebt es, in welchen eine Förderung durch Andere (eine Wohlthat oder von welcher Art sonst) aufgenommen werden kann! Während so in dem Einen die Association mit der Vorstellung des Fördernden als die überwiegende ausgebildet wird, und demnach die weiteren Erregungen in der Richtung zu diesem fortgehn: zur Vorstellung seines Wohlwollens, seiner Zuneigung, der Opfer, die er gebracht hat rc., wird bei einem Anderen die Verbindung mit der Vorstellung des eigenen Selbst vorherrschen, und indem die Erregung für diese isolirt wird, darüber die Vorstellung des Fördernden ganz in den Hintergrund treten. Es werden Begierden nach wiederholten ähnlichen Förderungen (von demselben Menschen aus oder von Anderen) geweckt, und statt der Gesinnung der Dankbarkeit bilden sich listige Pläne aus, den Anderen so viel als möglich zu seinem Vortheile auszubeuten. Oder es schließen sich auch Vergleichungsverhältnisse an; und indem sich der Stolze gekränkt, der Eitle verletzt fühlt durch die empfangene Wohlthat, wird ihnen der Wohlthäter vielmehr verhaßt. Der eine Mensch nimmt die Förderung als eine längst verdiente, erwartete, vielleicht durch diese Erwartung vergällte

auf; der andere als eine Steigerung von höher Gefühlfrische; und so ins Unendliche fort.

Ueberhaupt sind die Associationen, wie sie sich in der ausgebildeten Seele darstellen und wirksam erweisen, keinesweges etwas so Einfaches und sich von selbst Verstehendes, wie man sie gewöhnlich zu fassen pflegt. Die meisten erfodern, wenn sie in einiger Vollkommenheit und so zu Stande kommen sollen, daß für sie eine gewisse Entschiedenheit, eine längere Dauer und eine kräftige Wirksamkeit gewonnen wird, eine lange Reihe von Vorbildungen. In dem Maße, wie sie diese nicht vorfinden, werden sie nur unvollkommen gebildet; und die größte Schwierigkeit also liegt eben darin, wie wir ihnen diese verschaffen sollen. Daher das Eitle alles moralischen Lehrens, Ermahnens, Predigens, wo ihnen nicht solche Vorbereitungen entgegenkommen. Das Zusammen oder Hintereinander der bezeichneten praktischen Gebilde und Vorstellungen wird allerdings erzeugt; aber für den Augenblick, oder wenn es hoch kommt, für ein Paar Tage oder Wochen, wie das Hintereinander der Vorstellungen eines Romans. Soll die Verbindung für das moralische Leben fruchtbar werden, so muß sie Tausende von Spuren gleichartiger vorgängiger vorfinden, welche nur noch einer Nachhülfe bedürfen in der Art, wie sie die in diesem Augenblick disponibel gegebenen Verknüpfungselemente zu bewerkstelligen im Stande sind.

Dies wird in ein noch helleres Licht gesetzt, wenn wir bedenken, daß ja selbst für die elementarische Begründung mancher Associationen erst eine Art von Umkehrung, ja mehrere Umkehrungen eintreten müssen. So werden Kenntnisse ursprünglich entschieden, in gegenständ-

licher Richtung gebildet: mit der Spannung des Geistes auf die Objekte und in den auf diese sich beziehenden Associationsverhältnissen. Damit sie also als Eigenschaften von uns vorgestellt werden (z. B. ein darauf sich beziehendes gerechtes Selbstbewußtsein oder Stolz entstehe), muß erst die objektive Verknüpfung überwunden und an deren Stelle eine subjektive gesetzt werden. Dies kann nur durch Begriffe geschehn, welche sich auf innere Eigenschaften beziehn; diese aber setzen, da die psychischen Eigenschaften nicht als solche (als innere oder unbewußte Angelegtheiten) aufgefaßt werden können, wieder vielfache Auffassungen der damit in Verbindung stehenden bewußten Entwickelungen voraus. Zunächst also müssen diese letztern gebildet werden, und zahlreich genug gebildet werden *), und dann Schritt vor Schritt die Entwickelung in der angeführten Richtung fortgeführt.

Die Verbindung moralischer Normen mit der Vorstellung von uns selbst in der Art, daß sie uns zu Bemühungen um unsere moralische Vervollkommnung anspornen oder zu Amuleten dienen gegen Das, was uns moralisch erniedrigen könnte, erfodert unstreitig noch vielfachere Vorbereitungen. Das Moralische wird ja, wie wir gesehn

---

*) Bei dem Zusammenstellen von vielen Kenntnissen, welche einen verschiedenen Vorstellungsinhalt haben, wird dieser für das Bewußtsein verdunkelt. So namentlich, indem wir in der Erinnerung eine längere Reihe derselben überblicken. Auch entsteht erst durch dieses vielfache Zusammen das Gefühl der Steigerung, wie es z. B. dem Stolze auf Kenntnisse zum Grunde liegt; indem ja doch bei jeder einzelnen die Steigerung im Allgemeinen nur unbedeutend ist. — Man vergleiche über diese Verhältnisse meine „Psychologischen Skizzen", Band I., S. 188 ff.

haben*), ursprünglich gar nicht als ein besonderes psychisches Gebilde (substantiell), sondern als Form an Schätzungen und Strebungen, oder adjektivisch erzeugt; und erst durch Kombinationen und Verschmelzungen von eigenthümlicher Art kann es zu besonderen Anschauungen, Begriffen rc. hervorgebildet werden. Erst also, wenn diese vorangegangen sind, können die bei der Betrachtung des vorigen Beispiels angegebenen Entwickelungen eingeleitet werden, welche wir dann ihrer ganzen Reihe nach durchmachen müssen; und erst, wenn die moralischen Normen in dieser Art lebendig-frisch mit der Vorstellung von uns selbst in Verbindung gesetzt und in dieser Verbindung gefestigt worden sind, können sie die bezeichnete, positiv und negativ regelnde Wirksamkeit ausüben.

Zu allen diesen Entwickelungen nun ist zwar vom Anfange des Lebens an bis zu dem Zeitpunkte, wo die Unterweisung in der Moral zu beginnen pflegt, und noch mehr bis späterhin, Zeit genug. Da in jedem wachen Augenblicke etwas in unserer Seele wird, so ist das menschliche Leben eines unendlichen Reichthums von Bildung fähig; und wie viele Vorbildungen also auch für eine moralische Vollkommenheit erfodert werden mögen: die millionenmal millionen psychischen Akte, welche der Zeitraum unserer Entwickelung umfaßt, reichen dafür im Allgemeinen vollkommen aus. Ueberdies wird unsere moralische Bildung, wie alle übrige, sehr bedeutend erleichtert und beschleunigt dadurch, daß uns die Kombinationen, auf welche es ankommt, fortwährend mehr oder weniger von Anderen entgegengebracht werden; daher sie unter civilisirten Umgebungen so ungleich rascher

*) Vgl. oben S. 357 ff.

und sicherer fortschreitet. Aber dessenungeachtet ist doch für keine dieser Vorbildungen eine absolute Nothwendigkeit gegeben, sondern ungeachtet der bezeichneten allgemeinen Prädetermination kann jede auch fehlen. In jedem einzelnen Falle also wird es darauf ankommen, wie die frühere Zeit benutzt worden ist: ob dafür günstig, oder auf eine Weise, welche dafür unfruchtbar gewesen ist, ja vielleicht der wünschenswerthen Association direkt entgegengearbeitet hat; und unter diesen Umständen also würden wir, um die bezweckte moralische Ausbildung zu gewinnen, ganz von vorn anfangen müssen.

Betrachten wir die Bildung der Associationen überhaupt tiefer genetisch, so ergeben sich dafür folgende vier bestimmende Momente:

Es kommt zuerst an auf die Beschaffenheit der psychischen Gebilde, welche sich für die Verbindung darbieten. Auf dieses Moment sind wir zum Theil schon früher aufmerksam geworden. Wir haben gesehn, daß Gebilde, welche überfließenden Reiz enthalten, leichter und fester mit einander verschmelzen. Daher gemeinsame Zustände Menschen leicht und innig mit einander verbinden, während die vorherrschende Vorstellungsentwickelung (wo keine überfließenden Reize gegeben sind) eine gewisse Kälte und Isolirtheit mit sich führt*). Dieselben Verhältnisse machen sich auch sonst geltend. So wird im Allgemeinen die Verbindung um so leichter gestiftet werden, je stärker

*) Vgl. oben S. 453 ff., 465 u. 473.

Dasjenige ist, was sich dafür darbietet: denn um so mehr Bewegungs- und Ausgleichungselemente wird es ja im Allgemeinen enthalten, die sich für die Erzeugung von Verbindungen wirksam erweisen können. Man nehme die Uebertragung subjektiver Trübungen auf Andere, für die Begründung des Böse-seins. Wir haben auseinandergesetzt*), wie diese Begründung nicht erfolgt, wenn wir uns überzeugen, daß uns der Andere durch in ganz anderer Tendenz ausgesprochene Worte nicht habe Schmerz verursachen wollen, oder wenn auch dies, daß er dabei von Wohlwollen gegen uns in Bewegung gesetzt worden sei. Die Vorstellungen hievon stellen sich zwischen die Trübung und die Vorstellungen von Dem, welcher sie veranlaßt hat: und so kommt die Unterlegung unter diese nicht zu Stande. Aber wenn die Trübung auf der Grundlage sehr starker Schätzungen und Strebungen, und also selbst sehr stark, und namentlich wenn sie in der Form eines heftigen Affektes erzeugt worden ist, so wird die bezeichnete Verbindung, und wird das Böse-werden dennoch zu Stande kommen können. Die dazwischen tretenden Vorstellungen werden zur Seite geschoben, die stark überfließenden Bewußtseinselemente erzwingen die Verschmelzung: und so wird denn bei sehr großer Leidenschaftlichkeit und Selbstbeschränktheit, auch in den angegebenen Fällen, selbst gegen den Wohlmeinenden eine bleibende Feindschaft entstehn können.

Ein *zweites*, sehr bedeutendes Moment ist der Grad der *Schnelligkeit* oder *Langsamkeit* der Entwickelung. Je *schneller* dieselbe, desto *leichter* werden Verbindungen gestiftet werden, aber auch desto *loser*. Daher bei dem

---

* M. vergleiche S. 497.

weiblichen Geschlechte die leichtere und raschere Sympathie, sowohl der Freude als des Mitleids, die größere Gefälligkeit, das vielfachere und leichtere Eingehn von Verbindungen, die aber auch häufiger wechseln, die schnellere Ausbildung des Moralischen im Allgemeinen*); und bei dem sogenannten sanguinischen Temperamente die unüberlegte Bereitwilligkeit zu Unternehmungen und Verbindungen aller Art, die Gutherzigkeit ohne bleibendes Wohlwollen, die Höflichkeit und Freundschaftlichkeit ohne Zuneigung und Freundschaft. Dagegen in dem Maße, wie die Entwickelung mehr gehalten ist, auch die Verbindungen schwerer entstehn (die Ausgleichung nicht so rasch und voll eintritt), aber auch fester werden.

Drittens wird es darauf ankommen, wie häufig die in Frage stehende Verbindung wiederholt wird, und in welchen Zeiträumen. Wir sind auf dieses Verhältniß schon im Vorigen aufmerksam geworden. Es ist unmöglich, daß eine Association in Folge einmaliger Ereignung zu einer bleibenden wird, und für die moralische Entwickelung eine Fortwirkung gewinnt; was man von dieser Art anführt, ist nur Einbildung. Auch in diesen Fällen erfolgt die Association auf der Grundlage der von vielen einstimmigen Akten zurückgebliebenen Spuren, und erhält durch diese ihre Stärke.

Man betrachte die Gefühle, welche entstehn, wenn wir Solche, die uns ganz fremd sind, von einem Unglück betroffen sehn, welchem wir in keiner Weise abhelfen können (sie sind verwachsen, verkrüppelt, unwissend, abergläubisch 2c.).

*) Man vergleiche hiezu die oben S. 205 f. u. 447 beigebrachten Bemerkungen.

Indem wir Mitleid mit ihnen empfinden, schätzen wir uns doch vielleicht glücklich, daß wir nicht in demselben Zustande sind. Aber dieses Gefühl wird schon im nächsten Augenblicke verwischt: die Reaktion gegen die Vorstellung des Unglücks, des Fehlers überwiegt die geringe objektive Haltung. In kurzer Zeit denken wir nicht mehr daran. Man setze nun das *Verhältniß der Haltung größer*, z. B. wo es sich um das Unglück eines *Freundes* handelt. Auch da wird vielleicht für einen Augenblick ein Gefühl von Genugthuung entstehn können, daß wir nicht selber von diesem Unglück betroffen worden sind: wenn wir nämlich gerade, indem wir davon erfahren, von dem eigenen glücklicheren Zustande voll waren. Aber auch dieses Neben-einander kann sich nicht halten: das Gefühl unseres eigenen Glückes tritt in den Hintergrund; wir wenden uns ganz der Theilnahme an dem Schicksale des Freundes zu; oder höchstens entsteht ein gemischtes Gefühl mit gegenseitiger Beschränkung unter seinen beiden Bestandtheilen.

Also weder in dem einen, noch in dem anderen Falle bildet sich eigentliche Schadenfreude aus; nicht einmal als vorübergehendes Gefühl, und noch weniger als bleibende Angelegtheit der Seele. Soll sich diese letztere bilden, so muß sich das Vergleichungsverhältniß, mit gleicher (rein objektiv oder auch zum Theil subjektiv bedingter) Haltung beider Bestandtheile, und so, daß sie in einem *Neben-einander* oder *gegen einander isolirt* bleiben, vielfach *wiederholen*. Erst vermöge der Verstärkung, welche *die zahlreichen gleichartigen Spuren* mit sich führen, kann die Association in dem Grade gefestigt werden, daß sie *sich aus dem Inneren des Menschen heraus* in ihrem eigenthümlichen Charakter geltend macht. Und eben so

in allen anderen Fällen. Wie überzeugend auch Jemand von der Pflicht predigen mag, seinen Feinden zu verzeihen, und selbst dem Boshaftesten noch ein gewisses Wohlwollen zu Theil werden zu lassen: einen bleibenden Eindruck wird er nur in Denen zurücklassen, in welchen zahlreiche frühere Bildungsprocesse ein damit einstimmiges Produkt begründet haben.

Zu diesem Allen kommt dann endlich noch ein viertes Moment, durch welches die Wirksamkeit der drei bisher betrachteten sehr bedeutend modificirt wird, ja unter Verhältnissen ganz aufgehoben werden kann. Die früher gebildeten Verbindungen nämlich wirken, nach Maßgabe ihrer Stärke, den später zu begründenden entgegen. Auch dieses Verhältniß haben wir schon früher berührt*). Je vielfacher gewisse Schätzungen und Strebungen mit der Vorstellung des eigenen Selbst zusammengebildet worden sind: um desto schwerer werden sie mit den Vorstellungen von anderen Menschen in Verbindung gebracht werden (um desto schwerer wird sich Theilnahme für diese bilden) können. Durch die starke Verbindung in jenem Verhältnisse haben diese Schätzungen und Strebungen aufgehört, beweglich oder für andere Verbindungen disponibel zu sein. Dies macht sich in der vollsten Individualität geltend. Es kann Jemand in Bezug auf gewisse Gegenstände sehr uneigennützig, mittheilsam, wohlwollend sein, und in Bezug auf andere das Gegentheil. In Hinsicht dieser ist er vielleicht von früh auf verwöhnt worden: indem sie ihm, in Folge dieses oder jenes zufälligen Verhältnisses, fortwährend von Anderen abgetreten und dar-

*) Vgl. S. 494 f.

geboten worden sind; und so erscheint es ihm gewissermaßen als eine Unmöglichkeit, sie ihnen zu überlassen. Dagegen er vielleicht dafür Anderes stets Diesem oder Jenem aus seiner Umgebung abgetreten hat, und es ihm, vermöge dessen, in Hinsicht darauf umgekehrt eine Art von Widersinnigkeit zu enthalten scheint, daß er es sich selber zueignen sollte.

Eben so in Hinsicht aller übrigen Kombinationsverhältnisse. Man nehme etwa die früher*) betrachtete Umkehrung des Objektiven zum Subjektiven und die gesonderte Hervorbildung der moralischen Normen. Beide werden um so schwerer eintreten, je stärker die Verknüpfungsverhältnisse sind, in welchen das Betreffende früher erzeugt und genährt worden ist. So wird, alles Andere gleich gesetzt, Jemand um so weniger leicht ein stolzes Bewußtsein von seinen Kenntnissen ausbilden, einen je größeren Reichthum von objektiven Elementen er in sich aufgenommen hat, und in je ausgedehnteren objektiven Verbindungen dieselben begründet; so wie je entschiedener und gespannter sein Fortstreben innerhalb dieser ist. Dagegen Stolz und Einbildung um so leichter entstehn, je weniger Objektives aufgenommen wird, und je mehr für den Erwerb und die Verarbeitung von Anfang an das Subjektive hervorgetreten ist. Die Anwendung hievon auf Einzelnes ergiebt sich, namentlich in unseren Zeitverhältnissen, sehr leicht. — Ganz ähnlich in Hinsicht des Zweiten, worauf ich hingewiesen. Je lebendiger und inniger die Gebilde, welche in der moralischen Norm ausgebildet worden sind, in Bezug auf gewisse Interessen und Verhältnisse des Lebens gebildet, je ausgedehnter sie von diesen gehalten

*) S. 503.

werden: um desto schwerer wird sich ein bestimmtes Bewußtsein von ihnen bilden, um desto mehr der sittlichen Entwickelung der Charakter des Unmittelbaren und Unreflektirten erhalten werden.

Die Aufgabe nun geht dahin, im Anschließen an alle bezeichneten Momente die Associationen so zu regeln, daß die, vermöge ihrer begründeten Motive durchgängig mit der allgemein-gültigen Norm einstimmig gebildet werden. Also man ziehe die Beschaffenheiten der elementarischen Gebilde in Betracht, behalte diejenigen sorgsam behütend im Auge, welche leicht Verbindungen eingehn, und suche für die Kombinationen der sich von selbst schwer verknüpfenden anderweitig Unterstützungen zu gewinnen. Man lasse, was die Schnelligkeit der Entwickelungen betrifft, nach Maßgabe der Umstände Beschleunigungen oder Verlangsamungen eintreten, damit für die innerhalb des Sittlich-Normalen liegenden sowohl die rechte Mannigfaltigkeit und Ausdehnung, als die rechte Festigkeit erworben werde. Für die entschieden werthvollen Associationen leite man häufigere Wiederholungen ein; bald von neu-produktivem, bald von reproduktivem Charakter. Wo Verknüpfungen zu moralisch-abweichenden Gebilden führen könnten (wie die zwischen niederen Interessen und der Vorstellung des eigenen Selbst, oder die, auf welchen das Böse-werden beruht): da beuge man zu rechter Zeit vor, und bringe das Gefahrdrohende, so lange es noch beweglich gegeben ist, in andere, weniger gefährliche oder moralisch-günstige Verbindungen. Bei Demjenigen, welcher von früh auf in wohlwollenden Umgebungen oder in Verhältnissen lebt, die ein vielfaches Theilnehmen an Anderen und Thun für Andere bedingen, macht sich dies von selbst; bei Anderen wird es der Erzieher, oder wird es der Mensch

selber vermöge eines absichtlich bestimmt darauf gerichteten Verfahrens bewerkstelligen müssen.

Allerdings nun hat dieses letztere Verhältniß seine großen Schwierigkeiten darin, daß wir ja, wenn wir einer solchen absichtlichen Wirksamkeit auf uns selber fähig werden, schon eine unendliche Anzahl von Associationen vorfinden, die wir nicht, wie wir es im Interesse der moralischen Vollkommenheit wünschen möchten, wiederaufzulösen und mit anderen zu vertauschen im Stande sind. Wir können nicht, wenn wir ein bestimmteres Bewußtsein der moralischen Norm gewonnen haben, im Hinblick auf diese unsere sittliche Bildung von vorn und auf einem freien Grunde aufführen; sondern von Seiten des Zu-regelnden und selbst von Seiten Desjenigen, welches diese regelnde Macht ausüben soll, sind wir an das bisher in uns Gebildete in seiner vollsten (qualitativen und quantitativen) Individualität gebunden. Aber nur um so mehr müssen wir es uns am Herzen sein lassen, uns der in dieser Hinsicht vorliegenden Aufgabe mit ununterbrochener Sorgsamkeit zu unterziehn, und in die Lösung derselben nicht nur alle die Energie und Erregtheit des Moralischen, welche wir durch unsere bisherige Entwickelung als inneren Besitz erworben haben, sondern auch die möglich-vollkommenste Einsicht über alle Bildungsverhältnisse des Sittlich-Normalen und des Sittlich-Abweichenden hineinzulegen.

Uebrigens aber sind die beiden Zeiträume, der des Gebildetwerdens und der der Selbstbildung, keineswegs so bestimmt gegen einander geschieden, wie man wohl vorausgesetzt hat. Durch das ganze Leben hindurch, bis zu dessen letztem Augenblicke, bilden andere Menschen, und bildet, durch diese und in den manigfachsten anderen Formen,

die

die Vorsehung an uns. Auf der anderen Seite aber (wenn wir einen weiteren Gesichtspunkt fassen) wirkt der Mensch schon vom zweiten Lebensaugenblicke an (sobald nur überhaupt etwas in ihm gebildet ist) auf sich selber für die weitere Fortbildung ein, wenn auch fürerst nur noch unbewußt und instinktartig: vermöge der Anziehungs-, Ausgleichungs- und Strebungsverhältnisse Desjenigen, was sich in seiner Seele angelegt findet. Alle bewußte und absichtliche Wirksamkeit der späteren Zeit ist nicht nur im Allgemeinen eine Fortsetzung jener instinktartigen, erfolgt nicht nur nach den gleichen Grundgesetzen und Grundverhältnissen, sondern entwickelt sich auf denselben (substantiellen) Grundlagen, welche nur durch An- und Aufbildungen modificirt sind*); und wir haben demnach in unserer gesammten moralischen Bildung nur eine einzige, dem Allgemeinsten nach gleichartige und stätige Entwickelungsreihe, mit fortwährender Erhaltung des Früheren.

Diese Betrachtungen führen uns hinüber zu dem Letzten, was uns noch als Aufgabe vorliegt: zu einem bestimmter ausgeprägten Ueberblick über das Zusammenwirken des Inneren und des Aeußeren für die moralische Fortbildung.

*) Man vergleiche über dieses interessante Verhältniß die in meinen „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 274 gegebenen Erörterungen.

Fünfter Abschnitt.

Ueberblick über das Zusammenwirken des Inneren und des Aeußeren für die moralische Fortbildung.

Der Mensch (dies hat sich uns bereits früher mit Bestimmtheit herausgestellt) ist moralisch-indifferent geboren, und wird demnach, was er moralisch wird, im Ganzen und Großen durch seine Bildungsverhältnisse. Aber wir wissen ebenfalls schon, daß man sich hüten muß, dies auf einzelne Momente des späteren Lebens anzuwenden. Vielmehr ist da das Aeußere für sich allein sehr unmächtig. Es kann nichts thun, als entweder elementarische praktische Gebilde erzeugen, oder das Innerlich-Gegebene in gewissen Verbindungen zum Bewußtsein erregen. Aber die Veränderung durch das Erstere ist im weiter vorgeschrittenen Leben, in Vergleich mit dem sonst innerlich Gebildeten, jedenfalls eine sehr unbedeutende. Eine Lust, eine Unlust können in uns nur entstehn, inwieweit wir Empfänglichkeit dafür hinzubringen; und die

Stärke, in welcher sie gebildet werden, wird beinah ganz durch die von innen her hinzugebrachte Angelegtheit bestimmt, zu deren zahlreichem Aggregate die jetzt neu gebildete sinnliche Empfindung nur einen geringen Zuwachs bedingt. Die Erfolge der zweiten Art, die Erregungen der innerlich begründeten Motive in gewissen Verbindungen, sind natürlich noch weit vielfacher durch Dasjenige bedingt, was der Mensch bereits ist. Hiebei kommen nicht nur (wie im vorigen Falle) die Maße Dessen in Betracht, was zunächst aus dem Inneren hinzufließt, sondern auch die Maßverhältnisse Dessen, worauf die aufgenommene Erregung übertragen wird, und die (nicht selten sehr zahlreichen) Verknüpfungsverhältnisse, vermöge deren diese Uebertragung geschieht. Durch alles dies zusammengenommen wird dann zunächst die praktische Erregung bedingt, welche den Mittelpunkt bildet für die jetzt eintretende moralische Entwickelung. Von da aber kann dann die Erregung weiter gehn: es können gleichgestimmte Gebilde hinzugeweckt werden, oder damit in Gruppenverhältnissen oder in Reihenverhältnissen verbundene (wie Vorstellungen von modificirenden Umständen, von Mitteln, von Erwartungen rc.), oder material-, oder formal-widerstrebende. Die hieraus für die moralische Fortbildung hervorgehenden Produkte können ebenfalls sehr mannigfaltig sein: neue Gruppen- oder Reihenverbindungen, welche in der Richtung zur Ausbildung der wahren praktischen Weltansicht liegen (Schätzungen oder Erstrebungen höherer Güter, höhere formale Gebilde, z. B. durch Erfahrungen von bisher ungekannten Gütern, bisher ungekannter Großmuth rc.), oder neue Genüsse irgend welcher Art, oder Verbindungen zwischen mehreren Interessen, welche vorher einzeln gegeben waren, oder Koncentrirungen derselben in der Richtung auf

Einen Punkt hin rc. Als wie bedeutend aber auch, in dem einen oder dem anderen dieser Verhältnisse, das neue Produkt erscheinen mag: bei tiefer dringender Prüfung wird es viel von dieser Bedeutenheit verlieren. In der ausgebildeten Seele, wo schon so Vieles, und mit so großer Stärke innerlich begründet ist, kann überhaupt nicht mit Einem Schlage etwas Bedeutendes entstehn. Was sich als solches darstellt, verdankt dies dem bei weitem größten Theile nach den darin eingegangenen Vorbildungen; und was für den oberflächlichen Beobachter durch das Aeußere gewirkt schien, zeigt sich in Wahrheit aus dem Inneren des Menschen heraus gewirkt, für welches durch jenes nur eine (für den Augenblick wenigstens) geringfügige Modifikation eingetreten ist.

Dies gilt nicht nur von den inneren Erregungen, sondern eben so auch von den Handlungen, zu welchen der Mensch durch die äußeren Umstände veranlaßt wird. Auch diese letzteren können nur offenbar machen, was innerlich verborgen gegeben war. Man vergleiche den Verbrecher, nachdem er das Verbrechen begangen hat, mit Dem, was er vorher war. Für die Anschauung anderer Menschen steht er freilich als ein durchaus verschiedener da; aber die innerlich für ihn eingetretene Veränderung ist nicht selten moralisch als null zu betrachten, und jedenfalls für den gegenwärtigen Augenblick sehr unbedeutend. Gesetzt auch, daß er ohne die vorliegenden, vielleicht ganz ungewöhnlichen Umstände niemals dazu gekommen wäre, ein solches Verbrechen zu begehn: er konnte es doch nur begehn unter der Bedingung, daß demselben entsprechende Motive in ihm gegeben waren; und er würde also, auch ohne daß er es begangen hätte, innerlich eben so schlecht ge-

wesen sein, als er unmittelbar nach dem Begehn desselben ist*). Alles Thun also, zu welchem uns die äußeren Umstände veranlassen, hat eine moralische Wichtigkeit nur, inwiefern es den Weg bahnt für gewisse innere praktische Entwickelungen, oder bestimmter, für die Begründung neuer Schätzungen und Strebungen, welche, vermöge ihres Hinzukommens zu dem früher in uns Begründeten, moralisch förderlich oder verderblich für uns werden.

Daher auch das gleiche Thun (das auf ein Qualitativ-Gleiches gehende) gleichwohl entgegengesetzte moralische Wirkungen haben kann. Warum ist es z. B. nicht Dasselbe, wenn Jemand dafür thätig ist, sich selber, als wenn er thätig ist, Anderen gewisse niedere Genüsse (des Geschmacksinnes 2c.) zu verschaffen? — Wenn diese gleich niederer Art sind, sollte man denken, müßte auch der moralische Charakter der Handlung der gleiche sein. — Unmittelbar allerdings: denn an und für sich hat es ja doch keinen höheren Werth, daß ein Anderer zu einem solchen niederen Genusse gelange, als daß wir selber. Aber für die weitere Fortwirkung ergiebt sich der bedeutende Unterschied, daß im ersteren Falle für uns keine neue Lustempfindung dieser Art, und also auch kein Anwachsen des auf diese Lust sich beziehenden Aggregates von Schätzungen und Strebungen entsteht; und in dieser Hinsicht also ist das Thun in diesem Verhältnisse für uns moralisch unbedenklicher**).

*) Man vergleiche die Band I, S. 508 ff. hierüber mitgetheilten Erörterungen.

**) In uns also entsteht dadurch keine weitere sittliche Abweichung. Aber vielleicht in den Anderen, zu deren Gunsten unser Thun geschieht, z. B. in Kindern, welchen dieser Ge-

In dieser Weise also wird im ausgebildeten Menschen die moralische Fortbildung wenig oder nicht durch Das bestimmt, was er von **äußeren** Umständen aus **äußerlich** zu thun veranlaßt wird. Das Bestimmende dafür ist dem bei Weitem größeren Theile nach **das Innere des Menschen**, welches, von dem Aeußeren nur im Allgemeinen in Bewegung gesetzt, die sittliche Entwickelung in dem ihm eigenen Charakter weiter fortleitet.

Treten wir nun auf die Seite des **Inneren** herüber, so macht sich Alles, was sich überhaupt als Faktor für das Leben der Seele ergiebt, auch als Faktor für die moralische Fortbildung geltend. Wir haben die **stete Anbildung freier Urvermögen**, haben die Grundgesetze der psychischen Entwickelung: das **Zurückbleiben von Spuren**, die **Anziehung des Gleichartigen**, die **allgemeine Ausgleichung**; und neben diesem Allen die **allgemein-menschlich-gleiche Prädetermination des Moralisch-Normalen**.

Die **Anbildung freier Urvermögen** ist der innerste Lebensproceß der Seele. Nur vermöge ihrer können Eindrücke aufgenommen und angeeignet werden: für die praktische Bildung, wie für die theoretische. Außerdem aber

---

nuß von ihren Aeltern zu häufig geboten wird. Auch in Beziehung darauf also müssen wir vorsichtig sein. Man denke z. B. an unverständig gespendetes Lob. — Der Lehrer, welcher das seinige **gleichmäßig** unter eine **größere Anzahl** von Schülern vertheilt (versteht sich, die es überhaupt verdient haben), wird sie nicht lobsüchtig machen.

werden durch die freien Urvermögen alle inneren Anstöße gewirkt. Auch für die moralische Entwickelung insbesondere aber ist die fortwährende Anbildung derselben von der höchsten Bedeutung: namentlich, indem daraus die Nothwendigkeit hervorgeht, daß dieselbe ununterbrochen in irgend einer Richtung zum Höheren fortschreite. Allerdings schließt sich die praktische Ausbildung an die Bildungsverhältnisse an: indem sie durch die Spuren geschieht, welche die von diesen aus erregten Entwickelungen im Inneren der Seele zurücklassen. Aber die menschliche Seele ist kein Kunstwerk, welches auf die bildende Hand des Künstlers wartete, und so lange diese davon fern bliebe, unverändert ruhte. Sie ist durch und durch lebendig: indem sich fortwährend neue Urvermögen erzeugen, muß auch, auf der Grundlage dieser, in jedem Augenblicke etwas in ihr gebildet werden; und falls dieselben nicht für Vorstellungen verwandt werden, etwas Praktisches. Da ist es nun unstreitig: inwieweit dieses nicht innerhalb der richtigen Werthschätzung liegt, oder in dieser weiterführt, insoweit muß es eine Abweichung begründen; ein Mittleres giebt es nicht. Werden die freien Urvermögen nicht in der Richtung zum Höheren erfüllt oder ausgebildet, so werden sie im Charakter des Niederen ausgebildet. Besitzt der Mensch nichts Edleres, für welches er lebt, so wächs't das Unedlere an: die sinnlichen Begierden greifen um sich, und er wird immer mehr und mehr in ihre Fesseln geschlagen; oder es entstehn übermäßige äußere Thätigkeit, übermäßige Selbstschätzung, oder auf der anderen Seite thörichte Selbstquälerei &c. Also noch entschiedener vielleicht, als in einem anderen Verhältnisse, worauf man dieses Wort angewandt hat, heißt es hier: daß, wer nicht vorwärts

geht, nothwendig zurückgehn muß. Der Mensch muß so vollkommen werden, als es auf der Grundlage der ihm angeborenen und anwachsenden Kräfte irgend möglich ist; jedes Zurückbleiben in dieser Beziehung bringt nothwendigerweise auch einen moralischen Auswuchs mit sich.

Die Art und Weise des Fortschreitens nun ist eben durch die allgemein-menschlich-nothwendige Prädetermination gegeben, welche daher insofern mit der Anbildung der freien Urvermögen in genauem Zusammenhange steht. Die moralische Norm [wie wir uns überzeugt haben*)] ist keineswegs etwas der menschlichen Natur Fremdartiges, sondern fällt mit den tiefsten Grundverhältnissen derselben zusammen. Sie ist die vermöge dieser tiefsten Grundverhältnisse dem Menschen natürliche, und einzig natürliche, wenn sie auch allerdings, in Folge der durch andere Bildungsverhältnisse entstehenden Aufbildungen, vielfach nicht ausgebildet wird. So lange also noch nichts Moralisch-Abweichendes entstanden ist, braucht die Entwickelung nur auf dem natürlichen Wege fortzugehn. Die höheren Interessen entstehn durch Zusammenbildungen des Niederen: die geistigeren durch Verschmelzungen des Gleichen, die umfassenderen durch Gruppirungen und Aneinanderreihungen des Verschiedenartigen. Für die Erzeugung der höheren praktischen Gebilde müssen demnach die niederen vorhanden sein, aber nicht selbstständig bleiben, sondern theils untergeordnet, theils angemessen verarbeitet werden; und dies geschieht auch nach dem natürlichen Gange der Entwickelung wirklich, wenn nicht auf einzelne Steigerungen oder Herabstimmungen sich

*) Vgl. besonders Band I., S. 89 ff., 219 ff. und 231 ff.

beziehende Gebilde zu vielfach producirt und reproducirt worden sind, und in Folge dessen die praktische Entwickelung bei ihnen fixirt wird. Das Geistigere und das Umfassendere schließen ja ihrer Natur nach eine höhere Steigerung in sich; mit dieser werden sie sich, sobald sie einmal in angemessener Vollkommenheit gebildet worden sind, für die Schätzung und für das Begehren geltend machen; und so ist denn ihre Ueberordnung schon unmittelbar durch ihre Existenz entschieden.

Hiezu kommt überdies noch, in eben so wesentlicher Prädetermination, der Proceß der Idealisirung*). Was einen geringeren Grad der Steigerung enthält, läßt auch eine schwächere Spur zurück im inneren Seelensein. In Folge hievon tritt es, dem natürlichen Gange der Entwickelung gemäß, für die Reproduktion in den Hintergrund; während die Gebilde von höherer Steigerung auch höher gesteigert reproducirt werden, und vermöge dessen in den Vordergrund treten. So bilden sich in der gesunden Seele Ideale aller Art: das Ungünstige und Mangelhafte wird verwischt und überdeckt, während das Vollkommnere immer reiner hervorgebildet wird, und zu Gebilden von höherer Steigerung verschmilzt. So geschieht es natürlicherweise, wenn nicht das Mißgestimmte zu vielfach erzeugt wird: wo denn die anfangs äußerliche Mißstimmung dem Menschen immer mehr innerlich, und vielleicht zur Grundwurzel für das Böse werden kann**). — Inwieweit sich die Ideale in Verbindung mit freien Urvermögen bilden, schließen sie zugleich ein lebendiges Aufstreben zu ihrer Verwirklichung,

---

*) Vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie", S. 184 f.

**) Vgl. oben S. 495 ff. und Band I., S. 296 ff.

und wenn sie sich auf moralische Vollkommenheiten beziehn, zur Fortführung der praktischen Entwickelung in der Richtung der durch sie bezeichneten Zielpunkte in sich.

Aber diese Prädetermination von den tiefsten Grundverhältnissen der menschlichen Seele her ist eben nur Prädetermination, nicht Präformation. Die Fortentwickelung zu den bestimmten Zielpunkten hin kann unterbrochen und abgelenkt werden, indem sich Anderes übermächtig dazwischenstellt. Wir müssen dieses schon mehrfach betrachtete wichtige Verhältniß auch aus dem jetzigen Standpunkte noch einmal einer genaueren Betrachtung unterwerfen.

Auch bei den Pflanzen und den Thieren läßt sich eine solche Prädetermination nachweisen, welche nach den Umständen verwirklicht oder nicht verwirklicht wird; und so weit diese reicht, haben wir auch bei diesen niederen Wesen, wenn gleich nur ferne Analogien des Moralischen *). Bei den Pflanzen stellt sich uns, vom ersten Keimen des Samens bis zur Erzeugung der Blüthe und Frucht, eine bestimmte Reihenfolge von Entwickelungen dar, von denen jede folgende vollkommener ist als die vorangegangene. Ohne daß die späteren Gebilde präformirt wären in den früheren, bilden sie sich aus diesen hervor vermöge der allgemeinen Entwickelungsgesetze dieses organischen Wesens, oder vermöge der in und mit diesen gegebenen Prädetermination. Geht die Entwickelung ungestört fort bis zu ihrem Zielpunkte, so wird das Prädeterminirte verwirklicht; treten dafür Störungen ein, so wird es, ungeachtet jenes Bedingtseins durch die allgemeinen Entwickelungsgesetze, nicht verwirklicht. Wenn

*) Man vergleiche hiemit das aus einem anderen Gesichtspunkte S. 415 ff. Bemerkte.

ich die Knospe, indem sie sich öffnen will, verstümmle, oder eine Pflanze, welche, um zur Blüthe zu gelangen, der Temperatur des Juli bedarf, künstlich in der des April oder Mai erhalte: so erreicht sie ihre Bestimmung nicht. Nicht nur dies aber, sondern dieses Nicht-Erreichen kann auch innerlich begründet sein, in einer auf das Niedere koncentrirten, und die Tendenzen zum Höheren hin lähmenden Verderbtheit: wie wenn eine Pflanze nicht zur Blüthe kommt, weil die Blätter-bildenden Triebe zu stark in ihr entwickelt sind. Und hierin eben ist uns eine ferne Analogie des Unmoralischen gegeben. Eben so bei den Thieren, dem edlen Jagdhunde z. B., der sich nicht zum Jagen ausbildet, weil durch Verweichlichung und übermäßige Nahrung die Strebungskräfte des vegetativen Lebens eine Uebermacht gewonnen haben, welche die höheren Strebungskräfte nicht aufkommen läßt; und in unzähligen ähnlichen Fällen.

Wie unterscheiden sich nun die Prädetermination des Menschen zum Moralischen, und die für diese eintretenden Störungen, von den bei diesen untergeordneten Wesen gegebenen? — Man könnte zuerst, im unmittelbaren Anschließen an die so eben angeführten Beispiele, antworten: dadurch, daß bei diesen untergeordneten Wesen keine Wahl und keine willkührliche Selbstbestimmung, kein eigentliches Handeln Statt findet, wie bei dem Menschen. Aber eine genauere Beleuchtung durch eine tiefer dringende psychologische Zergliederung zeigt uns unwidersprechlich, daß diese Vorzüge, wie bedeutend und werthvoll sie auch überhaupt sein mögen, doch in Bezug auf das vorliegende Verhältniß nur als Nebenvorzüge anzusehn sind. Der Vorzug der Wahl oder der Willkühr wird nur dadurch herbeigeführt, daß der Mensch Bewußtsein entwickelt, und also

auch das Neben- und Gegen-einanderaufstreben edlerer und unedlerer Triebe, so wie die Selbstbestimmung durch diese oder jene, im Lichte des Bewußtseins erfolgen. Sonst aber finden sich die Verhältnisse des Neben- und Gegen-einanderaufstrebens, und die Bestimmung aus dem Innersten heraus, bei der Pflanze und dem Thiere in den vorher angeführten Fällen eben so; und auch bei ihnen erfolgt die Bestimmung durch Das, was sie innerlich sind. Indem der Hund, irgendwie zur Jagd oder zu anderer kräftigerer Thätigkeit aufgefodert, das träge Vegetiren vorzieht, bestimmt er sich hiezu selber, aus der inneren Verderbtheit seiner Triebe heraus; und nicht weniger ist es eine Selbstbestimmung, wenn die Pflanze, ungeachtet der linderen Lüfte und der sonst günstigen Potenzen, welche sie zur Erzeugung von Blüthen und Früchten einladen, bei der Blätterbildung verharrt. Im Lichte des Bewußtseins und des längeren Verbleibens bei diesem Neben- und Gegeneinander gewinnt dies freilich ein anderes Ansehn; aber das Wesentliche, das Grundverhältniß ist durchaus dasselbe, wie bei der menschlichen Wahl und Willkühr.

Zu einem ähnlichen Ergebnisse kommen wir in Bezug auf das Handeln. Allerdings (wie wir uns schon früher*) überzeugt haben) ist dieses nicht bloß für die Herrschaft des Menschen über die Außenwelt von Wichtigkeit; sondern auch für die innere, und insbesondere für die moralische Entwickelung des Menschen kann es von großer Bedeutung werden: indem es, absichtlich oder unabsichtlich, den Weg bahnt zur Erzeugung neuer praktischer Gebilde. Aber dieselben Gebilde, wie sie hiedurch erzeugt werden, hätten doch

(* Vgl. S. 513 u. 517, auch Band I., S. 444 ff.

im Allgemeinen auch vermöge anderer Verhältnisse und unabhängig von unserem Handeln entstehn können. Die sinnlichen Genüsse, die Lobsprüche, welche sich Jemand durch ein absichtliches Hinarbeiten darauf verschafft, hätten ihm eben so wohl freiwillig von Anderen entgegengebracht werden können; der Muth, die Standhaftigkeit, die Seelenstärke und unerschütterliche Willenskraft, die er künstlich für sich zu vermitteln gewußt hat, hätten ihm auch durch das Schicksal von selbst, und vielleicht mit seinen sonstigen Wünschen im Gegensatz, als Aufgabe gestellt und vermöge dessen angebildet werden können rc. Die Verschiedenheit also, welche für die innere moralische Entwickelung durch die Fähigkeit zum Handeln bedingt wird, ist, wenn sie auch im Einzelnen und zufällig bedeutend werden kann, doch im Allgemeinen und wesentlich nur eine unbedeutende, und auf keinen Fall geeignet, als Hauptmoment für die Charakteristik der menschlichen Fortbildung in Vergleich mit der Fortbildung niederer Wesen aufgeführt zu werden*).

Von Seiten des Aeußeren nun stellt sich hiefür auf den ersten Anblick heraus, daß die Prädetermination der menschlichen Entwickelung nicht eine so streng und einfach bestimmte ist. Auf die Pflanze wirkt eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl von äußeren Potenzen, und

*) Uebrigens gehen das Bewußtsein und das Handeln aus eben den Qualitäten hervor, welche wir später als Hauptmomente hiefür erkennen werden: jenes aus der höheren Kräftigkeit der Urvermögen, dieses aus eben dieser in Verbindung mit der höheren Individualisation derselben; m. vgl. mein „Lehrbuch der Psychologie", S. 57 f. und 145 ff., so wie die dort aus meinen „Psychologischen Skizzen" angeführten Stellen.

in bestimmter Reihenfolge, wie dieselbe durch den Fortschritt des Jahres bedingt ist, ein; auf den Menschen eine unendliche Anzahl, ohne bestimmte Reihenfolge, und also unendlich vieler verschiedenen Verhältnisse des Zusammen und des Nachher fähig. Daher denn auch die Entwickelung dort im Allgemeinen einem streng bestimmten Typus folgt, hier einer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit möglicher Variationen unterliegt.

Verfolgen wir dies nun weiter, so zeigt sich, daß dieser ungleich größeren Mannigfaltigkeit der äußeren Prädetermination eine gleich große der inneren entspricht. Diese ist theils schon ursprünglich gegeben: durch die größere Vielfachheit und Individualisation der dem Menschen wesentlichen Grundsysteme und der Eindrücke, welcher dieselben fähig sind; theils ist sie eine erst später werdende, vermöge der zahlreicheren und vollkommneren Ansammlung von Spuren, zu welcher der Mensch durch die größere Kräftigkeit seiner Urvermögen in den Stand gesetzt wird. Beide stehn schon von Anfang an im innigsten Zusammenhange mit einander: denn auch innerhalb des Menschen selbst, zeigt die Kräftigkeit eine sehr bedeutende Abstufung, und auch in dieser Beziehung also sind die verschiedenen Grundsysteme bei ihm ungleich mannigfaltiger individualisirt*). Vermöge des Zusammenwirkens beider aber wird für den Menschen eine unendlich reichere und vollkommnere Ausbildung möglich. Es sammeln sich Spuren an ins

*) Man vergleiche über diese tiefsten Grundeigenthümlichkeiten des menschlichen Seins meine „Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 102—10.

Unendliche, welche, ungeachtet aller Verbindungen, die sie, ebenfalls in unendlicher Mannigfaltigkeit, mit einander eingehn, doch auf der anderen Seite gewissermaßen von einander gesondert bleiben, und die Bestimmtheit, in welcher sie ursprünglich ausgebildet worden sind, behalten. Vermöge eben dieser Ansammlung der Spuren bildet der Mensch Bewußtsein, und neben den sinnlichen Entwickelungen und den Reproduktionen derselben (welche letzteren doch immer noch, mehr oder weniger, das Gepräge des Sinnlichen wiedergeben) geistige Entwickelungen aus, welche in jedem Grade durch Gruppirungen und Aneinanderreihungen an Umfang, und durch gleichartige Verschmelzung an Höhe des Geistigen wachsen können*). In enger Verbindung hiemit steht es ferner, daß bei'm Menschen Aeußeres und Inneres bestimmter auseinandertreten (bei den Thieren, und noch mehr bei den Pflanzen, erscheinen sie beinah unterscheidungslos), und daß er, vermöge der bestimmteren Associationen zwischen beiden, und der eben bezeichneten Steigerung zur Geistigkeit, in den Stand gesetzt wird, fremde innere Entwickelungen ins Unendliche hin in sich nachzubilden, und hiedurch seine eigene geistige Entwickelung zu befruchten und zu beschleunigen. Endlich ist der Mensch nicht in dem Maße den äußeren Potenzen hingegeben. Schon seine elementarischen Vermögen bringen denselben eine größere Kräftigkeit entgegen, vermöge deren er nicht so leicht von ihnen überwältigt wird; und durch die in so hohem Maße vollkommnere Ansammlung der Spuren wird diese Kraft des Widerstandes zu einer immer

---

*) Man vergleiche hierüber meine „Psychologischen Skizzen", Band II., S. 395 ff. und 168 ff.; auch S. 116 ff.

entschiedeneren Selbstständigkeit, welche ebenfalls eines Wachsthums ins Unendliche hin fähig ist*).

Durch alles Dies zusammengenommen nun bildet sich der Gegensatz zwischen dem Höheren und dem Niederen in den Formen der Werthschätzung und des Strebens, in welchem das Wesen des Moralischen besteht, ungleich mannigfaltiger und in ungleich größeren Abständen aus. Auch bei den Pflanzen und bei den Thieren (wie wir bemerkt haben) giebt es einen solchen Gegensatz; und auf der Grundlage dessen entwickelt sich, so weit es die Unvollkommenheit des Bewußtseins gestattet, bei den letzteren, und selbst gewissermaßen bei den ersteren, etwas dem „Du-sollst" des moralischen Gebotes, wenn auch nur von fernher Analoges. Aber diese Entwickelung verhält sich zu der im Menschen, wie ein schwacher Schatten zu dem wirklichen Gegenstande. Die Grundsysteme des thierischen Seins stehn einander qualitativ und quantitativ (in Hinsicht der Abstufungen der Kräftigkeit) so nahe, und sind, wegen des allgemeinen geringen Maßes von Kräftigkeit, selbst in dem längsten Leben und (wenn wir uns den Thieren gegenüber dieser Worte überhaupt bedienen dürfen) unter den reichsten und bewegtesten Bildungsverhältnissen nur einer so geringen Fortbildung fähig, daß Höheres und Niederes nur wenig auseinandertreten**), und die Mannigfaltigkeit wenig Umfang gewinnt.

---

*) Vergl. hiezu oben S. 418 ff.

**) Das Höchste in ihnen sind die Zuneigungen zu Menschen: wobei gleichsam das höhere geistige Sein dieser in der Art steigernd zu ihnen hinüberwirkt, wie zwischen den geistig höher und den weniger hoch gebildeten Menschen. Von der Wirksamkeit dieser Zuneigung auf das Leben der Thiere giebt es bekanntlich manche rührende Beispiele.

gewinnt. Noch weniger bei den Pflanzen, wo ja die Entwickelung, wenn keine Störung eintritt, beinah nur in Einer Linie fortgeführt wird. Bei dem Menschen dagegen kann sie, vermöge der in der That unendlichen Mannigfaltigkeit, welche für die weiter vorliegenden Kombinationsverhältnisse gegeben ist, von jedem Punkte aus nach den verschiedensten Richtungen fortgehn; und das Höchste erhebt sich über das Niedrigste in einem Abstande, welcher kaum noch einen Vergleich zwischen ihnen gestattet, und mit so unzähligen Abstufungen dazwischen, daß die ununterbrochenste Anstrengung eines ganzen Lebens nicht hinreichen würde, sie einzeln erschöpfend darzustellen.

An diese Vorzüge der menschlichen Entwickelung aber schließen sich dann freilich auch manche Nachtheile an. Die ungleich höhere innere Prädetermination kann eben deshalb, weil sie eine so ungleich höhere ist, weit schwerer und nicht mit der Sicherheit, wie jene niederen, erreicht werden. Dabei wirken die äußeren Potenzen nicht in einer so bestimmten Reihenfolge ein, daß die stetige Verarbeitung des Niederen zum Höheren gesichert würde; und damit das Letztere in der Ausdehnung und in dem Grade, wie es die menschliche Bestimmung mit sich bringt, erzeugt werden könne, müssen die niederen Gebilde in weit größerer Vielfachheit entstehn: was dann, wie wir gesehn, bei jeder Hemmung in jener Verarbeitung zu moralischen Abweichungen führt. Die verschiedenen Formen des Fortschrittes sind auch hier (wie wir uns überzeugt haben) durch die (geistige) Natur selbst allgemein gegeben: die Ausbildung der höheren Arten der Interessen durch die Anziehung im Verhältniß der Gleichartigkeit, und die Hervorbildung des

höher Gesteigerten für die Ideale, das Anwachsen der Ausdehnung durch die fortwährende Aneinanderreihung des Neu-Gebildeten an Früher-Gebildetes; der Fortschritt in formaler Beziehung endlich dadurch, daß sich die Anziehung im Verhältniß der Gleichartigkeit und die Hervorbildung des Höheren auch für die moralischen Formen geltend machen, und in Folge dessen diese gesondert und zu höheren Steigerungsgraden emporgebildet in die Entwickelung eintreten. Für die Bewirkung einer in jeder Beziehung moralisch-untadelhaften Ausbildung also käme es lediglich darauf an, daß der Seele von Seiten der Bildungsverhältnisse in jedem Augenblicke Dasjenige dargeboten würde, was sie, im Anschließen an ihre bisherige Ausbildung, zur Erreichung des zunächst vollkommneren Grades bedürfte: so daß sie also durch dieselben in ihrer Entwickelung ununterbrochen fortgeführt würde, ohne doch auf der anderen Seite übertrieben oder überspannt zu werden. Ueberdies (wie wir uns schon mehrfach zu überzeugen Gelegenheit gehabt haben) erweis't sich die höhere Kräftigkeit der menschlichen Seele auch darin wirksam, daß diese durch die früher erworbene und innerlich aufbehaltene Vollkommenheit in weit höherem Grade, als irgend ein anderes Wesen, die äußerlich ungünstigen Verhältnisse zu neutralisiren im Stande ist: die mangelhaften zu übertragen, die eine Ueberwältigung oder Verstimmung drohenden zurückzuweisen oder sich dagegenzustemmen. Dies macht sich für die moralische Entwickelung eben so wie für alle anderen Entwickelungsformen geltend. Aber dieselbe Kräftigkeit, welche sich in allen diesen Beziehungen so günstig erweis't, kommt innerhalb gewisser Gränzen auch dem Niederen zu Gute, und kann vermöge dessen auch die Grundlage weit mannigfaltigerer

und weit größerer Abweichungen werden, als deren die Fortbildung irgend eines anderen Wesens fähig ist.

Erfolgten die Einwirkungen von Anfang an auf allen Punkten gleichmäßig: so müßte sich auch die innere Prädetermination in allen ihren Formen von selber hervorbilden. Aber dies geschieht bekanntlich meistentheils nicht; und nach Maßgabe davon, wie es nicht geschieht, wird die normale Entwickelung mehr oder weniger gestört. Auch die Natur der moralischen Abweichungen*) läßt sich leicht in Analogie mit anderen Naturentwickelungen bestimmen. Die sittliche Rohheit ist eine zurückgebliebene Ausbildung: indem die Kombinationen, welche zur Erreichung der höheren Werthschätzungen und Strebungen erfoderlich gewesen wären, verhindert, oder doch wenigstens nicht gefördert worden sind. Dabei kann jedoch unter den praktischen Weltauffassungen, welche überhaupt entstanden sind, selbst eine gewisse Harmonie (eine richtige Abstufung und angemessene Gruppirung) gegeben sein: es fehlen nur die Glieder, welche nöthig wären, um dem Ganzen einen edleren, einen im höheren Sinne menschlichen Charakter zu verleihen. Dagegen wir bei der zu hohen Werthschätzung, bei der Hingegebenheit an die Begierde, so wie bei der Selbstbeschränktheit und Selbstsucht eine positive Verkrüppelung haben: indem einzelnes Niederes zu vielfach angebildet, oder in Bezug auf dieses eine Exkrescenz entstanden ist. Das Böse endlich in allen seine Formen ist eine Verderbniß anderer Art, die noch mehr in die Tiefe greift: die innerste Lebensentwickelung zerstört, indem es ein

---

*) Vgl. Band I, S. 253 ff.

derselben feindliches, unnatürlich verzerrtes Leben an deren Stelle setzt.

Um jedoch die moralische Fortbildung vollständig zu würdigen, müssen wir noch zwei Gesichtspunkte hinzunehmen.

Zuerst: die Prädetermination, durch welche das Moralische bestimmt wird, geht zunächst auf die Abstufung der gegenständlichen Steigerungen und Herabstimmungen, und der sich an diese anschließenden Strebungen und Widerstrebungen, mit Einem Worte auf Dasjenige, was man „materiale Principien" genannt hat. Sind diese der durch jene Prädetermination bedingten Norm gemäß gebildet, so ist der Mensch sittlich-untadelhaft; und wir haben deshalb, Kant's Behauptung gegenüber, den Satz aufstellen müssen, daß allerdings auch aus lebendig-frischen Neigungen ein wahrhaft tugendhaftes Handeln hervorgehn kann: sobald nämlich diese Neigungen durchgängig der allgemein-menschlich-gültigen Norm gemäß gebildet sind, und daß diese (unreflektirte) Tugend der aus der Achtung vor dem moralischen Gesetz entspringenden (der reflektirten) an und für sich an Werth gleich ist*). Aus diesem Gesichtspunkte also könnten die formalen oder reflektiven Motive gewissermaßen als überflüssig, als ein Luxus angesehn werden. Schon durch die Natur der Sache selbst ist das Bessere zugleich auch als das Höhere oder Stärkere bedingt, und wird sich, sobald es nur überhaupt gebildet ist, in dieser Art wirksam erweisen.

Fassen wir jedoch das in der Erfahrung Vorliegende specieller auf, so stellt sich das Verhältniß ganz anders. Die wirkliche Ausbildung der durch die tiefsten Grundlagen der

---

*) M. vgl. hierüber Band I., S. 94 ff. und 399 ff.

menschlichen Natur bestimmten Norm unterliegt so vielen Wechselfällen, daß Abweichungen davon in der einen oder der anderen Art als unvermeidlich angesehn werden müssen. Diesen gegenüber also zeigen sich die formalen Motive als nothwendige Rektifikatoren. Während sie allerdings, so lange und so weit die auf gegenständliche Steigerungen und Herabstimmungen gerichteten Neigungen normal gebildet sind, allenfalls entbehrt werden können, müssen sie, in dem Maße, wie sich vielfachere und größere Abweichungen vorfinden, wenn die Sittlichkeit erhalten werden soll, in größerer Stärke vorhanden sein, und mit einer Art von Allgegenwart hinzugebracht werden*). Hiezu kommt, daß die formalen Gebilde allein einen bestimmten oder specifischen moralischen Charakter haben. Die Erzeugung von Schätzungen und Strebungen, und die Begründung neuer Angelegtheiten für dieselben vermöge der davon zurückbleibenden Spuren, hat, wie hoch auch die Werthe liegen mögen, auf welche sie sich beziehn, immer etwas Moralisch-Unsicheres. Kommen sie zu Aggregaten hinzu, welche schon ein Zu-viel enthalten, oder doch in der Richtung zu einem solchen liegen, so wird dadurch eine moralische Abweichung begründet. Man denke an alle Arten schwächlicher Vorliebe, oder an die Ueberspannung der Vaterlandsliebe, welche zu Ungerechtigkeiten gegen fremde Völker verleitet**) rc. Es giebt

---

*) Eine rektificirende Wirksamkeit dieser Art ist jedoch nicht auf die abstrakten moralischen Normen beschränkt, sondern kann auch von solchen formalen Gebilden ausgeübt werden, welche in der Form persönlicher Vorstellungen gebildet sind, wie die Ideale, welche wir uns vorgesetzt haben, oder die Stimme der allgemeinen Meinung rc.

**) Vgl. oben S. 288 ff.

keine Schätzungen oder Strebungen dieser Klasse, deren Erzeugung als in jedem Falle entschieden moralisch-förderlich angesehn werden könnte: derselbe Akt, welcher bei dem einen Menschen ein noch mangelndes Höheres begründet, begründet bei dem anderen, wo dieses bereits sehr vielfach erzeugt worden ist, etwas Moralisch-Fehlerhaftes. Die formalen Gebilde allein haben in dieser Hinsicht einen entschiedenen Charakter.

Aber freilich nur, wo sie richtig gebildet sind; und wie sie, bei ihrer ursprünglich adjektivischen Erzeugung, überhaupt nicht anders gebildet werden können, als aus materialen Gebilden heraus, nur inwieweit vorher richtig gebildete Motive dieser letzteren Art vorhanden sind. Inwieweit diese letztern zurückbleiben, oder inwieweit zwar höhere Werthschätzungen und Strebungen ausgebildet werden, aber zum Uebermaße anwachsen, werden auch die daraus hervorgebildeten formalen Motive den Charakter der Laxität oder der Ueberspannung an sich tragen*). Man denke etwa an die vielfachen Abweichungen, welche in beiden Richtungen bei der Ausbildung der Motive der Ehre entstehn. Ueberhaupt, da das Moralisch-Formale nicht, wie man bisher angenommen, angeboren oder im Angeborenen präformirt ist, sondern erst, im Anschließen an die bezeichnete Prädetermination, gebildet werden muß, unterliegt es nicht nur in Hinsicht seiner Höhe und seiner Ausdehnung, sondern auch in Hinsicht seiner sonstigen Qualitäten und seiner Stärkegrade, denselben Bildungsverhältnissen, wie irgend etwas Anderes in der Seele; und wir können seiner Vollkommenheit keineswegs ohne Weiteres sicher sein.

*) Vgl. hiezu oben S. 361 ff.

Auf der anderen Seite aber ist doch auch in dieser Hinsicht nicht ein gewisser ihm eigenthümlicher Vorzug zu verkennen. Für die Motive nämlich, welche auf gegenständliche Steigerungen und Herabstimmungen gehn, bilden sich moralische Abweichungen bei jedem Individuum immer wieder von Neuem durch die von seinen praktischen Lebensentwickelungen zurückbleibenden Spuren. Blicken wir in die Geschichte zurück: so zeigt sich allerdings ein vielfacher Wechsel, ein Steigen und Fallen in Hinsicht der verschiedenen Gattungen von Gütern und Uebeln, welche zu verschiedenen Zeiten zu viel oder zu wenig geschätzt worden sind. Aber im Allgemeinen ist sich das Verhältniß gleich geblieben; und es läßt sich auch für die Zukunft in dieser Beziehung kein wesentlicher Fortschritt erwarten. Fortwährend werden sich bei dem Einen diese, und bei dem Anderen jene Schätzungen und Strebungen zu stark oder auch zu schwach ausbilden. Anders dagegen in Hinsicht des Formalen oder der moralischen Normen. In den tiefsten Grundverhältnissen des menschlichen Seins begründet, kündigen sie sich in einem ganz eigenthümlichen Charakter an, und sind sie das einzige wesentlich-Gemeinsame.

Wenn sie gleich nur prädeterminirt sind, und also ebenfalls mannigfachen Wechselfällen der Ausbildung unterliegen, so macht sich doch diese Prädetermination, so lange es Menschen gegeben hat, und geben wird, im Allgemeinen in derselben ewig gleichen Form geltend; und dieser gegenüber können sich die mannigfach entstehenden Abweichungen nicht halten. Diese neutralisiren sich einander; und ungeachtet der Schwankungen und Verdunkelungen, welche allerdings auch für diese formalen Gebilde eintreten, zeigen sich doch dieselben immer wieder in der gleichen fest-bestimmten

Gestalt und in gleicher Klarheit. So ist denn kaum zu fürchten, daß sich, was sich einmal in einer gewissen Reinheit hervorgebildet hat, später wieder verlieren werde; und diese Gebilde bewähren sich in dem Maße, wie sie einmal erworben sind, in weit größerer Ausdehnung und Stätigkeit als bleibendes Erbtheil für die folgenden Generationen. In ihnen haben wir einen zusammenhängenden Faden, an welchem wir Jahrhunderte und Jahrtausende lang die moralische Entwickelung des menschlichen Geschlechtes verfolgen können, in wie verschiedenen labyrinthisch verwirrenden Richtungen sie auch von Seiten der materialen Motive fortgehn mag.

Dies führt uns unmittelbar hinüber zu dem zweiten Gesichtspunkte, welchen wir noch hinzunehmen müssen. Alle bisher betrachteten Bildungsverhältnisse nämlich werden dadurch verwickelter und in den mannigfachsten Beziehungen bedeutend modificirt, daß der Mensch die moralischen Gruppen- und Reihengebilde, welche er in sich ausbildet, nicht für sich allein, der Natur und den Schicksalen gegenüber, entwickelt, sondern neben und nach unzähligen Anderen, welche die von ihnen gebildeten Gruppen- und Reihengebilde auf ihn übertragen, und auf welche er die seinigen übertragen, und hiedurch fixiren kann. In dieser Weise steht er in den mannigfachsten Verhältnissen zu seiner Zeit und zu vergangenen Zeiten, zu seinem eigenen und zu fremden Völkern, zu seiner Familie, seinen Standes-, seinen Berufs- und Amtsgenossen, endlich zu Einzelnen, welche irgendwie auf ihn bedeutenderen Einfluß gewinnen. Hierauf beruht alle moralische Erziehung und Kultur, hierauf alle anderweitigen Traditionen von Sitten und Gebräuchen, von Neigungen, Grundsätzen, Tugenden, Lastern ꝛc. So pflanzen sich in

gewissen Familien, ja selbst in ganzen Völkern Wohlwollen, Mitleid, Höflichkeit, Gefälligkeit, Gastfreundschaft erblich fort; in anderen abstoßende Kälte, Stolz und Hochmuth, Feindseligkeit, Gehässigkeit aller Art.

Wir müssen uns auch hiebei hüten, die Wirksamkeit einzelner Uebertragungen zu überschätzen. Man nehme die Wirksamkeit des schlechten Beispieles. Die Nachbildung des Einen durch den Anderen kann unstreitig nur mit den inneren Angelegtheiten des Letzteren, und also nach Maßgabe der Beschaffenheit dieser geschehn; und insofern ist es im strengsten Sinne wahr, daß kein Beispiel Jemand schlechter (und eben so wenig besser) machen kann, als er schon vorher innerlich gewesen ist. Aber freilich ist dies nur wahr für den gegenwärtigen Augenblick. Das für diesen Unmächtige kann für den weiteren Erfolg eine bedeutende Macht gewinnen. Die auf das Schlechte gerichteten Schätzungen und Strebungen werden koncentrirt, die Angelegtheiten, die sich auf die (uns selber und Anderen) nachtheiligen Folgen des Handelns, so wie diejenigen, welche sich auf regelnde Normen beziehn, von der Erweckung ausgeschlossen. Erhält sich also diese Kombination, so wird dieselbe nicht nur das äußere Handeln bestimmen, sondern auch in derselben Richtung innerlich fortwachsen durch die Spuren, welche von den inneren Thätigkeitsentwickelungen, von den neu erworbenen Genüssen rc. zurückbleiben*).

Schlechte Beispiele können, wie alles Uebrige, für die Moralität nur gefährlich werden nach Maßgabe Desjenigen,

*) Man vergleiche hierüber oben S. 517.

was schon im Inneren des Menschen angesammelt ist. So weit der Mensch moralisch-normal gebildet ist, wird er das Unrichtige als solches empfinden und zurückweisen; und wiederholt sich das schlechte Beispiel öfter, so wird es ihn nur im Guten befestigen: indem sich ja auch die Reaktion dieses letzteren wiederholen, und hiedurch dasselbe an Bewußtseinsstärke, Bewußtseinsnähe und Festigkeit der Verknüpfung mit den Vorstellungen des Schlechten gewinnen wird. In dem Maße aber, wie der Mensch mit diesen einstimmig gebildet ist, weis't er es nicht zurück; und dann verdirbt es ihn: zunächst durch die innigere Koncentration, welche die sittlich abweichenden Gebilde gewinnen, und dann durch das Fortwachsen an Spuren, welches dadurch vermittelt wird, daß sie das innere und äußere Handeln bestimmen, und so Erfolge herbeiführen, welche ihnen homogen sind.

Man nehme zur genaueren Veranschaulichung ein einfaches Beispiel. Es läßt sich Jemand durch einen Anderen zum Spiele verleiten. Dies würde nicht geschehn sein, wenn nicht Schätzungs- oder Strebungsangelegtheiten von einer gewissen Stärke vorhanden gewesen wären: entweder für den Gewinn, und was durch diesen verschafft werden kann, oder für die das Spiel begleitenden Spannungen, oder für den dadurch gewährten Zeitvertreib (den damit verknüpften Verbrauch freier Urvermögen), oder für die Autorität des Verführers, oder für alles Dies zusammengenommen. Für den jetzigen Augenblick (wie wir gesehn) wird er nicht schlechter: wird nur Dasjenige in Wirksamkeit gesetzt, was er innerlich ist. Er spielt nun, und nachdem er vielleicht ein paarmal gewonnen, verliert er alles Gewonnene, und noch mehr dazu. Worauf wird es nun ankommen? Unstreitig darauf, in welchem Verhältnisse die bezeichneten Angelegtheiten zu den

auf die Schätzung und Widerstrebung des Verlustes sich beziehenden und zu anderen Motiven stehn, die auf Veranlassung davon hinzugeweckt werden können (zu denen der Ehre, der moralischen Normen, der Religion rc.). Sind die letzteren in angemessener Stärke begründet, so wird er nun aufhören, und vielleicht für immer aufhören; wenn die ersteren, so reißen ihn Hoffnung und Verlangen fort, die diesen homogenen Empfindungen werden fixirt und angesammelt, die entgegengesetzten nur schwach gebildet und nicht angesammelt; und der Spieler ist entschieden.

Oder man nehme ein anderes Beispiel: die Geringschätzung der Empfindungen und Interessen Derjenigen, welche niederen Ständen angehören, wie sie sich zuweilen bei Vornehmeren findet. Das schnelle Darüber-Hinweggehn und Nicht-Achten kann sich schon von der frühesten Jugend an den Kindern instinktartig anbilden; aber in jedem einzelnen Falle werden die übertragenen Gemüthsakte doch nur nach Maßgabe davon nachgebildet, wie dafür schon innere Angelegtheiten vorhanden sind (auf der Grundlage oder vermöge dieser); und findet sich das Richtige bereits anderweitig ausgebildet, z. B. durch eine Erzieherinn, welche als eine Fremde in eine solche Familie eingetreten ist, so wird das böse Beispiel nicht Wurzel fassen können.

In gleicher Art auch mit dem Moralisch-Lobenswerthen. Wir werden einem Menschen näher gebracht, welcher sich durch das reinste allgemeine Wohlwollen auszeichnet. Die Beobachtung seiner Handlungen, seiner Aeußerungen giebt uns zunächst nur ein äußerliches Vorstellen davon; und es wird also darauf ankommen, in welcher Vollkommenheit sich Dem entsprechende Schätzungen und Triebe

schon in unserem Inneren angelegt vorfinden. Nach Maßgabe hievon wird neben jenes äußerliche Vorstellen ein inneres treten, welches uns für diesen Augenblick nicht über den Grad von Moralität erhebt, welchen wir bereits besessen haben. Aber an die Kombination, welche in dieser Art gebildet worden ist, und sich vielleicht in kurzer Zeit, vermöge einer großen Anzahl von ähnlichen Anschauungen, auf das Vielfachste verstärkt und erweitert, kann sich dann eine sehr fruchtbare Fortwirkung anschließen. Eine in dieser Art begründete Kombination von Motiven wird ja einen bei Weitem größeren Einfluß auszuüben im Stande sein, als eine irgendwie abstrakt überlieferte. Denn nicht nur, daß die unmittelbaren Anschauungen des Thuns, der Stellungen, der Mienen, des Blickes, die unmittelbare Auffassung des Tons und der Modulationen der Stimme rc. eine Menge von näher liegenden und frischeren Wekkungselementen hinzugeben, wie sie für abstrakte formale Gebilde in keiner Art gewonnen werden können: so werden ja auch die Vorstellungen und sympathischen Nachbildungen der Umstände, auf Veranlassung deren die Handlungen und Aeußerungen eintreten (des Leidens, des Mangels, der Unwissenheit, des Aberglaubens, der sittlichen Schwäche rc., welchen dadurch abgeholfen oder Erleichterung verschafft wird), als sehr schätzbare Weckungsmittel mitwirken; und vermöge dessen kann, obgleich sich die Veränderung, welche jeder einzelne Akt des Beispiels hervorbringt, bei tieferer Erfassung als eine wenig entscheidende und scheinbar moralisch-indifferente darstellt, doch die Gesammtwirkung einer längeren Reihe von solchen Akten den Menschen zu einer sittlichen Höhe erheben, welche er ohne diese Hülfe nie zu erreichen im Stande gewesen sein würde.

Vergleichen wir in dieser Beziehung noch specieller die verschiedenen Formen des Sittlich-Abweichenden*): so ist es bemerkenswerth, daß sie gerade in dem Verhältnisse mehr ansteckend zu sein scheinen (und gewissermaßen auch wirklich sind), wie sie stärker von der sittlichen Norm abweichen. Im gewöhnlichen Leben freilich betrachtet man gerade die Form, welche die geringste Abweichung enthält, die sittliche Rohheit, als im höchsten Maße ansteckend. Aber was man da mit diesem Ausdrucke bezeichnet, sind nur die zu hohe Werthschätzung und das zu starke Erstreben gewisser niederer Vollkommenheiten, welche mit der Rohheit verbunden zu sein pflegen: einer gewissen Kraft des Auftretens, der Furchtlosigkeit, der rücksichtslosen Offenheit des Betragens ꝛc. Für die Uebertragung der eigentlichen sittlichen Rohheit müßte eine rückgängige Bewegung Statt finden (die schon erworbenen höheren Werthschätzungen wieder verloren gehn), und diese ist, nach den Grundsätzen des menschlichen Geistes, wenigstens direkt unmöglich. Eher überträgt sich schon die falsche praktische Weltansicht (die zu hohe Schätzung des Niederen); aber doch im Allgemeinen nicht so leicht, wie die Hingegebenheit an die Begierde. Jene kann ja auch unthätig, rein innerlich bleiben, wo sie dann nicht leicht Sympathie hervorrufen wird; dagegen diese, indem sie zu Handlungen, und zu gelingenden Handlungen treibt, vielfach auch Andere in eben dieser Richtung fortreißen und (vermöge der dadurch erworbenen Genüsse) fixiren wird. Noch größer aber ist unstreitig die Ansteckungskraft der Selbstbeschränktheit. Eine Isolation dieser Art von der einen

*) Vgl. Band I., S. 253 ff.

Seite wird fast nothwendig eine Isolation von der anderen Seite zur Folge haben. Zeigt sich endlich selbst hiebei die Ansteckung noch großentheils auf das Negative beschränkt, auf das Nicht-Achten der fremden Interessen: so finden wir bei dem Bösen eine Ansteckung von entschieden positivem Charakter. Was das Eigenthümliche desselben bildet*), die Unterlegung persönlich begründeter Trübungsgebilde unter die Vorstellungen des Anderen als regelnde Grundlagen, wirkt auch in diesem nach dem Verhältnisse der Gleichartigkeit fort; und bringt also derselbe nicht moralische Gebilde hinzu, welche ihn entschieden darüber erheben, so verfällt er in dieselbe Verstimmung. Wir haben also hier eine bestimmte Tendenz, welche gleichsam schon fertig auf den Anderen übertragen wird: während bei den übrigen Formen die Nachbildung nur Veranlassung zu einzelnen Genüssen, Begehrungen rc. giebt, welche erst in allmählicher Ansammlung, wo sie keinen inneren Gegensatz finden, zu sittlich-abweichenden Gebilden werden. Dies wird auch durch die unmittelbaren Erfahrungen augenscheinlich bestätigt. Die Ansteckungskraft des Bösen ergreift fast unwiderstehlich Tausende und Hunderttausende (man denke an die gegenseitige Erbitterung im Kriege und an bleibende Nationalfeindschaften), so daß nur Wenige ihr entgehn, während doch die sittlichen Abweichungen der anderen Formen, auch wo sie sich in den höchsten Graden ausgebildet haben, nicht selten ohne weitere Fortwirkung selbst auf die nächsten Umgebungen bleiben.

Dabei ist es jedoch nicht zu übersehn, daß, dem vorher

---

*) Vgl. oben S. 495 ff. und die dort aus dem Früheren angeführten Stellen.

im Allgemeinen Auseinandergesetzten gemäß, in allen diesen Fällen die Ansteckung nur da erfolgt, wo im Inneren des Menschen die erfoderlichen Vorbildungen vorhanden sind. Hieraus nun, und aus der zusammengesetzteren Bildungsform des Bösen, erklärt es sich, daß, ungeachtet jener größeren Ansteckungsmacht, die fortschreitende moralische Kultur dem Bösen in viel weiterer Ausdehnung und viel wirksamer entgegengearbeitet hat, als den übrigen Formen der sittlichen Abweichung. Vermöge der beinah gänzlichen Aufhebung der Selbstrache, welche die Uebernahme derselben durch den Staat zur Folge gehabt hat, und vermöge des immer ausgebreiteteren Verkehrs mit Menschen von den verschiedensten Eigenthümlichkeiten*), ist die Verstimmung, welche die Grundlage des Bösen ausmacht, in so enge Grenzen eingeschlossen worden, daß sich die Welt in dieser Hinsicht auf eine sehr erfreuliche Weise beinah gänzlich umgekehrt hat, während Thorheit und Genußsucht und Selbstbeschränktheit (wenn auch äußerlich in anderen Gestalten) doch noch immer nicht nur in der alten Weise, sondern auch ziemlich in denselben Graden, wie in früheren Zeiten, entstehn und sich fortpflanzen.

Was Dem gegenüber die Uebertragungen des Moralisch-Höheren betrifft, so haben wir den früher darüber gegebenen Erörterungen kaum noch etwas hinzuzusetzen. Wie wir schon mehrfach auseinandergesetzt, kommt es für das Gelingen zunächst darauf an, daß man das Vorurtheil gänzlich ablege, als wenn das Moralisch-Normale in irgend einer Form fertig angeboren wäre, und nur geweckt zu werden brauchte. Vielmehr können auch die moralisch-

*) M. vgl. hiezu oben S. 271 ff.

höheren Gebilde von Einem auf den Anderen nur übertragen werden in dem Maße, wie von Demjenigen, welcher die Uebertragung empfangen soll, die dafür erfoderlichen Vorbildungen entgegengebracht werden. Man denke an die Interessen für das Vaterland, für die Wahrheit, für die moralische Vervollkommnung selbst ꝛc. Finden sich diese Vorbildungen vor, so wird sich allerdings auch hier eine sehr bedeutende Macht der Uebertragung wirksam erweisen: indem nichts wirksamer im Guten weiter bringt und festigt, als eine tägliche und stündliche Anschauung desselben bei den nächsten Umgebungen.

Nach dieser Uebersicht sind wir nun im Stande, ohne große Schwierigkeit und erschöpfend die Fragen zu beantworten: wie, im Zusammenwirken aller dieser inneren und äußeren Faktoren der moralische Charakter des Menschen gebildet wird, und gebildet werden soll.

Was zuerst die wirkliche Bildung betrifft: so übt in jedem Augenblicke das Aeußere einen so großen Einfluß aus, als ihm das Innere gestattet, und das Innere macht sich in dem Maße geltend, wie es nicht durch das Aeußere gehindert wird. Denken wir uns die Seele moralisch noch ganz leer, so würde die Entwickelung, innerhalb der durch die allgemein-menschliche Prädetermination gelassenen Weite, rein durch das Aeußere bestimmt werden. Denken wir auf der anderen Seite die äußeren Verhältnisse im völligsten Gleichgewichte, oder so, daß sie in keiner Art weder das Eine noch das Andere vorzugsweise begünstigten, so würde die moralische Ausbildung in der Richtung fortgehn, welche

welche durch die Weckungsverhältnisse des innerlich Begründeten bedingt wäre. Nun findet sich freilich Keines von Beiden jemals in dieser Reinheit. Das Erste haben wir annähernd bei'm Kinde in seiner ersten Lebenszeit, das Zweite, wo das Leben ohne Erschütterungen, Eröffnungen neuer Aussichten, Umsetzungen irgend einer Art gleichmäßig fortgeht. Aber Jenes geht (wie wir uns überzeugt) im Fortschritte des Lebens immer mehr in Dieses über; und für Dieses können in der mannigfachsten Weise Störungen eintreten, welche, wenn auch nicht ganz jenes frühere Verhältniß, doch einzelne Bildungsepochen herbeiführen, die einen demselben sehr ähnlichen Charakter an sich tragen.

An und für sich hat in der menschlichen Seele Alles nebeneinander Platz. Da alle moralischen Angelegtheiten durch Spuren von früheren Entwickelungen begründet werden, welche die eine unter diesen, die andere unter jenen Verhältnissen entstehn: so ist es augenscheinlich, daß der moralische Charakter des Menschen in keiner Weise aus Einem gemeinsamen Keime erwächs't, oder aus Einem Stücke ist. Den einzigen ursprünglichen Einheitspunkt bildet die allgemein-menschlich-gleiche Prädetermination für die Abstufungen der Steigerungen und Herabstimmungen, welche aber, eben weil sie allgemein-menschlich-gleich begründet ist, und dabei doch auf der anderen Seite eine so große Weite für abweichende Entwickelungen läßt, in keiner Art als erzeugendes Prinzip betrachtet werden kann für den individuellen Charakter. Diese Prädetermination abgerechnet, muß alle Einheit erst werden durch Associationen, und alle Einstimmigkeit erst werden durch die Anziehung und Koncentration des Gleichartigen von besonders starken moralischen Gebilden aus. Auch findet sich wirklich ge-

wissermaßen in jedem Menschen Alles neben einander. Bei der unendlich vielfachen Uebertragung und Nachbildung fremder Entwickelungen kann es ja doch nicht fehlen, daß selbst der Edelste mancherlei Verkehrtes in sich aufgenommen und in Spuren aufbehalten hat. Aber indem die Angelegtheiten unendlich verschiedener Grade der Stärke, Frische, Strebungskraft ꝛc. fähig sind: so werden die Reproduktionen solcher Spuren nur wie flüchtige Einfälle über die Seele hinüberspielen, und im Verhältniß zu den sehr vielräumigen (durch sehr vielfache elementarische Spuren) begründeten moralischen Gebilden als so gut wie gar nicht vorhanden gelten können. Und auf der anderen Seite, bei der gegenwärtig so weit verbreiteten moralischen Bildung kann es nicht fehlen, daß sich selbst dem Verderbtesten mancherlei Auffassungen des Moralisch-Normalen aufdrängen. Aber auch sie sind wieder so schwach, so schattenartig, daß sie auf seine moralische Entwickelung keinen Einfluß zu gewinnen im Stande sind. Zwischen diesen beiden Aeußersten giebt es, der Art und dem Grade nach, unzählige Vermittelungen.

Es bedarf wohl kaum noch der Bemerkung, daß sich die auf die moralische Vervollkommnung gehenden Maßregeln, wenn sie einen günstigen Erfolg haben sollen, so individuell als möglich an das in jedem einzelnen Falle Gegebene anschließen, und dasselbe in seiner elementarischen Begründung fassen müssen. Jede Einwirkung, welche dies vernachlässigt, wird in Hinsicht ihres Erfolges stets mehr oder weniger problematisch sein; und ihr Produkt kann, selbst wenn der Zweck äußerlich erreicht scheint, nur als ein unvollkommenes Surrogat gelten.

Doch wir müssen, ehe wir dies weiter verfolgen, zunächst zu der zweiten der vorher bezeichneten Fragen über-

gehn: wie soll sich die moralische Bildung entwickeln? — Die allgemeine Antwort hierauf haben wir schon mehrfach auszusprechen Gelegenheit gehabt. Alles, was von der Welt praktisch (d. h. in Schätzungen und Strebungen) aufgefaßt wird, soll in Angemessenheit zu jenen allgemein-gültigen Abstufung der Güter aufgefaßt werden. Alles (sagen wir) was von der Welt praktisch aufgefaßt wird: denn der Mensch, als beschränktes Wesen, vermag nicht, auch nur annähernd, die Gesammtheit der Welt, ja auch nur unserer irdischen Verhältnisse, in sich aufzunehmen und zu reflektiren; und haben wir auch allerdings im Allgemeinen einen größeren Umfang des an die praktische Auffassung sich anschließenden Interesses als eine Vollkommenheit zu betrachten, so ist sie doch eine von der moralischen verschiedene Vollkommenheit; und auf der anderen Seite ist es nicht zu übersehn, daß zu große Ausdehnung (Vielfachheit) der Interessen zerstreut und schwächt. Der Mensch wird hin und her gezogen; er gewinnt keine Einheit in sich, keine Widerstandskraft Dem gegenüber, was der Augenblick anregt, keinen Zusammenhang des Strebens und Thuns. Wir vermögen einmal nicht an Allem zugleich Interesse zu nehmen, nicht Alles zugleich zu thun, was in der Welt des Interesses und des Thuns würdig und bedürftig ist; und so müssen wir denn auch in dieser Hinsicht unsere Kräfte weislich überschlagen, und uns Dem gemäß die Zielpunkte stecken: für unsere innere moralische Ausbildung eben so, wie für unser Handeln. Ueberhaupt ist Beschränktheit der praktischen Ausbildung, mag sie auch noch so groß sein, an und für sich nicht sittliche Abweichung (man denke an die Kinder, an die Thiere ꝛc.), sondern ist es nur, inwiefern sich damit übermäßige Stärke der Interessen, auf

welche der Mensch beschränkt ist, verbindet, und die praktische Ausbildung aufgehalten wird. Für diese müssen wir fodern, daß sie ununterbrochen fortschreite, in die Weite und in die Höhe, dem Maße der vorhandenen Urvermögen angemessen. Denn (wie wir schon früher*) bemerkt), inwieweit diese überhaupt für praktische Gebilde verwandt, und dabei nicht für umfassendere oder für edlere Interessen (Schätzungen und Strebungen) verwandt werden: insoweit werden sie nothwendigerweise für beschränktere und niedere verwandt, und, indem diese zu vielfach erzeugt werden, moralisch abweichende Gebilde begründet.

Wir bestimmen die aufgestellte Foderung noch genauer. Für die moralische Bildung, wie wir gesehn, haben wir auf der einen Seite die Anbildung neuer Urvermögen und die allgemein-menschlich-gleiche Prädetermination, auf der anderen die Bildungsverhältnisse; und, wenn also von diesen letzteren her nichts störend dazwischen träte, so müßte sich, da die Urvermögen moralisch-indifferent sind, und die Prädetermination die Grundwurzel des Moralischen, die sittliche Norm in voller Reinheit hervorbilden. Dabei ist vermöge dieser Prädetermination das Moralisch-Höhere zugleich das Psychisch-Stärkere (nur dadurch wird es eben zum Moralisch-Höheren); und denken wir uns also höhere und niedere Interessen in gleicher Vollkommenheit innerlich begründet und zum Bewußtsein ausgebildet, so würde es dem Menschen unmöglich sein, die letzteren höher zu schätzen oder in stärkerer Spannung zu erstreben. Soll dies also geschehn, so muß entweder in Hinsicht der

*) Vgl. S. 519.

inneren Bildung der Interessen oder in Hinsicht ihrer Ausbildung zum Bewußtsein etwas Mangelhaftes gegeben sein, und das Eine wie das Andere muß zuletzt in den Bildungsverhältnissen seinen Grund haben.

Wir untersuchen das Erstere näher. Eine mangelhafte innere Bildung der Schätzungen und Strebungen (eine mangelhafte Bildung der Angelegtheiten für diese) wird dadurch möglich, daß sich das Höhere erst allmählich hervorbilden muß, und zwar aus dem Niederen (aus dessen — psychischer — Substanz). Das Niedere also kann zu einem Uebergewichte gelangen, während das Höhere noch nicht gebildet ist, und dann entweder die Bildung von diesem verhindern, oder ihm doch in dieser größeren Stärke entgegenwirken. So werden, wenn beide in gleicher Vollkommenheit gebildet werden, die Vorstellungen und Empfindungen wahrhaft werthvoller Eigenschaften ohne Zweifel mit höherer Steigerung gebildet werden, und vermöge dessen für unsere Schätzung und unser Streben den Sieg davon tragen gegen solche, welche, an sich von geringem Werthe, durch äußeren Glanz und Schimmer bei Anderen Ehre verschaffen. Aber das Verhältniß kehrt sich um, wenn bei einem Menschen, ehe ihm noch die jenem ersteren eigenthümliche Steigerung in ihrer wahren Höhe aufgegangen ist, die an die letzteren geknüpften Steigerungen zahlreich erzeugt worden sind, und sich in Spuren erhalten haben. Eben so werden die Vorzüge Anderer bei uns eine willige Anerkennung finden, sobald wir sie und unsere eigenen, weniger vorzüglichen Eigenschaften, in ihrem wahren Charakter aufgefaßt haben; aber eine überstarke Ansammlung dieser, eine mangelhafte Ausprägung jener macht uns zu dieser Anerkennung unfähig. Und so bei allem Uebrigen.

Es wird also in dieser Beziehung darauf ankommen, daß in der gesammten praktischen Entwickelung auf jedem Punkte das Höhere in angemessener Vollkommenheit früher gebildet werde, als das damit kollidirende Niedere Zeit und Gelegenheit erhält zum Anwachsen. Der Schätzung und Begehrung sinnlicher Genüsse gegenüber müssen die Schätzung der Gesundheit und die Schätzung der geistigen Entwickelungen, welche dadurch Abbruch erleiden könnten, zur rechten Zeit in angemessener Vollkommenheit begründet werden; gegenüber dem Begehren von Gütern anderer Menschen zur rechten Zeit die Schätzung des Besitzrechtes derselben in ihrer eigenthümlichen Steigerung*); der Schätzung des Lobes und der Ehre gegenüber zur rechten Zeit die der wahren inneren Vollkommenheit. Damit eine übermäßige Hingebung an den Genuß verhütet werde, muß zur rechten Zeit das Bewußtsein der höheren an die Thätigkeit geknüpften Steigerungen entwickelt werden ꝛc. So lange diese höheren Entwickelungen noch nicht, oder nur unvollkommen möglich sind, muß der Erzieher ergänzend eintreten, und dem Kinde, welches, den zufälligen Einflüssen überlassen, haltungslos hin und her bewegt werden würde, einen festen Halt in der Richtung geben, welche zum Höheren hinführt. Der zur Mündigkeit ausgebildete Mensch muß sie sich in der bezeichneten Art selber geben.

Wir können diese Foderung auch so ausdrucken, daß die Entwickelung des Menschen in jedem Augenblicke harmonisch oder praktisch-vollständig, praktisch-erschöpfend vorschreiten müsse. Auch in dieser Beziehung

---

*) Vgl. hierüber oben S. 179.

halte man die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Vorstellungsbildung sorgfältig auseinander mit denen der moralischen Bildung. Es ist kein moralischer Fehler, wenn Jemand nicht weiß, daß der Genuß einer gewissen Speise, der sich im Einzelnen als unbedenklich darstellt, wiederholt genossen der Gesundheit schädlich ist, oder daß der Umgang mit Menschen von gewisser Art früher oder später der Sittlichkeit nachtheilig werden muß. Aber wohl ist es ein Zeichen von moralisch Abweichendem, wenn er, nachdem wir ihm diese verderblichen Folgen nachgewiesen haben, dennoch nicht von jenem Genusse oder von diesem Umgange lassen will; und diese moralische Abweichung selbst kann nur darin ihren Grund haben, daß er die an diese geknüpften Steigerungen sehr vielfach, und diejenigen, welche an die dadurch gefährdeten Güter geknüpft sind, gar nicht oder nur unvollkommen gebildet hat. Wir müssen demnach auf jedem Punkte nicht nur das durch die objektiven und durch die subjektiven Verhältnisse Bedingte vollständig im Vorstellen auffassen, im Denken konstruiren, sondern auch, mit Zuziehung aller uns offen stehenden Mittel, darauf hinarbeiten, daß die in jenen Gruppenverhältnissen erkannten Interessen in den Formen der Schätzung und des Strebens mit derselben Vollständigkeit und Entschiedenheit in uns begründet werden. Man sorge also in objektiver Beziehung dafür, daß die jedem Lebensverhältnisse, in welches wir eintreten, wesentlichen Interessen zu angemessener praktischer Einwirkung kommen (nach keiner Seite hin eine isolirende Ausschließung Statt finde &c.); und in subjektiver Beziehung unterstütze man die Hervorbildung der allgemein-menschlich-gültigen Norm: veranlasse die Kombinationen, welche dieselbe zu rechter Zeit hervortreten lassen.

Wie schon aus dem eben Mitgetheilten erhellt, kann für die durchgängig richtige innere praktische Bildung im Allgemeinen in zwiefacher Weise gesorgt werden: durch Hinlenkung der Entwickelung auf die edleren (höheren geistigen) Interessen, und durch Vertheilung des Niederen für mannigfache Interessen*). Im Allgemeinen ist Beides bei jedem Menschen möglich; im Einzelnen aber können sich von den früheren Bildungsverhältnissen, und selbst von den angeborenen Anlagen her Gründe ergeben, dem Einen oder dem Anderen den Vorzug zu ertheilen. In dem Maße z. B., wie das Niedere entweder schon vorhanden ist, oder seine vielfache Bildung nicht abzuwenden, und dasselbe dabei noch beweglich gegeben ist**), ist zunächst die Vertheilung rathsam; besonders wenn es von der Art wäre, daß es nicht wohl zu einem Höheren verarbeitet werden könnte, oder hiefür keine rechte Vorbildungen gegeben. Dagegen in dem Maße, wie das Niedere nicht mehr beweglich, sondern schon fester zusammengebildet ist, nur durch die Benutzung oder Erzeugung von Höherem geholfen werden kann. In den einen, wie in den anderen Fällen aber hat man dabei wohl in Betracht zu ziehn, ob auch Dasjenige, was als wünschenswerth erscheint, den Uranlagen und dem durch die früheren Bildungsverhältnisse Vorbereiteten nach, wirklich ausführbar ist.

Gehn wir nun zu dem Zweiten über, zu den mangelhaften Associations- und Erweckungsverhältnissen: so ist schon in den bisherigen Erörterungen hervorgetreten, wie sich diese und die fehlerhafte innere Ausbildung der

*) M. vgl. Band I., S. 411 u. 417 f.

**) Man vergleiche hiezu das S. 494 Auseinandergesetzte.

einzelnen praktischen Gebilde gegenseitig einander bedingen. In dem Maße, wie bei der praktischen Auffassung eines Lebensverhältnisses gewisse Glieder der dafür wesentlich bedingten Gruppe ausfallen, werden diejenigen, welche ihnen gegenüberstehn, und welche in jenen (objektiv oder subjektiv) ihr Gegengewicht erhalten haben würden, ungehörig wachsen; und auf der anderen Seite, in dem Maße, wie einige Glieder ungehörig stark sind, muß die richtige Gruppenbildung, und muß die richtige Bewußtseinsentwickelung in Hinsicht derselben gestört werden.

Man setze, es bieten sich einem Kaufmanne bei'm Beginnen seines Geschäftes Gelegenheiten dar zu kleinen Uebervortheilungen Anderer. Man setze ferner, dieselben werden von den Käufern entdeckt, und diese wenden sich deshalb von ihm; oder sie bezeigen ihm das Gefühl dieser Verluste in der Art, daß er zur sympathischen Nachbildung derselben angeregt wird; oder es wird dadurch, daß sie seine Uebervortheilungen nicht entdecken, und ihm fortwährend unbedingtes Vertrauen und Zufriedenheit, ja Dankbarkeit bezeigen, Scham in ihm erzeugt; oder auch ihr Wohlwollen gegen ihn regt, nach dem Verhältniß der Gleichartigkeit, Wohlwollen gegen sie auf, in Folge dessen er sich über seine Handlungsweise Vorwürfe macht. In allen diesen und ähnlichen Fällen wird er zum Guten zurückgeführt werden. Die erlangten eigenen Vortheile werden nicht in reiner Steigerung empfunden und begehrt; es treten ihnen Herabstimmungsgebilde an die Seite, durch welche (mögen sie sich nun auf den Handelnden selbst, oder auf Andere beziehn, sinnlicher oder geistiger Art sein rc.) das Anwachsen der auf jene Steigerungen sich beziehenden Neigungen gehindert wird. In dem Maße also, wie die diesem Lebensver-

hältnisse angehörige Gruppe von Interessen nach allen Seiten hin vollständig ausgebildet und reproducirt wird, bleiben auch die einzelnen Interessen innerhalb der normalen Bildungsverhältnisse. Das Moralisch-Abweichende kann sich nur entwickeln, inwieweit ihm ein freier Raum gegeben wird durch eine Lückenhaftigkeit der praktischen Auffassung, z. B. wenn die Nachtheile, welche jene Uebervortheilungen für Andere mit sich führen, von der Art sind, daß sie von diesen gar nicht bemerkt und auch sonst die Vorstellungen von dem Gewinn fortwährend in reiner Steigerung, die daraus hervorgehenden Begehrungen in reiner Spannung gebildet werden. Nur vermöge dieses Ausfalles in der praktischen Auffassung kann die unrechtmäßige Neigung anwachsen, und immer mehr anwachsen, bis dann zuletzt ein Grad von Selbstbeschränktheit erzeugt wird, der auch unter weit ungünstigeren Umständen vor Uebervortheilungen nicht zurückschreckt, selbst nicht vor solchen, wodurch Andere auf die empfindlichste Weise in Nachtheil gesetzt werden.

Oder man betrachte das Entstehen eitler Einbildung auf Talente und sonstige Vorzüge. Erhalten die auf diese sich beziehenden Steigerungsgefühle von Anfang an ihre natürliche Ergänzung: sei es nun in den Anschauungen von größeren Vorzügen bei Anderen, oder von Vorzügen höherer Art, oder in dem Bewußtsein von eigenen Unvollkommenheiten, oder in dem Zusammenstoßen mit den entgegengesetzten Ansichten und Werthgebungen anderer Menschen, oder wie sonst: so wird sich die Schätzung jener Vorzüge innerhalb der rechten Schranken halten. Wäre z. B. Jacob I. von England nicht ein König gewesen: er würde gewiß nicht in dem Grade eitler Pedant geworden sein, wie er in der Geschichte dasteht. Aber indem ihm die Stelle, welche er in der bürgerlichen

Gesellschaft einnahm, gegen alle Bestandtheile der praktischen Gruppe (um mich dieses Ausdruckes zu bedienen), welche ein angemessenes Gegengewicht hätten geben können, isolirte: so konnte sich die Eitelkeit ungehindert zu jeder Höhe erheben.

Auf der anderen Seite ist es eben so augenscheinlich, daß die ungehörige Stärke gewisser Schätzungen und Strebungen die angemessene Ausbildung der Gruppen von Interessen, welchen sie den Verhältnissen nach angehören, mehr oder weniger stören muß. So hindert die Genußsucht des Ausschweifenden die angemessene Empfindung der Uebel und des moralischen Verderbens, welche daraus für die Werkzeuge seiner Ausschweifungen hervorgehn; die Habsucht hindert die angemessene praktische Anerkennung fremder Rechte, der Ehrgeiz die angemessene Schäzzung der vielfachen Opfer, welche der Erreichung seines Zieles gebracht werden müssen ꝛc. Besonders häufig (wie schon diese Beispiele zeigen) und entschieden moralisch-verderblich wirkt in dieser Richtung namentlich die Verdunkelung der an die Mittel geknüpften Interessen*). An und für sich ist kein Mittel moralisch-verwerflich; es wird hiezu nur insoweit, als es Uebel in seinem Gefolge hat, welche (nach der allgemein-gültigen Werthgebung) größer sind, als die dadurch zu erreichenden Güter. Aber die Leidenschaft läßt die Schätzungen jener Uebel, selbst wenn sie im Inneren der Seele in der richtigen Höhe begründet vor-

*) Diese moralische Mißbildung ist also gewissermaßen als das Gegenstück derjenigen zu betrachten, wo über die Mittel die Zwecke vergessen werden; vgl. S. 353 ff.; auch zum Folgenden S. 29 ff.

handen sind, nicht zu vollem Bewußtsein ausgebildet werden; und indem sich dies öfter wiederholt, kann die darauf sich beziehende Gruppe eine Umschränkung erhalten, welche das Bewußtsein dieser Uebel auf das Entschiedenste ausschließt. Der Mensch also, wie sehr er vielleicht auch unter anderen Verhältnissen für ihre Schätzung empfänglich sein mag, zeigt sich, sobald diese Leidenschaft erregt ist, dafür völlig unempfindlich und abgehärtet: wodurch dann wieder auf der anderen Seite die Leidenschaft für ihr weiteres Anwachsen freien Raum gewinnt.

Beides nun: die übermäßige Macht der einzelnen Interessen und die mangelhafte Gruppenbildung, kann äußerlich, und kann innerlich bedingt werden. Hiebei muß man zwei Klassen von Urtheilen, die gewöhnlich zusammengeworfen werden, sorgsam auseinanderhalten. So lange die Uebermacht und die falschen Associationen äußerlich bedingt sind, können wir sie dem Menschen nicht moralisch zurechnen; ja selbst wenn das unrechte Handeln innerlich begründet ist, aber nur vermöge unrichtiger Associations- oder Weckungsverhältnisse, haben wir zwar eine Zurechnung, aber eine Zurechnung anderer Art: indem sich ja das Moralische lediglich auf die Beschaffenheiten der Schätzungen und Strebungen bezieht. Aber tritt nichts Anderes dazwischen, so folgt die Umwandlung dieser früher oder später nach, und dann also ist das moralisch-verwerfende Urtheil an seiner Stelle.

Man nehme ein Beispiel, welches sich den früher angeführten eng anschließt: den Lehrling eines Kaufmannes, welcher durch diesen zum Uebervortheilen der Käufer angeführt wird. Bisher ist gar keine Neigung dieser Art in ihm gewesen; und so wird denn das Uebergewicht der eigennüz-

zigen Interessen des Herrn anfangs nur etwa durch das Verlangen, diesem wohlzugefallen, oder durch die allgemeine praktische Vorstellung des Verhältnisses zu ihm vermittelt, und die Kombination, welche die Rücksicht auf die Interessen der Käufer ausschließt, von jenen Motiven aus oberflächlich übertragen und äußerlich gehalten werden. Aber je länger dieselbe ungestört bleibt: um so mehr festigt, und um so tiefer senkt sie sich in die Seele; und so entsteht vielleicht zuletzt die entschiedenste eigennützige Beschränktheit, entweder auf den Vortheil des Herrn, oder unmittelbar auf den eigenen.

Vergleichen wir nun in Bezug auf diese beiden Bildungsformen: die innere Stärke der Interessen und ihre Verknüpfungen, den Fortschritt der Lebensentwickelung, so ist es augenscheinlich, daß sich die verschiedenen Zeitabschnitte verschieden verhalten. Anfangs wird fast Alles durch die Art und Weise bestimmt, wie die Bildungsverhältnisse das Entstehn dieser oder jener Steigerungen und Herabstimmungen begünstigen. Es ist noch nichts, oder doch wenig, innerlich gegeben, was dem Einflusse davon widerstehn könnte, und also das Kind in Hinsicht der Bestimmung seiner Neigungen fast durchaus den Verhältnissen Preis gegeben, unter welchen es aufwächs't. Auf der anderen Seite, indem noch Alles einen mehr flüssigen Charakter an sich trägt, sind die Verbindungen unter den Interessen unsicher; und wir sehn nicht selten die für eine Zeit lang scheinbar stark begründeten später wieder gänzlich verschwinden. Aber je mehr Spuren zurückbleiben von früheren praktischen Entwickelungen: um desto mehr kehrt sich auch dieses Verhältniß um. Die Angelegtheiten der Interessen bilden sich in so entschiedener Stärke oder Schwäche aus, daß einzelne praktische Einwirkungen, und daß selbst ganze Reihen der-

selben wenig Einfluß ausüben*). Dem also, was sich als Steigerung oder Herabstimmung darbietet, wird sein Maß von innen bestimmt; und was nicht im Inneren ein Entsprechendes vorfindet, gleitet wirkungslos an der Seele ab. Dagegen zeigen sich in eben dem Grade die Verbindungen unter den Interessen von größerer Bedeutung; und vermöge dessen behält das Aeußere noch immer einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die moralische Ausbildung des Menschen. Es hat Jemand Versuchungen siegreich widerstanden, welche ihm Gewinn, und anderen, welche Ehre vorspiegelten, indem die darauf gerichteten Schätzungen und Strebungen rein neben, oder vielleicht gegen einander in Anspruch genommen wurden. Aber nun tritt irgend eine Wendung seines Schicksals ein, vermöge deren sie auf denselben Punkt zusammenwirken; hiemit werden außerdem vielleicht die Sorgen für seine Familie in Verbindung gesetzt: und wir sehn ihn der Versuchung unterliegen. In weiter vorgerückten Jahren also haben wir, bei uns selbst und bei Anderen, unsere vorzüglichste Aufmerksamkeit auf diese Verknüpfungen zu richten.

Dieses Ergebniß nun ist unstreitig für den Einzelnen, welchem seine moralische Vollkommenheit am Herzen liegt, als ein sehr befriedigendes anzusehn. Allerdings müssen wir fortwährend vorsichtig und wachsam sein: denn Niemand kann voraussehn, was ihm in diesen Beziehungen bevorsteht. Auf der anderen Seite aber, sind einmal die höheren Interessen in der Stärke, welche ihnen zukommt, ausgebildet, und die niederen in der rechten Unterordnung: so können wir allen Wechselfällen ohne Unruhe

*) Vgl. oben S. 353 ff.

entgegengehn. Denn wie sollte sich dieses Verhältniß umkehren? — Da die niederen Interessen schon ihrer Natur nach schwächer sind, so können sie, wenn sie nicht in zahlreichen Spuren begründet sind, den höheren in keiner Art den Vorrang streitig machen; und jede Versuchung kann nur dazu dienen, indem sie die Reaktion des Besseren aufruft, und diesem der Sieg verbleibt (die Erregtheit darauf hingezogen und koncentrirt wird), das Uebergewicht dieses letzteren noch entschiedener und größer zu machen. Denen, die Gott lieben, muß auch in dieser Hinsicht Alles zum Besten dienen. Eine ernstlichere Sorge also kann nur in Hinsicht unserer schwachen Seiten bedingt werden; oder vielmehr, es entsteht uns die Aufgabe, mit allen Kräften dahin zu arbeiten, daß wir keine schwachen Seiten mehr haben.

Ganz anders dagegen stellt sich die Betrachtung, wenn wir uns, über das moralische Interesse des Einzelnen hinaus, zu dem der menschlichen Gesellschaft im Ganzen erheben. Da die Fundamente der moralischen Bildung gelegt werden, lange ehe sich der Mensch die Aufgabe stellen kann, für seine moralische Vervollkommnung zu arbeiten; da eben deshalb die Meisten überhaupt nicht dazu kommen, dies auch nur einmal als Aufgabe mit klarem Bewußtsein und ernst ins Auge zu fassen; da überdies, wenn sie Jemand wirklich ins Auge faßt, jene Grundlagen in der Beschaffenheit, wie sie gegeben sind, in die Lösung eingehn, und diese als Hauptfaktoren bestimmen: so ist eine Vervollkommnung im Ganzen und Großen nicht von den Bemühungen der Einzelnen zu erwarten, sondern allein von der Gesammtheit. Eine durchgreifende Sicherheit für die moralische Bildung kann nur gewonnen werden vermöge einer Gemeinschaft, welche in al-

len ihren Gliedern einen moralisch hohen und reinen Geist athmet, diesen von der frühesten Kindheit an auf die heranwachsende Generation überträgt, und durch wiederholte Uebertragung kräftigt.

Dies ist es, was für die moralische Bildung, in allen ihren Richtungen und Formen, dem Staate und der Kirche eine so große Wichtigkeit giebt. Nur wer sich (in der Art der Stoiker) auf sich selbst beschränkt mit seinem moralischen Interesse, kann in dem Vertrauen auf die eigene Kraft Befriedigung und Beruhigung finden. Dehnen wir dagegen unser Interesse auf die Gemeinschaft, in der wir leben, oder auf die ganze Menschheit aus: so geht uns jene Beruhigung verloren; und wir werden über die Aufgabe der moralischen Kunstlehre hinausgetrieben, auf der einen Seite zu der Aufgabe der politischen Kunstlehre, und auf der anderen zur Betrachtung der Weltgeschichte und dem sich daran anschließenden Glauben an die göttliche Weltregierung*).

Die politische Kunstlehre, inwiefern sie auf die Bildung zur Sittlichkeit geht, hat allerdings nicht nur ihre Zwecke, sondern auch die regelnden Grundprincipien für die Bestimmung der Mittel, durch welche auf die Erreichung dieser Zwecke hinzuarbeiten ist, von der Moral zu entlehnen, ist also auch insoweit dieser untergeordnet. Die

*) Man vergleiche hiezu und zum Folgenden die in meinen „Grundlinien des Naturrechtes, der Politik und des philosophischen Kriminalrechtes", Band I., S. 123—46 und S. 398 ff. und in meinem „Systeme der Metaphysik und Religionsphilosophie", S. 462 ff. beigebrachten Bemerkungen.

Die Anwendung dieser Principien aber breitet sich über einen ungleich größeren Raum aus; und vermöge dessen gewinnen wir auch für die anzuwendenden Mittel im weiteren Verfolge einen ganz anderen Charakter. Und eben so kann auch die Beurtheilung der Weltgeschichte, so weit sie sich auf die sittlichen Fortschritte des menschlichen Geschlechtes bezieht, und kann der sich daran anschließende Glaube seine Grundlagen nur aus dem moralischen Bewußtsein entlehnen, wie es Jeder zunächst in sich findet; aber von diesen aus erstreckt sich der Blick jener über einen viel weiteren Horizont, und der religiöse Glaube verliert sich in das Unendliche. Indem wir also die Grenzen erreicht haben, die wir ohne die Hinzunahme von Fremdartigem nicht zu überschreiten berechtigt sind, müssen wir uns begnügen, zur Ergänzung auf die Wissenschaften hinzuweisen, welchen die Bearbeitung des darüber hinausliegenden Gebietes als Aufgabe gestellt ist.

Von demselben Verfasser erschienen früher in meinem Verlage:

Beneke, Dr. F. E., Grundlinien des natürlichen Systemes der praktischen Philosophie. 1ster Band. — Auch unter dem Titel: Grundlinien der Sittenlehre. Ein Versuch eines natürlichen Systemes derselben. 1ster Band: (Allgemeine Sittenlehre). gr. 8. 1837. 3 rtl.

—, desselben 3ter Band. — Auch unter dem Titel: Grundlinien des Naturrechts, der Politik und des philosophischen Kriminalrechts. 1ster Band: (Allgemeine Begründung). gr. 8. 1838. 2 rtl. 5 sgr. (2 rtl. 4 gr.)

—, Erfahrungsseelenlehre als Grundlage alles Wissens in ihren Hauptzügen. 8. 1820. 25 sgr. (20 gr.)

—, Erziehungs- und Unterrichtslehre. 1ster Band: (Erziehungslehre). gr. 8. 1835. 2 rtl. 15 sgr. (2 rtl. 12 gr.)

— —, 2ter Band: (Unterrichtslehre). gr. 8. 1836. 2 rtl. 15 sgr. (2 rtl. 12 gr.)

—, Grundlegung der Physik der Sitten, ein Gegenstück zu Kant's Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, mit einem Anhange über das Wesen und die Erkenntnißgrenzen der Vernunft. gr. 8. 1820. 1 rtl. 25 sgr. (1 rtl. 20 gr.)

—, neue Grundlegung zur Metaphysik als Programm zu seinen Vorlesungen über Logik und Metaphysik. gr. 8. 1822. geh. 5 sgr. (4 gr.)

—, Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit. Eine Jubeldenkschrift auf die Kritik der reinen Vernunft. gr. 8. 1832. broch. 22½ sgr. (18 gr.)

—, Lehrbuch der Logik als Kunstlehre des Denkens. gr. 8. 1832. 1 rtlr. 5 sgr. (1 rtl. 4 gr.)

—, die Philosophie in ihrem Verhältnisse zur Erfahrung, zur Spekulation und zum Leben. gr. 8. 1833. brosch. 25 sgr. (20 gr.)

—, Lehrbuch der Psychologie. gr. 8. 1833. 1 rtl. 15 sgr. (1 rtl. 12 gr.)

—, unsere Universitäten und was ihnen Noth thut. In Briefen an den Herrn Dr. Diesterweg, als Beitrag zur „Lebensfrage der Civilisation". gr. 8. 1836. geh. 15 sgr. (12 gr.)

—, de veris philosophiae initiis dissertatio inauguralis scripsit atque amplissimi philosophorum ordinis auctoritate pro summis in philosophia honoribus in Universitate Berolinensi rite adipiscendis publice defendet D. IX. M. August. A. MDCCCXX. hora XI. 8. 1820. geh. 5 sgr. (4 gr.)

—, Schutzschrift für meine Grundlegung zur Physik der Sitten. gr. 8. 1824. 10 sgr. (8 gr.)

—, Syllogismorum analyticorum origines et ordinem demonstravit. 4. 1839. 5 sgr. (4 gr.)

—, Beiträge zur Seelenkrankheitskunde. gr. 8. 1824. 3 rtl. 10 sgr. (3 rtl. 8 gr.)

E. S. Mittler.




89094558947
b89094558947a